

Napoleon I.

Friedrich Kircheisen

SEIN LEBEN UND SEINE ZEIT VON

F. M. KIRCHEISEN: NAPOLEON I.

 DRUCK DER
SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG



General Bonaparte auf seiner Durchreise durch Basel am 24. November 1797.
Gezeichnet und gestochen von M. Wocher.
(Stadt-Bibliothek Zürich.)

NAPOLEON I.

SEIN LEBEN UND SEINE ZEIT

VON

FRIEDRICH M. KIRCHEISEN

MIT ABBILDUNGEN, FAKSIMILES, KARTEN UND PLÄNEN

DRITTER BAND

MÜNCHEN UND LEIPZIG 1914 BEI GEORG MÜLLER

VORWORT ZUM DRITTEN BAND

Dieser dritte Band behandelt — abgesehen von dem Seekrieg von 1793 bis 1798 — kaum zwei Jahre aus dem Leben Napoleons, doch zwei Jahre, die überaus reich an wichtigen Ereignissen waren. Wir begleiten unsern Helden von Mailand durch die Schweiz nach Rastatt, wo er als Vorsitzender der französischen Gesandtschaft den Kongreß mit den Vertretern des Deutschen Reichs eröffnete. Trotz seiner Jugend begrüßte und behandelte man ihn allerorts wie einen Herrscher, so sehr waren seine glänzenden Erfolge in den Ländern, die er wie im Fluge durcheilte, bekannt geworden. Er schien durchaus nicht verlegen zu sein, daß man ihm Huldigungen darbrachte, die nur gekronten Häuptern zukamen. Auch in Paris wurde er auf das schmeichelhafteste empfangen, doch galt dieser Empfang, den ihm das Volk bereitete, mehr dem Friedensschließer als dem siegreichen Schlachtenlenker. Das Direktorium hingegen, das dem General wegen seiner eigenmächtigen Handlungsweise beim Friedensabschluß von Campoformido noch grollte, sah ihn ungern und begünstigte seine Entfernung aus der Hauptstadt, da es des Generals Volkstumlichkeit fürchtete.

Noch während Bonaparte in Italien weilte, hatte ihn seine Regierung zum Oberbefehlshaber des Heeres von England ernannt. Als er dann nach Paris zurückgekehrt war, mußte er sich bei einer Besichtigungsreise nach der Nordküste Frankreichs und Belgiens von der Unmöglichkeit

überzeugen, schon jetzt einen Feldzug nach dem Inselreich zu unternehmen. Vielmehr richteten sich seine Blicke wieder nach dem Orient. In Gemeinschaft mit Talleyrand entwickelte sich der Plan eines Feldzuges nach Ägypten.

Während sich Bonaparte in Paris und auf der Reise nach den Küsten befand, brach in Rom ein Aufstand aus, der durch französische Waffen niedergeworfen ward. Er hatte zur Folge, daß Europa um eine neue Republik bereichert wurde. Eine im französischen Heere ausgebrochene weitverzweigte Verschwörung gefährdete das Dasein der Römischen Republik; das Komplott wurde aber noch rechtzeitig unterdrückt, ehe es dem französischen Einfluß in Italien von größerem Schaden werden konnte. Auch in die Angelegenheiten der Schweiz mengte sich das Direktorium und ließ teils durch List, teils durch Waffengewalt die wichtigsten Kantone des Landes besetzen.

Der noch während Bonapartes Anwesenheit in Rastatt begonnene Kongreß tagte fort. Ein Zwischenfall in Wien, der durch Unvorsichtigkeit des französischen Gesandten Bernadotte verursacht worden war, hätte die Friedensarbeit der Gesandten beinahe zunichte gemacht und die Kriegsfackel von neuem auflodern lassen.

Nachdem der Feldzug nach dem Pharaonenlande einmal beschlossen war, ging Bonaparte mit Feuereifer an die Verwirklichung seiner Pläne. Wir folgen ihm von Paris nach Toulon, von dort nach Malta, und nachdem diese Feste des Johanniterordens den Franzosen in die Hände gefallen war, nach Alexandria. Bonaparte war glücklich der Verfolgung Nelsons entgangen. Nach seiner Ankunft in Ägypten machte er sich sofort an die Eroberung des Landes. Nach einem beschwerlichen Marsch durch die Wüste schlug er die Mamelucken bei Kobrakit und den Pyramiden, leitete im Herbst von Kairo aus die Verwaltung der neuen Kolonie und machte gegen Jahresschluß einen Vorstoß nach Suez. Dabei entdeckte

er die Spuren des alten Kanals, der ehemals das Rote mit dem Mittelländischen Meere verbunden hatte. Währenddessen setzte Desaix dem in der Schlacht bei den Pyramiden entkommenen Murad-Bei nach und vollendete die Eroberung Oberägyptens bis zu den Nilfällen.

Die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir änderte nicht viel an den weitschauenden Plänen Bonapartes, ebensowenig der Aufstand in Kairo, der bald unterdrückt wurde. Da es jetzt keine Feinde mehr in Ägypten zu bekämpfen gab, die Beruhigung und die Besiedelung des Landes immer größere Fortschritte machte, beschloß Bonaparte, die türkische Macht in Syrien anzugreifen, um einem Einfall der Türken in Ägypten zuvorzukommen. Die Beschreibung dieses Zuges nach Syrien wird den vierten Band meines Werkes eröffnen.

Während der zweite Band fast ausschließlich den italienischen Feldzug der Jahre 1796 und 1797 behandelte, ist dieser dritte Band nur zum Teil kriegerischen Ereignissen gewidmet. Er enthält zahlreiche Kapitel über politische, diplomatische, Kultur- und Seegeschichte. Auch einige Abschnitte sind darin enthalten, die Bonaparte als Privatmann behandeln. Besonders gebe ich, wie übrigens auch in den ersten beiden Bänden zuvor, fast Tag für Tag die Tätigkeit und den Aufenthalt Bonapartes an, soweit dies durch Einzelforschungen festgestellt werden konnte.

Wie in keinem Bande zuvor bin ich in der Lage gewesen, Neues zu bringen, sei es an Tatsachen, sei es an Beobachtungen und Wertschätzungen. Zum ersten Male erfährt der Leser die genauen Einzelheiten über die Reise Bonapartes durch die Schweiz und während seines kurzen Aufenthaltes in Rastatt und Paris. Dem Plane eines Feldzuges nach England, der in den meisten Darstellungen nicht nur völlig vernachlässigt, sondern meist als nie ernstlich beabsichtigt hingestellt wird, ist eine eingehende Untersuchung gewid-

met worden. Gleichfalls ist die Frage, wie der Entwurf zum ägyptischen Feldzuge entstand, eingehend erörtert worden. Ebensowenig war bisher bekannt, daß von dem Plan zum Feldzuge nach Ägypten nicht nur ganz wenige, sondern sogar viele Personen wußten. Aber auch in diesem Falle haben die Geschichtsschreiber sich zuviel auf Bourrienne und andere unsichere Memoirenschreiber verlassen. Ich glaube jetzt endgültig das Dunkel, das über diesen beiden Plänen geschwebt, gelichtet und den Zusammenhang festgestellt zu haben. Wenig ist auch bisher über die Fahrt Bonapartes nach Ägypten und das Leben an Bord der Flotte bekannt gewesen.

Die kriegerischen Ereignisse selbst sind seit Erscheinen der trefflichen Dokumentensammlung über den ägyptischen Feldzug des französischen Generalstabsoffiziers La Jonquière genau bekannt geworden. Auf Grund dieses ausgezeichneten Werkes und anderer Dokumente habe ich die Forschungen La Jonquières noch hier und da ergänzen können. Neues erfährt der Leser auch aus dem Kapitel über die ägyptischen Zustände vor und während des Einfalls der Franzosen sowie über die Errichtung des Instituts von Ägypten und über die Reise Bonapartes nach Suez. Schließlich möchte ich auch noch die Darstellung des Seekriegs (1793–1797) erwähnen, die bisher in außerenglischen Werken nahezu vollkommen vernachlässigt wurde. Auch über die Fahrt Nelsons von Gibraltar nach Ägypten, sowie über die Seeschlacht von Abukir, habe ich auf Grund neu bekannt gewordener Papiere eine genauere Darstellung als bisher geben können.

Spezialuntersuchungen haben wohl den Vorteil, die Tatsachen und handelnden Personen bis ins einzelne kennen zu lernen, doch gewinnt man oft ein falsches Bild von ihnen. Nur die Gesamtforschung, die auf Grund der Dokumente und Sonderforschungen aufgebaut worden ist, wird uns ein

der Wahrheit nahekommendes Bild vergangener Zeiten zurückrufen. So ist es auch bei Napoleon. So wenig Sonderforschungen entbehrt werden können, so vermag doch nur die Gesamtforschung, die Darstellung seines ganzen Lebens und seiner Umwelt, den Mann erkennen zu lassen, wie er wirklich war. Jeder Band wird dazu beitragen, uns einen neuen Napoleon mit allen seinen Vorzügen, aber auch mit allen seinen Schwächen und Fehlern, erstehen zu lassen. Nie werde ich mich bei meinen Forschungen vor der Wahrheit scheuen und werde sie immer aussprechen, wenn ich sie entdeckt zu haben glaube. Deshalb fort mit allen Legenden, aber auch fort mit allen Verleumdungen und Beschimpfungen, die über den Mann verbreitet worden sind, der Großes gewollt und auch Großes geschaffen hat!

Mein Buch ist keine Streitschrift. Auf Grund der Dokumente und Einzelforschungen füge ich Stein auf Stein, bis das Gebäude fertig ist und lasse mich durch nichts beirren. Ich stelle zahllose Angaben richtig, doch ohne dabei früher verbreitete falsche Ansichten zu erwähnen. Nur bei besonders wichtigen Fällen, wie bei der Entwicklung der Pläne zum Feldzug nach England und nach Ägypten, bei der Darstellung der Schlacht an den Pyramiden, der Seeschlacht bei Abukir und später bei der Erschießung der Gefangenen von Jafa und der Vergiftung der Pestkranken gebe ich auch die entgegengesetzten Meinungen an.

Für den dritten Band meiner Geschichte Napoleons habe ich vorwiegend folgende Abteilungen meiner „Bibliographie des napoleonischen Zeitalters" benutzt: 1. Band. Abt. I. Weltgeschichte: Kap. 1. Politische Geschichte; 3. Verträge. — Abt. II. Staatengeschichte: Kap. 1. Frankreich. A. Politische Geschichte: a) Direktorium; B. Innere Geschichte. e) Heer; 4. Italien; 5. Deutschland; 6. Schweiz; 7. Großbritannien und Irland; 13. Balkanstaaten. — Abt. III. Kriege; Kap. 1 bis 4. Allgemeines, Seekriege,

Kriegskunst, Soldatenerinnerungen; Kap. 7. Rastatt, 1797–1799; Kap. 8. Ägypten, 1798–1799. — 2. Band. Abt. IV. Napoleon und seine Familie: 1. Werke; 2. Korrespondenz; 3. Biographien; 4. Einzelheiten seines Lebens. A. Jugend, 1769—1799; 5. Napoléon intime; 6. Familie Napoleons. — Abt. V. Memoiren, Korrespondenzen, Biographien: die Personen, auf die am Anfang eines jeden Kapitels oder Abschnitts verwiesen wird. Endlich sind noch die ungedruckten Abteilungen: VI. Flugschriften; VII. Reisen und VIII. Zeitschriften sowie Nachträge zu erwähnen.

Gern hätte ich bei dieser Gelegenheit angekündigt, daß ich den noch ungedruckten Teil meiner „Bibliographie des napoleonischen Zeitalters" in Druck gegeben habe, da er doch seit ungefähr fünf Jahren im Manuskript beendet ist. Es vergeht fast keine Woche, daß ich nicht aus Deutschland, Frankreich, Italien, England, Rußland oder irgendeinem Teile der Welt Anfragen erhalte, wann die übrigen Bände meiner Bibliographie erscheinen werden! Leider muß ich meine zahlreichen Freunde noch auf einige Zeit vertrösten. Ich habe zehn Jahre meines Lebens auf die Abfassung der Bibliographie des napoleonischen Zeitalters verwendet — ich spreche natürlich von der großen bibliographischen Sammlung — und habe dabei auch mein Vermögen geopfert, so daß ich günstigere Zeiten abwarten muß. Mir selbst liegt nichts an der Drucklegung dieses Werkes, denn ich strebe nicht nach äußerlichem Ruhm. Meine einzige Befriedigung liegt in meiner Arbeit. Nur verwahren möchte ich mich gegen den Vorwurf, der gegen mich erhoben werden könnte, daß ich die Bibliographie n i c h t f o r t s e t z e n w i l l, denn sie ist seit Jahren b e e n d e t, wenn sie auch noch nicht gedruckt ist. — —

Mir scheint, daß der Bilderschmuck des vorliegenden Bandes, sowohl was Auswahl als auch Wiedergabe anlangt,

besonders gut geraten ist. Jedoch werden diejenigen, die das Buch durchblättern, wohl kaum ahnen, mit welchen Kosten und welcher Mühe das Auffinden der oft sehr seltenen Bilder verbunden war, und welches Opfer auch mein Verleger, Herr Georg Müller, für die Anfertigung der zahlreichen Druckstöcke gebracht hat!

Aber zufrieden sind doch nicht alle. Ich sehe es an zahlreichen Schriften, die an den Verlag oder an mich gerichtet sind und dringend um Beschleunigung des Werkes bitten. Diesen Ungeduldigen kann ich nur sagen, daß ich fortgesetzt an der Fertigstellung meines Werkes arbeite. So gern ich selbst einen baldigen Abschluß des Werkes erwünschte, so wenig dürfte dies auf Kosten der Güte des Buches geschehen, denn lieber will ich die Feder ganz niederlegen, als irgendwelche wichtige, oft schwer erreichbare Quellen vernachlässigen, zu deren Auffindung viel Zeit verbunden ist. Ich bin aber in der angenehmen Lage, meinen Lesern ankündigen zu können, daß ich vermutlich im Laufe des Jahres 1914 in der Lage sein werde, zwei Bände fertigzustellen, die die Ereignisse bis zum Kaiserreich führen werden.

Einer dieser Bände, der vierte oder der fünfte, wird ein ausführliches Personen- und ein geographisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände enthalten.

Groß ist wieder die Zahl derjenigen, die mir in irgendeiner Weise bei der Herbeischaffung der Quellen, der Bilder oder beim Korrekturenlesen geholfen haben. Ihnen sei allen herzlichst gedankt. Besonders aufopfernd haben sich wieder meine Freunde Herr Hauptmann Fleischer und Herr Paul Aretz gezeigt. Erwähnen möchte ich noch außerdem den unermüdlichen Herrn Gustav Gugitz in Wien, der mir eine große Anzahl Bilder hat vervielfältigen lassen, und meinen Freund, Herr Aboll Ghassem Khan, der mir bei der Übertragung der arabischen und türkischen Namen manchen Dienst erwiesen hat.

Das Übersetzungsrecht in andere Sprachen, auch ins Russische, behalte ich mir ausdrucklich vor. Anfragen bezüglich meiner Werke und deren meiner Frau bitte ich an mich zu richten.

Genf, im Dezember 1913.

FRIEDRICH M. KIRCHEISEN.

ERSTES KAPITEL

DES ITALIENISCHEN SIEGERS REISE DURCH DIE SCHWEIZ

(November 1797)

Nachdem Bonaparte zwei, drei und noch mehr Feinde zu Boden geworfen, mehrere große Armeen besiegt, zerstreut oder vernichtet, zahlreiche Staaten und Provinzen aufgelöst oder neugegründet und den Frieden mit Österreich geschlossen hatte, verließ der Sieger von Italien das Land, wo er mit einem Schlage zu einem großen Feldherrn geworden war! Hier hatte er auch seine erste und größte Liebe, die Liebe zur unvergleichlichen Josephine durchlebt und um ihretwillen die schrecklichsten Qualen der Eifersucht erlitten.

Viel Ehrungen sollten den jungen General auf dem Wege durch Frankreich, die Schweiz und Deutschland nach Paris erwarten. Mit ungeteilter Begeisterung kamen die Bewohner der Städte und Dörfer, die er oft wie im Fluge durcheilte, herbei, um den jugendlichen Helden zu sehen und zu bewundern, den Mann, der sich in so kurzer Zeit so unsterblichen Ruhm als Feldherr, Staatengründer und Friedensstifter erworben hatte.

Aber alle diese Gunstbezeugungen nahm der bereits sehr verwöhnte General als selbstverständlich, ja gleichgültig an. Sogar die Ehrungen, die man ihm in Paris darbrachte, nahm er mit einer Ruhe und Gelassenheit hin, als wären er

und seine Familie seit Generationen an derartige Huldigungen gewöhnt! Und doch war Paris die Stadt, auf die damals die Augen der Welt gerichtet waren, die Stadt, die über Glück und Unglück der Völker zu entscheiden hatte, die er ehedem so sehnsüchtig kennen zu lernen wünschte, und wo er so gern eine Rolle gespielt hätte.

Am 17. November 1797 brach Bonaparte in Mailand auf und begab sich, von den Adjutanten Marmont, Lavalette und Duroc, dem Sekretär Bourrienne und dem Arzt Yvan begleitet, nach Turin*). Am nächsten Morgen traf er sehr zeitig in der piemontesischen Hauptstadt ein. Der König Karl Emanuel II. ließ den General durch Vermittlung des Grafen Saint-Marsan einladen, im Schlosse zu bleiben oder wenigstens bei Hofe zu erscheinen. Wegen der sehr gespannten Beziehungen zwischen der französischen und piemontesischen Regierung jedoch nahm Bonaparte das Anerbieten nicht an und zog vor, die wenigen Stunden seines Aufenthaltes in Turin beim französischen Gesandten Miot de Mélito zu verbringen.

Mit diesem sprach er sehr bemerkenswerte Worte über die Ereignisse des 18. Fructidor. „Glauben Sie nicht," sagte er unter anderem, „daß mich die Übereinstimmung mit den Ideen derjenigen, welche ich unterstützt habe, dazu veranlaßt hätte. Ich wollte von der Rückkehr der Bourbonen nichts wissen, hauptsächlich da sie von der Armee unter Moreau und Pichegru zurückgeführt worden wären. Die im Portefeuille von Antraigues gefundenen Papiere hatten mich genügend über die Pläne der beiden Generale aufgeklärt. Kurz, ich will von der Rolle eines Monk nichts wissen; ich will sie weder spielen, noch erlaube ich, daß andere sie spielen.

*) Junot scheint erst später zu Bonaparte gestoßen zu sein; jedenfalls befindet er sich in Bern in der Umgebung des Generals. Lavalette erwähnt ihn aber nicht in seinen Erinnerungen.

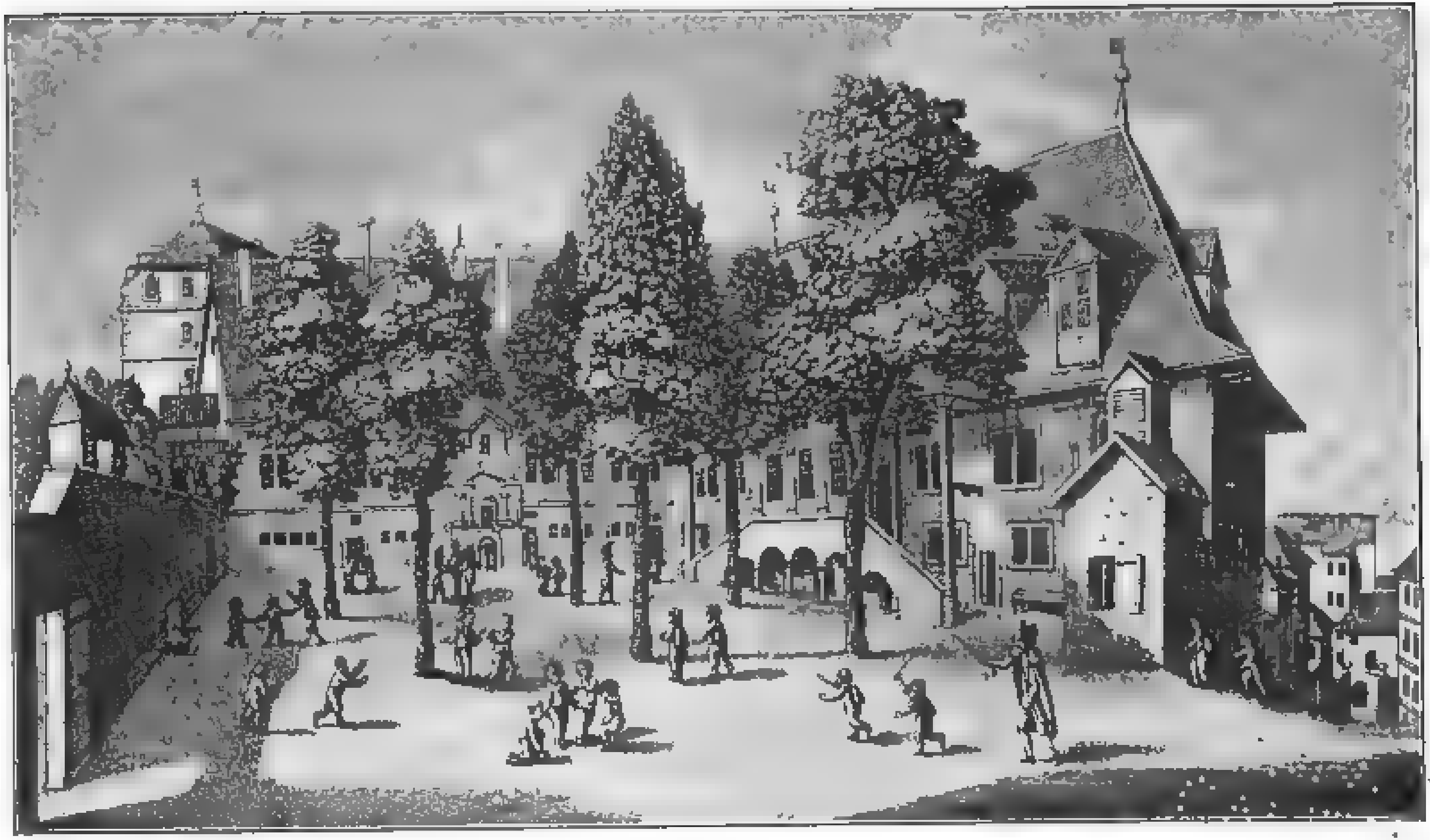
Aber diese Advokaten von Paris [damit meinte er Merlin de Douai und François de Neufchâteau, die an Stelle Carnots und Barthélemys gewählt worden waren], welche man ins Direktorium einsetzte, verstehen von der Regierung nichts. Es sind kleine Geister. Ich werde ja sehen, was sie in Rastatt anfangen werden. Ich zweifle jedoch sehr, ob wir uns so lange verstehen und zusammen Schritt halten können. Ich weiß, daß sie auf mich eifersüchtig sind. Trotz der Schmeicheleien, die sie mir vorspiegeln, werde ich mich von ihnen nicht anführen lassen; sie fürchten mich eher, als daß sie mich lieben. Sie beeilten sich, mich zum General der Armee von England zu ernennen, um mich von Italien zu entfernen, wo ich Herr und viel unumschränkter als General der Armee bin. Sie werden sehen, wie sich die Sache wenden wird, wenn ich einmal nicht mehr dort bin. Ich lasse Berthier an meiner Stelle dort, aber er wird unmöglich imstande sein, als Oberbefehlshaber zu kommandieren, und, ich sage es im voraus, er wird nichts wie Dummheiten machen. Was mich betrifft, mein lieber Miot, so muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht mehr gehorchen kann; ich habe nun einmal den Oberbefehl gekostet und könnte ihn nicht mehr entbehren. Mein Entschluß ist gefaßt: wenn ich nicht Gebieter sein kann, so werde ich Frankreich verlassen! Ich will nicht die Mühe für so viel Dinge gehabt haben, um alles den Advokaten zu überlassen. Was dieses Land da anbetrifft (er sprach von Piemont), so wird es nicht lange in Frieden sein. Ich habe mein möglichstes getan, um die Ruhe des Königs zu sichern; aber das Direktorium hat um sich herum eine Menge Patrioten und Ideologen, die von der Politik nichts verstehen. Sie werden Italien in Aufruhr bringen und uns eines schönen Tages verjagen."

Darauf sprach Miot de Mélito vom Hofe von Turin. „Ich will nicht hingehen," antwortete Bonaparte, „ich will weder

Feste noch Ehrungen. Ich will nicht täuschen: meine Gegenwart am Hofe, eine Unterhandlung mit dem König würde mehr versprechen, als ich halten könnte. Er würde sich in Sicherheit glauben, nachdem er mich Auszeichnungen und Begünstigungen annehmen ließ; und dann wäre es mit alledem nichts."

Nach einer kurzen Unterredung mit dem piemontesischen Minister des Äußeren, dem Grafen von Priocca, im französischen Gesandtschaftsgebäude, verließ Bonaparte noch vor 10 Uhr die Hauptstadt, überschritt am nächsten Tage den Mont Cénis und traf am 20. abends gegen 6 Uhr in Chambéry ein. Hier, in der ersten größeren französischen Stadt bereitete man ihm einen glänzenden Empfang, ließ ihm zu Ehren die Stadt feierlich beleuchten, und der Stadtrat gab gelegentlich der Anwesenheit des Siegers von Italien ein Fest im Stadthause. Einige Bürger hatten begeistert ausgerufen: „Es lebe der Vater der Soldaten", und diese Huldigung hatte Bonaparte, wie Marmont erzählt, am meisten gefallen.

In der Nacht vom 20. zum 21. November finden wir den General auf der Reise über Aix, Annecy und Saint-Julien nach Carouge, der letzten französischen Stadt in der Nähe von Genf. Hier traf er am Morgen des 21. November ein. Wiederum ward ihm ein würdiger Empfang bereitet. Der Rat der Stadt Genf hatte einen seiner Staatssekretäre, den Bürger Didier, über Carouge hinaus zur Bewillkommnung Bonapartes entgegengesandt. Er sollte auch den General fragen, wann dieser die Genfer Abgeordneten empfangen wolle. Auf der Straße nach Saint-Julien traf Bonaparte den französischen General Pouget, der mit seinem Stabe gleichfalls dem Sieger von Italien entgegengeritten war. Nach einem kurzen Imbiß in der Herberge zum „Grand Cerf", und nach abgehaltener Musterung über die kleine, 200 Mann starke Garnison und die Nationalgarden von Carouge,



Das ehemalige „Collège" in Genf.

(Nach einem Stich aus dem achtzehnten Jahrhundert.)

verließ Bonaparte in einem mit acht Pferden bespannten Wagen den Ort. Unter Geschützdonner hielt er gegen 3½ Uhr seinen glänzenden Einzug in Genf. Gegen 3¾ Uhr traf er beim französischen Residenten Felix Desportes, einem geistreichen Mann, auf der Place du Grand-Mézel ein und empfing in dessen Wohnung etwa anderthalb Stunden später den Syndikus Gervais mit zwei seiner Kollegen (es waren Butin und Rivard), die den General mit einer feierlichen Rede willkommen hießen. Aus Mangel an Zeit, oder vielleicht auch aus politischen Gründen, nahm er das ihm zu Ehren von der Stadt veranstaltete Festessen nicht an, sondern verbrachte in Gesellschaft von drei der Genfer Syndizi den Abend in der Villa des Residenten Desportes in Saint-Jean, einem Vorort der Stadt.

Ohne Rast und Ruhe, immer tätig und handelnd, war Bonaparte bemüht, sich im Interesse seiner Regierung, aber auch in seinem eigenen, über alles zu unterrichten. Nach dem Essen hatte er eine Unterredung mit dem Mailänder Grafen Casatti, der vor kurzem aus Lyon gekommen war, um ihm eine Verschwörung, die gegen das Leben des Generals und des Direktors Barras gerichtet sei, zu entdecken. Im Laufe der Unterhaltung offenbarte ihm auch Casatti, daß zwei Genfer, namens Bontems und Hentsch, die Entweichung des ehemaligen Direktors Carnot aus Paris begünstigt hatten. Aus Furcht vor der großen Nachbarrepublik und um Bonaparte gefällig zu sein, ließ die Genfer Regierung beide verhaften und vor den General führen. Hentsch, ein Bankier, der nur Carnots Gelder verwaltet hatte, vermochte sich leicht zu rechtfertigen. Bontems hingegen wurde bis zu einem Entschluß des Direktoriums in Haft gehalten, nach Verlauf eines Monats jedoch wieder freigelassen. Casatti wurde nach Paris gebracht, aber auch er erhielt bald seine Freiheit wieder.

Bonaparte hatte seine Abreise auf den nächsten Tag,

früh 5 Uhr festgesetzt, aber sein Reisewagen, der ausgebessert werden mußte, war nicht zur Abfahrt bereit. Wohl oder übel mußte sich daher der General zum Bleiben entschließen. Er gestattete sich einige Stunden der langentbehrten Ruhe.

In Begleitung Desportes', Marmonts und einiger Genfer, darunter der Naturforscher Gosse, machte er am Vormittag einen Ausflug in die Umgebung von Genf. Er wurde von der Bevölkerung meist mit lebhafter, ungekünstelter Begeisterung begrüßt. Mit großem Interesse besuchte er auch die Bibliothek, die sich damals im Collège Calvin befand.

Endlich, am Nachmittag, war sein Reisewagen bereit. Gegen fünfeinhalb Uhr verließ er unter Kanonendonner die Stadt Rousseaus, für die er stets großes Interesse zeigte. Hatte sie doch durch ihre Ideen den größten Einfluß auf die französische Revolution ausgeübt. Trotz der schönen und verheißungsvollen Worte jedoch, die er den Genfern gesagt hatte, kümmerte sich das französische Direktorium wenig um diese Stadt, denn wenige Monate später, im April 1798, wurde Genf von französischen Truppen besetzt und in die große Nachbarrepublik einverleibt.

Als der General Bonaparte durch die Schweiz reiste, hielt sich der alte Necker auf seinem Schlosse in Coppet auf. Er hoffte, daß ihm Bonaparte einen Besuch machen würde. Aber dieser hatte wenig Interesse für den ehemaligen Finanzminister Ludwigs XVI. Der General unterließ deshalb den Besuch bei Necker. Ebensowenig hatte er Lust, von Genf aus das Schloß Voltaires, des Philosophen von Ferney, zu besuchen, da er auch Grunde hatte, mit diesem unzufrieden zu sein.

Der Oberstleutnant Wurstemberger war von der Berner Regierung zur Bewillkommnung des Siegers von Italien an die Grenze des Waadtlandes gesandt worden und wartete

bereits seit acht Tagen ungeduldig in Coppet. Auch der Landvogt von Nyon, Herr von Rodt, war Bonaparte bis Coppet entgegengegangen, doch der General hielt sich unterwegs nicht auf*). Beide Abgeordnete konnten daher ihren Bewillkommnungsgruß erst in Nyon anbringen. Trotz der Kürze der Zeit fand Bonaparte Gelegenheit, sich hier fast eine halbe Stunde mit einer älteren Dame, Fräulein Agier-Prévost, die er von Brienne oder Lyon her kannte, zu unterhalten.

Er äußerte sich ihr gegenüber sehr günstig über den Empfang, den ihm die Genfer bereitet hatten. Unter anderem soll er auch gesagt haben: „Wenn diese Stadt nicht frei wäre, so verdiente sie, daß man ihr die Freiheit zurückgäbe." Interessant ist es, zu beobachten, wie sehr Bonaparte an alten Bekannten, besonders an denen aus seiner Jugendzeit hing; sie alle konnten, zumal nachdem er zu Macht und Ansehen gekommen war, gewiß sein, von ihm immer ein freundliches Wort oder eine Gunst zu erhalten!

Über Rolle und Morges ging es weiter nach Lausanne. Nur in Rolle ließ er halten, um die Witwe des Generals Laharpe zu begrüßen. In Lausanne kam der General am 22. November gegen 1 Uhr an. Trotz der vorgerückten Stunde war die ganze Stadt auf den Beinen, um den Sieger über die Heere des deutschen Kaisers von Angesicht zu Angesicht zu schauen und zu bewundern. Nach einem kurzen Halt im Hotel zum „Lion d'Or", wo er vom Landvogt von Büren empfangen wurde, den er schon von Kor-

*) Bonaparte wies das Anerbieten der Berner Regierung, ihm einen Vorspann zu stellen, ab, da er mit den Genfer Lohnkutschern Gebrüder Vicat einen Vertrag abgeschlossen hatte. Demzufolge sollten diese ihn bis nach Deutschland bringen. Bis kurz vor Coppet war man im Trab gefahren, aber als man den Ort durchquerte, gingen die Pferde zum rasenden Galopp über, ohne daß die Kutscher auf die Zurufe, anzuhalten, hörten. Die Zeitgenossen schrieben diese Handlungsweise den Brüdern Vicat zu, die aber offenbar auf Befehl Bonapartes so schnell fuhren, da er einem Besuch bei Necker, dessen Schloß sich dicht an der Straße befand, aus dem Wege gehen wollte.

sika her flüchtig kannte*), setzte er seinen Weg gegen ein und ein halb Uhr fort. Über Moudon und Payerne erreichte man Domdidier. Es mochte gegen 7 oder 8 Uhr morgens gewesen sein. Mit seinen Begleitern verließ er den Wagen und begab sich in eine schmutzige Dorfkneipe, wo er Kaffee und Eier verlangte.

Der Sohn des Oberstleutnants Wurstemberger, der seinen Vater begleitete und damals fast 15 Jahre alt war, berichtete im Alter über diesen Teil der Reise in interessanter Weise: „Hier sah ich ihn nun von Angesicht. Er saß in der Küche auf einem alten Stuhle, mit gespreizten Beinen vor dem Feuerherde, auf dem ein so lustiges Feuer lichterloh emporloderte, daß die Wirtsleute ein- oder zweimal den anzubrennen drohenden Schlot mit einem nassen Wisch kühlen mußten. Auf dem Feuer stand eine gewaltige aber schmutzige Kaffeekanne und eine große Eierpfanne voll Eier zum Weichsieden. Bonaparte wärmte sich behaglich an dem Feuer. Seitwärts standen seine zwei oder drei Gefährten, Generale in Pelzmützen . . Bonaparte selbst war ziemlich mager und schlank; das ebenfalls sehr magere Gesicht hatte eine dunkle Färbung. Das Profil war stark hervortretend. Blick und Ausdruck waren ernst und streng; seine schwarzen ungepuderten Haare hingen in breiten, langen geraden Locken Oreilles de chien wie man sie nannte, zu beiden Seiten herunter und waren auf seinem schmalen Rücken weit unten in einem ziemlich schlaffen Zopf eingebunden, der bis gegen die Mitte des Rückens herunterhing. Er trug einen blauen Überrock, mit — wenn ich mich recht erinnere gesticktem Kragen.

Als Eier und Kaffee fertig waren, ging alles in die enge und schmutzige Gaststube und ordnete sich um den Tisch.

*) Der Berner Landvogt von Lausanne, General von Büren, war früher auf Korsika in Garnison gewesen und hatte dort auch die Familie Bonaparte kennen gelernt. Bonaparte hatte wohl auch Beziehungen zu schweizerischen Offizieren gehabt, doch kannte er sie nicht den Namen nach.



Schloß der Frau von Staël in Coppet.

(Gegenwärtiger Zustand.)

Bonaparte setzte sich hinter denselben, mit dem Rücken gegen die Fenster; mein Vater, immer „Baillif“*), mußte sich neben ihn setzen. Bonaparte schwatzte mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Während des Frühstücks wurde eine Karte der Schweiz hervorgenommen und von Friedensprojekten gesprochen. Bonaparte deutete auf das Fricktal und sagte zu meinem Vater: „Wir geben euch (der Schweiz) das; ihr werdet zwei steinerne Brücken erhalten, die euch gegen jedermann, der wagen sollte, euch anzugreifen, verteidigen werden.“ Er hielt meinem Vater seine Tabaksdose vor, auf welcher ein Miniaturbild der Generalin gemalt war, und fragte ihn, ob er es erkenne, was mein Vater, der Josephine in Mailand gesehen hatte, bejahte.“

Gegen 10 Uhr ging es weiter, und bald darauf kam man in Murten an, wo man wegen eines kleinen Unfalles, der dem Reisewagen zugestoßen war, in der Nähe des Beinhauses halten mußte. Die Legende will, daß Bonaparte das Schlachtfeld von Murten in Begleitung und unter Führung des Herrn von Erlach besucht habe; dem aber ist nicht so.

Bonaparte benutzte vielmehr den unfreiwilligen Aufenthalt in Murten, um einer Einladung des Schultheißen von Gottrau auf dessen Schlosse Folge zu leisten, wo ihm unter anderen Schweizern auch Louis d'Affry, der Sohn des ehemaligen Obersten der Schweizergarden, vorgestellt wurde. Der General schien großen Gefallen an der Unterhaltung mit diesem schweizerischen Edelmann gefunden zu haben; aus naheliegenden Gründen bezog sie sich auf die schweizerischen Verhältnisse. Jedenfalls vergaß er ihn nicht und bezeichnete ihn, als er die Konsulta im Jahre 1803 nach Paris berief, zum künftigen Landammann der Schweiz.

Gegen fünfeinhalb Uhr abends kam Bonaparte, oder der „Räuber des Veltlins“, wie ihn ein neuerer schweizerischer Geschichtsschreiber nennt, in Bern an. Er hatte dem

*) So nannte ihn Bonaparte.

Oberst Wurstemberger schon unterwegs das Bedauern ausgesprochen, daß er sich nicht lange in der Hauptstadt aufhalten könne, da er am nächsten Tage in Basel einzutreffen hoffe. Es scheint, daß ihm der Unfall mit seinem Wagen bei Murten sehr zustatten kam, denn nun hatte er einen guten Grund, nicht zu lange in Bern verweilen zu müssen. Jedenfalls scheint die Abneigung Bonapartes gegen die aristokratische Regierung des mächtigsten Kantons der Schweiz auf Gegenseitigkeit beruht zu haben, denn der Empfang in Bern gestaltete sich mehr als kühl; kein einziges „Vive Bonaparte" war zu hören. Der Stadtmajor von Muralt begrüßte den General im Namen seiner Regierung. Als Bonaparte gegen ein Mitglied der Regierung die Äußerung tat, man solle aus dem Waadtlande einen 14. Kanton machen, wurde diese Bemerkung mit Hochmut, fast mit Verachtung abgewiesen.

Nachdem die Pferde gewechselt worden waren, ging es, ohne daß Bonaparte das für ihn im Gasthof zum Falken hergerichtete Nachtmahl berührt hatte, gegen 6 Uhr weiter. Erst in Fraubrunnen machte er nach 8 Uhr halt. Da er nicht ohne militärische Bedeckung reisen wollte, die Husaren aber unfähig waren, den Ritt fortzusetzen, die versprochenen Dragoner auch nicht ankamen, mußte man bis Mitternacht warten, ehe man wenigstens einige Bauern zusammengebracht hatte, die zu Pferde steigen konnten! Er verbrachte die Zeit inzwischen im Gespräch mit dem Oberstleutnant Wurstemberger, dem Obersten von Graffenried von Gerzensee und besonders mit dem Ratsherrn und Bankier Albrecht Haller, einem Neffen des Generalverwalters der Italienischen Armee, Rudolf Emanuel Haller.

Der Oberst von Graffenried von Gerzensee, der den General Bonaparte mit dem Oberst Wurstemberger bis Solothurn begleitete, hat uns auch eine interessante Charakteristik des jungen Generals aus jenen Tagen hinterlassen. „Bonaparte trug eine einfache Frackuniform, enganschlie-

ßende Beinkleider und Stiefel, die bis an die Waden reichten und mit einer Goldschnur besetzt waren. Seine Kleidung war im allgemeinen sehr einfach. Die herunterfallenden Haare waren in einen Zopf zusammengebunden. Er war sehr blaß und sehr mager, hustete oft, als wenn er brustleidend wäre, und seine Brust war eingefallen. Er hatte eine sanfte, weiche Stimme.

Vor, während und nach dem Abendessen unterhielt er sich sehr lebhaft, stellte viele Fragen an die Herren Wurstemberger und Haller, hörte ihnen aufmerksam zu und schien großes Interesse an ihrer Unterhaltung zu nehmen. Wie es schien, war er sehr zufrieden. Seine Rede war kurz und bündig und äußerst interessant. Seine Augen waren sanft und sprechend, seine Stimme angenehm und sein Mund ausdrucksvoll.

Wenn er nicht selbst das Wort an einen der beiden Generale richtete, blieben sie stumm wie versteinert und wagten nicht, den Mund aufzumachen. Außer daß der General Junot*) bei Tisch einen Bericht über den Schultheißen Steiger erstattete, habe ich ihn nicht ein einziges Wort sprechen hören. Auch der General Marmont war sehr zurückhaltend, jedoch beide Herren benahmen sich außerordentlich höflich gegen uns. Der General Marmont schien ebenfalls brustleidend zu sein und war weiß wie eine Wand. Die drei anderen Herren sah ich nur während des Essens, denn sie verließen gleich darauf das Zimmer."

Am 24. November früh 1 Uhr kam der General mit seiner Begleitung in Solothurn an; dann ging es nach einem Halt von einer Stunde weiter, und gegen 7 Uhr morgens empfing er in Waldenburg die Abgeordneten der Stadt Basel. Denn als der General an der Grenze in Langenbruck angekommen war, hatten ihn die Abgeordneten schlafend angetroffen und nicht gewagt, ihn zu wecken.

*) Junot wurde erst am 9. Januar 1799 zum Brigadegeneral ernannt.

Schon in Liestal brachte man ihm das lebhafteste Interesse entgegen. Aber noch glänzender als in Genf wurde der junge General in der Stadt Basel empfangen, als er gegen 12 Uhr daselbst ankam. Man erwies ihm fast dieselben Ehren wie einem gekrönten Haupte. Nahezu die ganze Stadt und die Bewohner der umliegenden Ortschaften waren auf den Beinen und bildeten Spalier, um die Einfahrt des in so



Friedrich von Steiger.
(Schattenriß.)

kurzer Zeit zu Berühmtheit gelangten jungen Generals zu sehen!

Zwei Kuriere Bonapartes eröffneten den Zug; ihnen schlossen sich die Jäger zu Pferd der Basler Freikompagnie an. Dann folgte eine mit sechs Pferden bespannte Karosse mit den Abgeordneten des Kantons und darauf der Wagen des Generals, der von acht Pferden gezogen und von Husaren begleitet war. In einem dritten mit sechs Pferden be-

spannten Wagen saßen vier Offiziere seiner Umgebung. Ein leichter Wagen mit den Bedienten der Offiziere und eine Abteilung Dragoner beschlossen den Zug*).

Vor dem St. Albantore wurde Bonaparte von dem französischen Geschäftsträger Bacher, von dem Basler Bürgermeister Buxtorf, vom Oberzunftmeister Peter Ochs, sowie von den vier Geheim- und Kriegsräten Burkhardt, Rosenburger, Iselin und Paravicini bewillkommnet. Er stieg im Hotel zu den „Drei Konigen“ ab und konnte vom Fenster des Speisezimmers aus zum ersten Male den Rhein sehen, den er später so oft als Sieger aber auch bisweilen als Besiegter überschreiten sollte!

Bonaparte beantwortete die Anrede des Bürgermeisters Buxtorf in einer Weise, die ein gewisses Mißbehagen erregte. Man fand vor allem den Vergleich mit Genf sehr ungeschickt, denn man wußte, daß es bald mit der Unabhängigkeit dieser Schwesterrepublik vorbei sein werde. Buxtorf war der Vertreter der gemäßigten Aristokraten, während der Oberzunftmeister Ochs die Demokraten vertrat. Beide Parteien hofften viel von Bonaparte und von der französischen Regierung, doch sollten beide in ihren Hoffnungen bitter getäuscht werden!

Nach einer kurzen Unterhaltung mit dem General Dufour, Festungskommandanten von Hüningen, der Bonaparte in seiner begeisterten Anrede als den größten Mann der Welt bezeichnete, bestieg der Oberbefehlshaber gegen 5 Uhr seinen Reisewagen. Ehe er weiter fuhr, sprach er auch

*) Es gibt einen sehr interessanten Holzschnitt von C. von Mechel, der den Einzug Bonapartes in Basel darstellt. Überhaupt scheint der General die Basler Künstler sehr beschäftigt zu haben, denn man besitzt noch einen kolorierten Stich von M. Wocher aus jenen Tagen. Ich halte letzteres Bild für sehr charakteristisch und interessant, es ist weit entfernt von den zahlreichen übertriebenen und schmeichlerisch ausgeführten italienischen und französischen Porträten jener Zeit. Der Stich ist sehr wenig bekannt; ich habe ihn deshalb und seiner Originalität wegen als Titelbild dieses Bandes gewählt.

noch mit Mengaud*), dem Abgesandten des Direktoriums. Dieser sollte in der Geschichte der Schweiz der nächsten Monate bald eine berüchtigte Rolle spielen. Dann ging die



Peter Ochs.
Nach einem Stich von H. Pfenninger.
(Stadt-Bibliothek, Zürich.)

Reise weiter, und in kürzester Zeit befand der General sich auf deutschem Boden.

*) Joseph Mengaud, ein Verwandter Reubells, aus Belfort gebürtig, war Ende September 1797 in die Schweiz gesandt worden, um die Ausweisung des englischen Gesandten Wickham zu verlangen. Am 25. Dezember wurde er an Stelle Bachers Geschäftsträger der Französischen Republik bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Schon im Sommer des folgenden Jahres wurde er abberufen und verließ im Juli die Schweiz.

Bonaparte hat sich im ganzen drei und einen halben Tag von Dienstag nachmittag, den 21. November, bis Freitag abend, den 24. November, auf schweizerischem Boden aufgehalten. Man hat diese Reise öfters für eine militärische Erkundungsreise des weitblickenden Generals gehalten. Es scheint aber, daß man den Ideen Bonapartes zu weit vorgegriffen und ihm Absichten unterschoben hat, die er gar nicht hatte.

Die Reise durch die Schweiz war durchaus eine Notwendigkeit für ihn, um nach Rastatt zu gelangen, und er tat alles, um die Fahrt zu beschleunigen. Man weiß, daß Bonaparte im Sommer 1797 Absichten auf eine Militärstraße von Frankreich nach Italien durch das Wallis hatte. Dieser Plan wurde aber vermutlich auf Veranlassung des schweizerfreundlichen, damals gestürzten Direktors Barthélemy am 13. Juli abschlägig beschieden. Infolgedessen wurden auch keine weiteren Schritte in der Schweiz getan. Wenn der General von neuem auf diese Angelegenheit hätte zurückkommen wollen, dann würde er gewiß seinen Weg über den Simplon genommen haben, denn in Sitten hätte er am besten die Ansichten der führenden Walliser Männer kennen lernen können. Natürlich benutzte Bonaparte bei seiner Durchreise durch die Kantone Genf, Bern mit dem Untertanenland Waadt, Solothurn und Basel, seiner Gewohnheit gemäß die Gelegenheit, über die schweizerischen Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen, die ihm später einmal zu statten kommen konnten.

ZWEITES KAPITEL

DIE SCHWEIZ AM ENDE DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS

Seit Beginn der Neuzeit machte sich in den meisten europäischen Ländern der Wunsch nach Vereinigung zu einem engeren Staatswesen bemerkbar. In der Schweizerischen Eidgenossenschaft hingegen war im Laufe der Jahrhunderte gerade das Gegenteil, eine offenbare Zersplitterung, eingetreten.

Trotz der verschiedenen Bündnisse, der Landfriedensschlüsse und der Verpflichtungen dieser oder jener Orte, sich im Kriegsfalle zu unterstützen, trotz des Vororts und der Tagsatzung bestand in der Schweiz in der Tat kein Staatenbund. Die Schweizerische Eidgenossenschaft konnte nicht als ein einheitlicher, fest zusammengefügter Körper mit Haupt und Gliedern, betrachtet werden. Jedes Land, sowohl verbündete Orte als Zugewandte, war ein völlig unabhängiger Staat mit eigener Verfassung und erkannte kein höheres Recht über sich an.

Im Inneren der Eidgenossenschaft herrschte die beschränkteste Kleinstaaterei. Der frühere Unternehmungsgeist bestand nicht mehr; man war nur darauf bedacht, das seit Generationen Erworbene zu hüten. „Jeder für sich, doch keiner für alle“ schien der Wahlspruch zu sein. Selten gelang es einem Kanton*), den Nachbarstaat oder sogar mehrere Staaten zu einem gemeinsamen, für das Wohl der

*) „Canton“ ist die französische Übersetzung des deutschen „Ort“. Aber erst seit dem Jahre 1798 wurde die Bezeichnung „Kanton“ überall angenommen.

ganzen Eidgenossenschaft nutzbringenden Friedenswerk zu bewegen. Es gab weder eine einheitliche Münze, noch gute Postverbindungen, noch eine fahrbare Straße nach Italien. Dachte doch jeder Staat nicht weiter als bis an die Grenze seines eigenen Gebiets und an die nächstliegenden Vorteile; sonst würde er den Nutzen einer guten Straße, zum Beispiel über die Alpen, die im Interesse der gesamten Eidgenossenschaft lag, gar bald erkannt haben. Uberall überwogen die kleinstaatlichen Bestrebungen, die eine kräftige, gesunde Politik nach außen hin nicht aufkommen ließen. So stritten sich Zürich und Schwyz 30 Jahre lang um gewisse Rechte auf dem Zürichsee, und mehr als einmal drohte der Krieg wegen dieses Streites zwischen beiden verbündeten Orten auszubrechen!

Obgleich die Schweiz wegen ihrer vorzüglichen Söldner seit Jahrhunderten einen europäischen Ruf genoß, und die beutegierigen Nachbarn die 120 000 wehrfähigen Männer fürchteten, die die gesamte Eidgenossenschaft aufzubringen vermochte, so stand es doch sehr schlimm mit dem Bundesheere. Dies lehrten auch die Ereignisse des Jahres 1798 zur Genüge. Man besaß weder einen gemeinsamen Schatz, noch Mittel, um ein Bundesheer zu besolden, noch hatte man einen Bundesgeneral.

Den wichtigsten und ältesten Bestand der Schweizerischen Eidgenossenschaft bildeten die dreizehn Orte. An der Spitze standen die acht alten Orte: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Kernwald, Zug und Glarus. Dann folgten die fünf jüngeren Orte: Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell. Alle waren untereinander verbündet und hatten sich im Kriegsfalle Hilfe zu leisten. Obgleich das Bündnis im allgemeinen auf Gleichberechtigung beruhte, so hatten die alten acht Orte doch gewisse Sondervergunstigungen, zum Beispiel das freie Kriegs- und Bündnisrecht.


Der schweizerische Republikaner.

Erstes und zweytes Stück.

Zürich, Dienstags den 20. Februar 1798.

Erste Seite der Zeitung „Der schweizerische Republikaner".

(Verkleinerte Wiedergabe.)

Diesen dreizehn Orten schlossen sich die Untertanenlande an, die in eigentliche Untertanen und gemeine Herrschaften oder Vogteien zerfielen. Sie wurden meist von Landvögten mit großer Willkür behandelt und hatten nur wenige Vergünstigungen. Bern besaß die Waadt und einen Teil des heutigen Aargau, Uri das Urseren- und Livinental, Glarus die Grafschaft Werdenberg usw.

Einige der dreizehn Orte besaßen gleichzeitig gemeine Herrschaften; so teilten sich Bern und Freiburg in Grandson, Murten, Schwarzenburg und Orbe-Echallens, die Kantone Zürich, Bern und Glarus in die Grafschaft Baden, Rapperswil und das untere Freiamt im Aargau.

Schließlich standen noch die Stände oder Zugewandte in größerem oder geringerem Abhängigkeitsverhältnis zu den dreizehn Orten. Es waren die Fürstabtei Sankt Gallen, die Stadt Sankt Gallen, die Stadt Biel und das Wallis.

In ziemlich lockerem Verhältnis zu der Schweizerischen Eidgenossenschaft befanden sich Graubünden, oder wie der Kanton damals hieß „die drei Bunde in Rätien“, ferner die Stadt Mülhausen, die ein „ewiges Bündnis“ mit den dreizehn Orten geschlossen hatte, und das weltliche Fürstentum Neuchâtel, das nur mit einigen der dreizehn Orte verbündet war.

Am losesten war wohl die Stellung der Stadt Genf zur Eidgenossenschaft. Sie stand mit den beiden wichtigsten Kantonen Bern und Zürich im Bündnis, doch war sie ebensowenig wie Neuchâtel zur Tagsatzung zugelassen. Ursprünglich eine aristokratische Republik, hatten in Genf die demokratischen Elemente im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr Einfluß erlangt und so den Anschluß an die Französische Republik erleichtert. Eigenartig war auch die Stellung des Fürstbischofs von Basel zu den dreizehn Orten; er war zwar ein Reichsfürst, doch war er mit Biel und Bern verbündet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lösten sich seine

Beziehungen zur schweizerischen Eidgenossenschaft immer mehr.

Im Gebirge, dem größeren Teile der Schweiz, wo die Bewohner noch in freiem Naturzustand lebten, war die demokratische Regierungsform vorherrschend. In der Ebene und in den Mittelgebirgen hingegen, wo sich der größte, wichtigste, gebildetste und gewerbefleißigste Teil der Bevölkerung befand, hatten sich in den verschiedenen Kantonen aristokratische Regierungen gebildet.

Als ein Musterland in der Schweiz, überhaupt in ganz Europa, galt der „Staat und die Republik Bern" ,eine reine Patrizieraristokratie. Burke hielt das Berner Volk für das glücklichste und das Land für das am besten verwaltetste der Erde. Bern stand zwar Zürich im Range nach, doch war er der wichtigste, angesehenste und volkreichste Kanton der Eidgenossenschaft, das Preußen der Schweiz. Er zählte gegen 400000 Einwohner, deren Geschick in den Händen des tüchtigen Schultheißen Nikolaus Friedrich von Steiger lag.

Die Reisenden, die im 18. Jahrhundert die Schweiz besuchten, sind voll des Lobes, das sie dem Berner Staatswesen im Vergleich zu den Nachbarstaaten zollen. Und in der Tat war das Lob nicht unverdient. Seit dem Jahre 1712 genoß das Land einer Ruhe, wie kein zweiter Staat der alten und neuen Zeit aufzuweisen hatte. Ein gesunder, arbeitsamer, wenn auch ein wenig nüchterner Volksstamm bearbeitete seit Menschenaltern den Boden, und eine weise Verwaltung tat das übrige, um den Wohlstand der Bewohner des Landes in jeder Hinsicht zu heben. Obgleich es in der Republik Bern fast keine direkten Steuern gab, konnte der Staat nicht allein die Kornmagazine und Zeughäuser füllen, gute Straßen anlegen und prachtvolle Gebäude aufführen lassen, sondern es gelang ihm auch, von den jährlichen Einkünften etwas beiseite zu legen. Die Überschüsse der Einkünfte des Kantons wurden teils im Auslande teils im In-

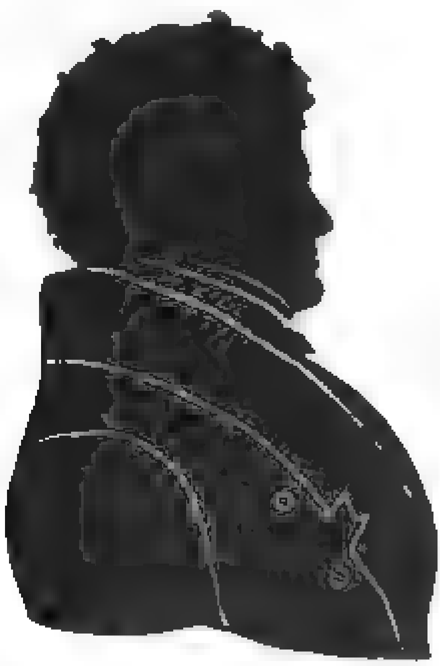
lande gut und sicher angelegt, und der Staatsschatz schwoll gegen Ende des 18. Jahrhunderts bis auf über 30 Millionen Franken an. Begreiflicherweise erregte der Reichtum des Staates und seiner Bewohner den Neid der beutegierigen Nachbarn, besonders der Franzosen, die sich wohl gehutet haben würden, sich in die inneren Streitigkeiten der Schweizer einzumischen, wenn nicht in der Ferne die gefüllten Goldsäcke gelockt hätten!

In ähnlicher Weise wie in Bern waren die Staatswesen in Luzern, Freiburg und Solothurn gebildet, nur war hier die Bevölkerung katholisch im Gegensatz zu dem reformierten Bern.

Seitdem die sowohl kirchliche als auch politische Reform Zwinglis in Zürich Verbreitung gefunden hatte, galt Luzern als der Vorort des Katholizismus in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Freiburg, dessen Bevölkerung zum größten Teile französisch war, hing vollkommen von Frankreich ab und stellte diesem Staate verhältnismäßig die meisten Söldner der Schweiz. Mit Solothurn stand es nicht besser als mit Freiburg; hier befand sich auch der Sitz des französischen Gesandten.

Der Stellung nach war Zürich der erste, der Größe und Macht nach aber der zweite Kanton der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Hier herrschte seit Jahrhunderten die Zunftaristokratie. Obgleich die Bürger der Stadt die ganze Macht an sich gerissen hatten, so war doch im allgemeinen die Regierung gut und auch für die Landbevölkerung nicht zu drückend. Wie im Kanton Bern gelang es der Obrigkeit auch hier, Ersparnisse zu machen. Und dennoch gab sie beträchtliche Summen für Anlegung von Kornmagazinen, Krankenhäusern und für andere wohltätige Einrichtungen aus. Ganz besonderen Wert legte die Regierung auf das Bildungswesen und verdrängte somit die Stadt Basel, die seit Jahrhunderten auf diesem Gebiete die erste Stellung in der

Schweiz einnahm. Zschokke rühmt in seiner „Selbstschau“ die hohe Kultur an den Ufern des Zürcher Sees, besonders in Stäfa. Dort waren in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts Unruhen ausgebrochen. Er fand nicht nur in den armen Bauernstuben die Schriften Wielands, Iselins und Mösers, sondern in den Dörfern auch Liebhabertheater und Lesegesellschaften. In Religionssachen war man jedoch wenig duldsam; man zeigte sich ebenso hart in den reformierten Kantonen als in den katholischen Staaten der



J. H. D. Zschokke.
(Schattenriß.)

Schweizerischen Eidgenossenschaft. Die polizeilichen Verordnungen waren gleichfalls sehr streng, fast überstreng, denn sie regelten das alltägliche Leben bis ins kleinste und bestraften vor allem jeden Aufwand. Aber im allgemeinen ertrug man sie gern, denn das Volk sah die wohltuende Wirkung einer strengen aber gerechten Regierung.

Die Kantone Basel, Schaffhausen und Sankt Gallen hatten ähnliche Verfassungen wie Zürich. Basel war im Laufe des 18. Jahrhunderts durch seine günstige Lage, dicht an der

Grenze von Deutschland und Frankreich, eine wichtige Fabrik- und Handelsstadt geworden. Auch hier hatte der Bürger große Vorrechte vor dem Bauer. Die ehemals berühmte einzige Universität war infolge der materiellen Interessen der Basler zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken und sollte sich erst im 19. Jahrhundert wieder erheben.

Die Verfassung des Kantons war ein wenig demokratischer als in Zürich. Auch in Basel waren die Landbewohner von den meisten Vorrechten ausgeschlossen.

In der Stadt Sankt Gallen war schon vor hundert Jahren eine blühende Industrie zu Hause, die eine große Anzahl von Arbeitern aus den Nachbarkantonen beschäftigte. Es war ein reiner Stadtkanton ohne großes Hinterland.

Eine eigenartige Stellung nahmen die Monarchien Sankt Gallen und Neuchâtel auf dem Boden der Schweizerischen Eidgenossenschaft ein. Der Fürstabt von Sankt Gallen verfügte über einen der größten Kantone der Schweiz und hatte das viertgrößte Kontingent zum Bundesheer zu stellen. Sankt Gallen war fast eine absolute Monarchie, denn das Volk hatte nahezu keine politischen Rechte.

Das weltliche Fürstentum Neuchâtel gehörte zwar seit dem Jahre 1707 dem König von Preußen, doch bestand die Herrschaft des Preußenkönigs nur dem Namen nach. In Wirklichkeit lag die Macht des Landes in den Händen des Neuchâteler Adels.

In den Gebirgskantonen Schwyz, Uri, Ob- und Nidwalden, Glarus, Appenzell, Inner- und Außeroden und Zug herrschte hingegen die reinste Demokratie. Die Landsgemeinden, die aus allen erwachsenen Männern ohne Unterschied bestanden, entschieden über Wohl und Wehe des Landes. Im Frühjahr wurde die Maiengemeinde einberufen. Dort wurde alles erledigt, was das Land anging. In diesen Kantonen, vielleicht von Glarus abgesehen, bemerken wir noch ein Stück Mittelalter, mit allen seinen Schatten- und Licht-

seiten. Für den oberflächlichen Reisenden und Beschauer allerdings waren diese Gebirgskantone ohne Steuern, ohne Polizei, ohne Soldaten, ohne Zunftzwang ideale Staaten; einem tieferen Beobachter aber entgingen die Schwächen, zum Beispiel Mangel an persönlicher Sicherheit und der fanatische Religionseifer, durchaus nicht.

Endlich sind noch das Wallis und Graubünden zu erwähnen. In beiden Ländern bestand eine primitive Verfassung, doch trat das Volk nicht in der Landsgemeinde zusammen, sondern übte das Referendum aus. Eigentlich bestand das Wallis aus sieben kleinen Republiken, deren Angelegenheiten vom Landrat erledigt wurden. In diesem Kanton herrschten wohl die ursprunglichsten Zustände der Schweiz; Viehzucht und Ackerbau standen auf einer sehr tiefen Stufe. Auch war das Volk sehr faul und fanatisch.

Besser sah es in Graubunden oder in den Drei Bünden von Rätien aus, wenigstens was Wohlstand, geistige Bildung und Arbeitsfleiß anlangt. Hingegen waren die Ämter im Besitze einiger vornehmer Familien, die sich vorwiegend in fremden Kriegsdiensten Ansehen und Vermögen erworben hatten.

Am schlimmsten war es mit den gemeinen Herrschaften bestellt, die zweien oder mehreren Kantonen zusammen gehörten. Hier wäre insbesondere der Tessin zu nennen.

Dem Reisenden, sogar dem tiefer Beobachtenden bot dieses aus über 20 Ländchen bestehende Staatengebilde jedoch einen sehr günstigen Anblick dar. Die Bewohner dieser mehr oder weniger an Sprache, Sitten, Religion und Verfassung verschiedenen Staaten lebten ruhig und glücklich dahin und schienen sich wenig um die große Politik der Nachbarländer zu bekümmern.

In der Tat war auch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage der Schweiz am Ende des 18. Jahrhunderts verhältnismäßig gut. Der Bauer war zumeist Besitzer des von

ihm bearbeiteten Bodens, und die Industrie ernährte in den Städten und den umgebenden Dörfern zahlreiche Bewohner. Obgleich der strengste Zunftzwang bestand und die Klassen weit voneinander schied, so waren doch keine triftigen Grunde vorhanden, die eine Staatsumwälzung, wie in Frankreich, nötig gemacht hätten.

Das größte Unglück für die Schweizerische Eidgenossenschaft war ihre Schwäche nach außen hin. Wie schon früher ausgeführt worden ist, gab es tatsächlich keine einheitliche Schweiz, und jeder Kanton war mehr auf seine Sonderinteressen als auf die der Gesamtheit bedacht. Dieser Zustand mußte unbedingt den Fall der alten Schweiz, die unglücklichen Tage von Solothurn, Freiburg, Neuenegg und Fraubrunnen herbeiführen. Denn als der Feind im Januar 1798 endlich auf schweizerischem Boden stand, der seit Jahrhunderten von keinem fremden Heere betreten worden war, als endlich Bern am 28. Januar die verbundeten Orte um Hilfe anging, da war es schlimm mit dem Ergebnis bestellt. Nur wenige tausend Mann wurden von den anderen Kantonen zusammengebracht, und diese zusammengewürfelten Hilfstruppen, ohne jegliche Einheit und ohne tüchtige Führung, versagten vollkommen in den Stunden der Gefahr!

Von allen Nachbarländern hatte Frankreich, mehr noch als das Deutsche Reich, den größten Einfluß auf die Schweiz. Standen doch nicht weniger als 12 Regimenter von 28, die die Schweiz von altersher in fremden Staaten unterhielt, in französischem Sold. Es ist begreiflich, daß sich allein durch diesen Umstand die Beziehungen der Schweiz zu Frankreich besonders eng gestalten mußten.

In den ersten Jahren der französischen Staatsumwälzung betrachtete man in der Schweiz die Vorgänge in dem großen Nachbarstaate mehr mit Neugierde als aus Furcht, durch die öffentliche Meinung gezwungen zu werden, auch im



F. C. de Laharpe.
Nach einem Gemälde von Bossé.
(Musée de Lausanne.)

eigenen Lande Veränderungen vornehmen zu müssen. Als sich aber in Paris ein Schweizerklub zu bilden begann, und zahlreiche des Landes verwiesene politische Flüchtlinge auch in der französischen Hauptstadt Propaganda fur eine Demokratisierung der Schweiz machten, da galt es, allmählich Stellung zu den neuen Ideen zu nehmen.

Nach und nach fing es auch an, in den Untertanenländern unruhig zu werden, denn die freiheitlichen Bestrebungen fanden immer mehr Eingang in den Nachbarstaaten Frankreichs. Die Aufstandsversuche in der Waadt im Herbst 1790 und im Herbst 1791 wurden jedoch von den Bernern schnell unterdrückt. Auch die Unruhen im Wallis im Jahre 1790 nahmen ein schnelles Ende.

Tiefen Eindruck auf die Eidgenossenschaft machte der Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792, der zahllosen Schweizern das Leben kostete. Es wäre beinahe damals zu einem Bündnis der Schweiz mit Österreich und Preußen gekommen, um die Revolutionsgefahr von dem übrigen Europa abzulenken. Dem weitschauenden, würdigen Berner Schultheißen von Steiger gelang es aber nicht, die Kantone zu einem gemeinsamen, entschiedenen Handeln zu bewegen. Gerade jetzt wäre die beste Gelegenheit gewesen, das Schweizervolk aus der hundertjährigen Ruhe und Sorglosigkeit aufzurütteln und Maßnahmen für die Sicherheit der Grenzen zu treffen. Zwar forderte Bern am 17. August Freiburg, Solothurn und Luzern zu einer Beratung auf, um Maßnahmen im Falle eines französischen Angriffes zu treffen. Freiburg und Solothurn, die den ersten feindlichen Stoß auszuhalten gehabt hätten, waren wohl zur Tat bereit, doch verhinderte die Berner Friedenspartei, und zwar nicht am wenigsten auf den Rat des Vororts Zürich hin, ernste Maßnahmen. Das Land sollte noch sechs Jahre lang von den unheilvollen Kriegswirren verschont bleiben, um dann um so stärker verschiedenen feindlichen Einfällen ausgesetzt zu werden!

Auf Grund des Bestrebens, Frankreich auf die „natürlichen Grenzen“ auszudehnen, beschloß der kriegslustige Nationalkonvent im Herbst 1792, einen Handstreich auf Genf zu unternehmen. Dank der Wachsamkeit der Berner Regierung konnte die Gefahr noch abgewendet werden, ehe der Plan zur Ausführung kam. Mehr Glück sollte die französische Regierung mit dem Pruntrut (Porrentruy) haben, das sich am 27. November 1792 als „Raurakische Republik“ (République rauracienne) bildete und dann im nächsten Frühjahr als Departement Mont Terrible in die französische Republik einverleibt wurde. In den nächsten Jahren besserte sich ein wenig das Verhältnis zwischen beiden Staaten, wohl nicht zum wenigsten durch die Geschicklichkeit und den Takt des französischen Gesandten Barthélemy. Die Einverleibungsgelüste der Pariser Machthaber wurden daher einstweilen aufgeschoben.

Wenn aber die Regierungen der schweizerischen Kantone keine Maßnahmen trafen, um ihre Unabhängigkeit nach außen hin durch entschiedene Haltung und durch Aufstellung eines Heeres zu wahren, so unterließen sie es doch nicht, jede Veränderung im Innern zu unterdrücken. Im Sommer 1794 waren in Stäfa, im Kanton Zürich, Unruhen ausgebrochen, die von der Regierung mit größter Strenge unterdrückt wurden. Noch schlimmer war das Strafgericht, als sich die Aufstandsversuche im nächsten Jahre mit größerer Heftigkeit auch in den Nachbardörfern wiederholten.

Mehr Erfolg hatte die revolutionäre Bewegung im Gebiete des Abtes von Sankt Gallen im Jahre 1795. Der alte Fürstabt Beda sah sich zu Zugeständnissen gezwungen, die nach seinem im nächsten Frühjahr erfolgten Tode auch von seinem Nachfolger nicht widerrufen werden konnten. Der Ausgleich führte zur Einsetzung einer Volksvertretung im Sommer 1797.

Als durch die Friedensschlüsse von Basel und, zwei Jahre darauf, von Campoformido die Zahl der Feinde der Französischen Republik vermindert worden war, bekam man in Paris wieder Lust, sich mit der Schweiz zu beschäftigen. Barthélemy, der beste Freund der Schweiz, der jahrelang in den Berichten an seine Regierung zum Guten geredet hatte, war aus dem französischen Direktorium gewaltsam entfernt worden und befand sich auf dem Wege nach Sina-



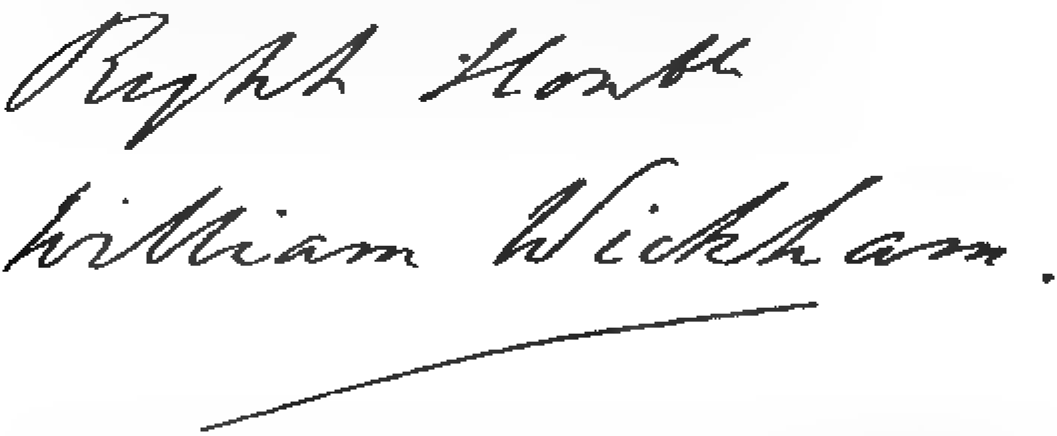
Barthélemy.
(Nach einem Stich von F. Bonneville.)

mary! Die Kriegspartei, die vor allem durch Reubell und Bonaparte in Frankreich vertreten war, bekam jetzt freie Hand und wurde immer anmaßender.

Aber in der Schweiz erkannte man die drohende Gefahr erst, als es zu spät war! Im Ausland lebende Schweizer, wie der Historiker Johannes Muller, der im Auftrage der österreichischen Regierung im Sommer 1797 eine Reise durch die Schweiz unternahm, oder der Botschafter der Stadt Frankfurt, Johann Gottfried Ebel, verfehlten nicht, mündlich

oder schriftlich auf die beängstigenden Absichten der französischen Regierung hinzuweisen.

Noch im letzten Augenblick, als es noch Zeit für die Berner Regierung war, einen entscheidenden Schritt zu tun, schrieb Tscharner, der eidgenössische Gesandte auf dem Kongreß in Rastatt, am 2. Januar 1798 in seine Heimat: „Frankreich will uns revolutionieren in der Absicht, uns brandschatzen und beherrschen zu können; Frankreich will eine Geldextorsation, und Mutach und Tillier werden in Paris nichts ausrichten, weil das Direktorium eine große Kontribution in der Schweiz bereits beschlossen hat. Von



der Gesamtschweiz hofft es 50, von Bern 24 Millionen zu erhalten, und nichts mehr wird uns von der beabsichtigten Spoliation retten können als der entschlossenste Widerstand; dieser allein wird unseren Negotiationen Nachdruck geben und uns selbst bei Bonaparte Achtung verschaffen, weil er Mut und Tapferkeit ehrt!"

Schon die Abtrennung des Veltlins im Sommer 1797*) hatte keine Folgen nach sich gezogen, das heißt, keinen Widerstand von seiten der Schweiz hervorgerufen. Die Bitte der französischen Regierung, die Emigranten auszuweisen, wurde immer dringender, und die schwachen Kantone beeilten sich meist, den Wünschen des französi-

*) Vgl den zweiten Band, Seite 401 bis 402.

schen Direktoriums sofort nachzukommen. Sogar als der französische Geschäftsträger Mengaud, im Namen seiner Regierung, am 7. Oktober 1797, auf Grund eines Befehls vom 15. September, die Ausweisung des englischen Agenten Wickham aus der Schweiz verlangte, wurde auch diesem Wunsche des Direktoriums entsprochen, und Wickham verließ, wenn auch freiwillig, den Schweizerboden.

Die Schweiz war reif, überreif für einen feindlichen Einfall!

DRITTES KAPITEL

BONAPARTE IN RASTATT. — DIE GESANDTEN DES DEUTSCHEN REICHS UND DER FRANZÖSISCHEN REPUBLIK. — ERSTE VERHANDLUNGEN

(November bis Dezember 1797)

Über Müllheim, Freiburg im Breisgau und Offenburg ging es jetzt in schnellem Lauf auf Rastatt zu. Durch Müllheim reiste Bonaparte am 24. November 1797 nachts um ein halb zehn Uhr und wurde vom Geheimrat Groos auf badischem Gebiet begrüßt. In Freiburg scheint der General nicht sehr beliebt gewesen zu sein; jedenfalls hielt er sich dort nicht lange auf. Er kam zwischen 1 und 2 Uhr an, nahm seinen Aufenthalt im Gasthaus zum Mohren, und, nachdem die Pferde gewechselt worden waren — man brauchte nicht weniger als 22 — ging es nach ein und einer halben Stunde wieder weiter nach Offenburg. Diese Stadt war damals das Hauptquartier des Generals Augereau, der für seine Verdienste vom 18. Fructidor am 23. September 1797 zum Obergeneral der Rhein- und Moselarmee und dann nach Hoches Tod auch vorübergehend zum Befehlshaber der Sambre- und Maaßarmee ernannt worden war. Hier kam es zu einem unliebsamen Zwischenfall zwischen Napoleon und Augereau. Nach den Bonaparte günstig gesinnten Zeugnissen, vor allem aber nach denen seines Adjutanten Lavalette*), habe der General vor Augereaus Hause Halt gemacht und diesen bitten lassen, herunter-

*) Lavalette war zwar Augenzeuge der Vorgänge, die sich in der Umgebung Bonapartes während dieser Reise abspielten, doch darf man nicht vergessen,



General Augereau.
Nach einem Porträt von Thévenin.
(Musée national de Versailles.)

zukommen, da es ihm an Zeit fehle, sich länger aufzuhalten. Der ehemalige Untergeneral der Italienischen Armee habe aber antworten lassen, er sei gerade mit dem Ankleiden beschäftigt. In ähnlicher Weise, auch ungünstig für Augereau, stellen Marmont, ebenfalls als Augenzeuge, und Boulay de la Meurthe den Vorgang dar.

General Gouvion Saint-Cyr, der sechs Divisionen der Armee Deutschlands befehligte, widmet diesem kleinen Ereignis in seinen militärischen Memoiren, die übrigens vor denen Lavalettes erschienen, mehrere Seiten. Er verteidigt seinen ehemaligen Vorgesetzten, obgleich er dessen Schwächen durchaus nicht übersieht. Augereau habe nach Gouvion Saint-Cyrs Aussage die Absicht gehabt, Bonaparte den glänzendsten Empfang zu bereiten und ihm zu Ehren über einen Teil seiner Truppen Musterung zu halten. Bonaparte habe ihm aber einen Streich gespielt, weil er in einem Dorfe vor Offenburg Halt gemacht hätte und trotz der Vorstellungen des Adjutanten Augereaus sich nicht ins Hauptquartier begeben wollte, obgleich er dort von dem General erwartet wurde.

Augereau war ein überaus eitler, selbstbewußter und prunksüchtiger Mensch. Er hatte sich weder bei der Italienischen Armee, noch weniger aber bei den Heeren an den Grenzen Deutschlands Freunde schaffen können. Trotzdem scheint es, daß man von seiten der Verehrer Napoleons den unbedeutenden Vorgang unnötigerweise zu ungunsten Augereaus aufgebauscht hat. Es ist wohl möglich, daß dieser die Absicht gehabt hat, seinem ehemaligen Vorgesetzten bei dessen Durchreise durch Offenburg einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Die Umstände waren aber ungünstig, und Bonaparte hatte große Eile, nach Rastatt zu kommen. Sollte es sich tatsächlich so verhalten haben, wie uns

daß er seine Memoiren während der Restaurationszeit, also inmitten des beginnenden Napoleonkultus fern in der Verbannung aus dem Gedächtnis niederschrieb.

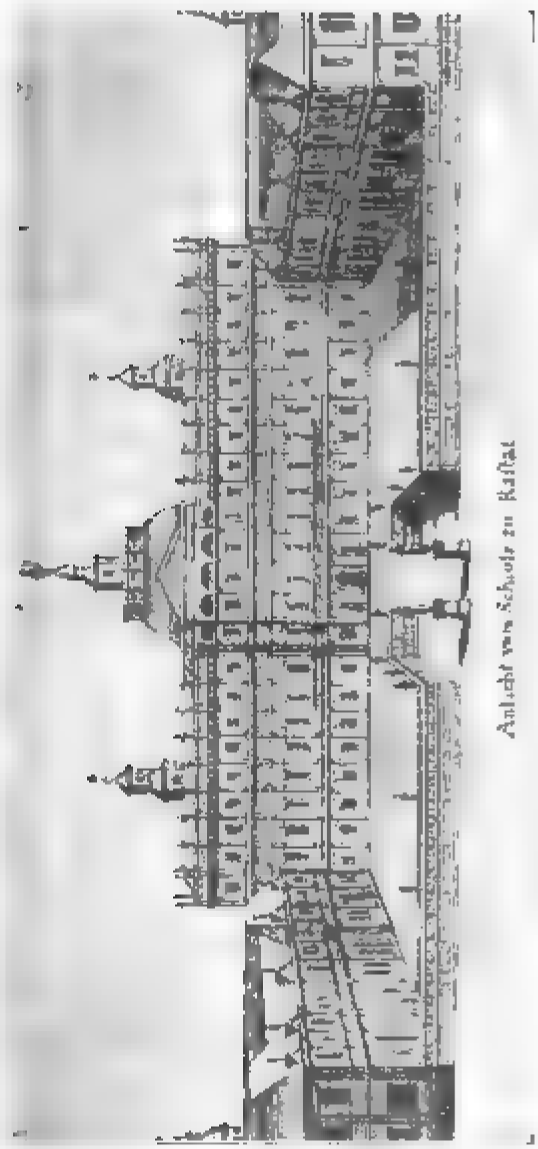
Lavalette in seinen Erinnerungen berichtet, daß Augereau mit Ankleiden*) beschäftigt war, so kann man ihm doch nicht eine unehrerbietige Haltung Bonaparte gegenüber vorwerfen, weil er nicht an den Wagen des ihm damals im Range gleichstehenden Generals gekommen ist. Denn ein General im Nachtanzug und mit Seifenschaum im Gesicht würde gewiß kein zu würdiger Anblick für seinen Kollegen von der Italienischen Armee gewesen sein!**)

Man näherte sich immer mehr dem Orte der vorläufigen Bestimmung Bonapartes. Kurz vor Rastatt, am Nachmittag des 25. Novembers, erreichte ihn eine Abteilung Szekler Husaren, die dem französischen General das Geleit geben sollten. Endlich gegen 10 Uhr abends kam der kleine Zug in Sicht der festlich erleuchteten badischen Stadt. In einem von acht Pferden gezogenen Wagen, der von der Begleitung des Generals und von kaiserlichen Husaren umgeben war, hielt Bonaparte seinen Einzug in Rastatt. Er wurde von seinem früheren Generalstabschef Berthier, der bereits am 19. November abends eingetroffen, sowie von Murat, der seinem General nach Rastatt vorausgeeilt war, ferner von den Generalstabsoffizieren Sulkowski und Colbert empfangen. Colbert war völlig von der Größe seines Oberbefehlshaber hingerissen. „Da ist mein großer Mann," rief er begeistert aus, „für den ich mich aufopfern würde. Je länger ich ihn

*) Nach einigen Angaben ist Bonaparte nach Mitternacht durch Offenburg gekommen; vermutlich aber hat er diese Stadt am nächsten Morgen nach Tagesanbruch durchreist

**) Die „Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte" verzeichnet einen Brief Augereaus an Bonaparte aus jenen Tagen, der zugunsten Augereaus spricht. Man liest darin „Sie sind so unerwartet in Offenburg angekommen, als wenn Sie aus den Wolken gefallen wären Sie haben damit einem Ihrer ehemaligen Unterführer einen schlechten Streich gespielt. Er würde, wenn er von Ihrer Durchreise benachrichtigt worden wäre, sich sicherlich nicht das Vergnügen entgehen haben lassen, Sie zu umarmen. Wie man mir sagt, ist Rastatt nicht gerade der bequemste und angenehmste Aufenthaltsort der Welt, und ich sende Ihnen daher meinen Adjutanten Fournier. Er ist beauftragt, Ihnen einen Wagen, Pferde, kurz alles, was in seiner Macht steht, zur Verfügung zu stellen "

sehe, desto stärker finde ich ihn. Ich kenne Männer von großem Verdienst und großen Talenten, aber keiner besitzt ein so vollkommenes Genie wie er. Ich habe Männer gesehen, die Großes mit großen Mitteln vollbracht haben, aber er, er weiß diese Mittel erst zu schaffen!"



Das Schloß in Rastatt.
(Nach einem volkstümlichen Stich aus dem Jahre 1790.)

Der Freiherr Drais von Sauerbronn, das Haupt der Rastatter Kongreßpolizei, geleitete den General nach dem östlich der Stadt gelegenen Schlosse, das durch Fackeln erleucht etwar. Dort wurde Bonaparte vom General Grafen Merveldt begrüßt, den er bereits aus Italien gut kannte.

Merveldt war am Abend des 24. November in Rastatt angekommen, während sich die beiden französischen Unterhändler Treilhard und Bonnier d'Arco bereits seit dem 18. in der Kongreßstadt befanden. Auch sie machten dem italienischen Sieger sofort nach seinem Eintreffen einen Besuch.

Nachdem Bonaparte von Berthier den vom Direktorium ratifizierten Friedensvertrag von Campoformido sowie seine Vollmacht als Präsident der französischen Gesandtschaft empfangen hatte, zog er sich in die von Murat für ihn ausgewählten Gemächer im linken Flügel des Schlosses zurück.

Das Schloß gehörte früher dem Prinzen Ludwig von Baden. Hier war am 6. März 1714 durch den Marschall Villars und den Prinzen Eugen von Savoyen der Frieden zwischen Frankreich und dem Deutschen Kaiser abgeschlossen worden. Wohl auch aus diesem Grunde war die Wahl auf die kleine badische Stadt gefallen. Den folgenden Tag, den 26. November, verbrachte Bonaparte im Schlosse, um sich von den Anstrengungen der Reise etwas zu erholen. Er erstattete auch dem Direktorium Bericht über seine Fahrt von Mailand bis hierher. Bereits am Abend gegen 8 Uhr empfing er die badische „Subdelegation". Sie weilte eine Stunde bei ihm und war mit dem liebenswürdigen Empfang sehr zufrieden.

Mit großer Ungeduld und Unruhe, nicht minder mit unbestimmten Hoffnungen waren die Augen des gesamten Europas, besonders aber der zahlreichen Staaten Deutschlands auf den in Rastatt zusammentretenden Kongreß gerichtet. Sollte doch dem Vertrag von Campoformido erst die richtige Gültigkeit und, durch einen dauernden Frieden zwischen Frankreich und dem Reiche, ein würdiger Abschluß verliehen werden. Viele Schwärmer erhofften von dem Kongreß die Wiederherstellung des alten Deutschen Reiches in seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit, wie das aus den zahlreichen Flugschriften hervorgeht, die damals, besonders

in deutscher Sprache, erschienen! Andere Tagesschriftsteller dagegen sahen schärfer und bereiteten, allerdings wohl unbeabsichtigterweise, schon damals die öffentliche Meinung auf den für Deutschland so unheilvollen Rheinbund vor oder sahen im voraus die dem Reiche drohenden Gefahren. War es doch allbekannt, daß Österreich auf Preußen, und Preußen auf Österreich neidisch waren, daß sich jedes Land auf Kosten des andern oder des Reiches bereichern wollte, während die anderen weltlichen oder geistlichen Fürsten statt des Wohles der Gesamtheit nur das eigene im Auge behielten!

Die Flugschrift „Die Passion" schrieb darüber ironisch im Ton der heiligen Schrift: „Und es geschah, da Bonaparte dies vollendet hatte, da versammelten sich die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer in einer Stadt, die da genannt wird Rastatt und hielten Rat, wie sie das Reich mit List fangen und töten wollten. Und das Reich sah, daß seine Stunde gekommen war, und sprach also: ‚Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!' Und der geistliche Fürstenstaat war sehr bekümmert und sprach: ‚Wahrlich, wahrlich ich sage euch: einer unter euch ist's, der mich verraten wird!' Und siehe, der preußische Hof flüsterte Frankreich ins Ohr: ‚Was wollt ihr mir geben, so will ich ihn euch verraten!' Bonaparte spricht dem Reich das Urteil: ‚Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muß es sterben!' Pfalz, Baiern und Hessen-Darmstadt erwidern: Was hat es getan? Ich finde keine Schuld an ihm!' ‚Der Kaiser aber spricht: ‚Es ist besser, daß Einer stirbt, als daß das ganze Volk verderbe!' Und er ließ das Reich geißeln und übergab es, daß es gekreuziget werde. Die Reichsarmee aber schlug an ihre Brust und kehrte wieder um."

Obgleich es sehr zu bedauern ist, daß ein deutscher Mann, wie Joseph Görres, das Heil Deutschlands und der Zukunft von der Französischen Republik erwartete, so muß man doch

staunen, wie dieser junge 21jährige Mann schon so richtig die Folgen der Übergabe der Stadt Mainz an die Franzosen, die zu Beginn des Kongresses erfolgte, zu beurteilen verstand. Er schrieb: „Am 30. Dezember 1797, am Tage des Überganges von Mainz, nachmittags um 3 Uhr, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen sanft und selig, an einer gänzlichen Entkraftung und an hinzugekommenem Schlagflusse, bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich. . . . Der Verstorbene setzt die Fränkische Republik als rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers ein und bittet sie, das kleine aber gutwillig gegebene Geschenk als ein Zeichen seiner Hochachtung und Liebe anzunehmen. . . . Die kaiserlichen Einkünfte fallen an das Armenhaus in Regensburg, die Prälaten- und anderen Bänke an die Universität Heidelberg, die Reichsarmee an den Landgrafen von Hessen-Kassel, um sie nach England, Amerika oder Ostindien zu verhandeln. Testamentsexekutor wird seine Exzellenz der General Bonaparte. Die Reichsdeputation in Rastatt soll ihre Sitzungen permanent erklären und sich dann mit dem Abschluß eines ewigen Friedens beschäftigen; jeder Artikel darf aber in nicht weniger als 50 000 Sitzungen abgetan werden!"

In Wirklichkeit glaubten wohl die wenigsten verständigen und weitschauenden Leute an die Dauer des zu Campoformido abgeschlossenen Friedens. Das Direktorium war gegenwärtig kriegerischer wie je gesinnt, und einige Mitglieder desselben hatten den von Bonaparte abgeschlossenen, allerdings vom Volke mit Begeisterung und Genugtuung aufgenommenen Frieden von Campoformido nur mit Widerwillen gutgeheißen. Wie im zweiten Bande der Geschichte Napoleons ausführlicher dargestellt wurde, war Österreich vielleicht noch weniger mit dem Abschluß der Friedensverhandlungen einverstanden gewesen als Frank-

Basis

des

Rastädter Friedens,

enthaltend

die zu Campo Formido festgesetzten

Friedensartikel,

welche

zu Rastadt ratificirt werden

sollen.

Bremen,

1798.

Titelwiedergabe einer seltenen Broschüre über den Rastatter Kongreß
(Sammlung Kircheisen)

reich, denn es hielt sich durchaus nicht für besiegt und war allmählich wieder zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen. Thugut wäre sofort wieder zum Losschlagen bereit gewesen, wenn er auf einige Bundesgenossen, vor allem auf den Beistand Rußlands, hätte rechnen können.

Nach dem 20. Artikel des am 17. Oktober 1797 in Campoformido abgeschlossenen Friedens beabsichtigte man in Rastatt ein Kongreß einzuberufen, auf welchem einzig und allein die Vertreter des Deutschen Reiches und der Französischen Republik zusammentreffen sollten. Man gedachte aber nicht nur den Frieden zwischen dem Reiche und Frankreich zum Abschluß zu bringen, die Ratifikationen zum Frieden von Campoformido auszuwechseln, sondern es sollten auch auf Grund der ebenfalls am 17. Oktober des Jahres unterzeichneten geheimen Zusatzkonvention Bestimmungen wegen der Übergabe der Stadt und Festung Mainz an die Franzosen und Venetiens an Österreich getroffen werden.

Da seit dem Beginn der Revolutionsfeldzüge die mit Frankreich im Streite befindlichen Mächte die diplomatischen Beziehungen zur Republik abgebrochen hatten, so suchte jeder Staat, der irgend etwas mit Frankreich zu regeln hatte, eine Anknüpfung in Rastatt, indem er einen oder mehrere Vertreter dahin beorderte. Der Zuspruch zum Kongreß war daher außerordentlich rege: die gesamte Friedensdeputation zählte nicht weniger als 76 Personen*)! Selbst Staaten wie Rußland und Schweden, sogar Genua, Lucca, der Papst und der Malteserorden suchten mit mehr oder weniger Erfolg ihre Vertreter beim Freiherrn von Albini zu beglaubigen!

Bereits am 18. August 1795 war vom Reiche aus eine Friedensabordnung von je fünf katholischen und protestantischen Reichsständen ernannt und am 7. Oktober desselben

*) Nach dem „Rastatter Kongreßtaschenbuch für das Jahr 1799" betrug die Gesamtzahl der anwesenden Bevollmächtigten und deren Sekretäre, Adjutanten und Dienerschaft nicht weniger als 519 Personen!

Jahres die Rangordnung festgesetzt worden*). Ihren Vollmachten entsprechend durften die Vertreter der zehn Reichsstände nur auf Grundlage der Unversehrtheit des Reiches verhandeln. Jetzt, am 1. November 1797, erging nun die kaiserliche Aufforderung an die Reichsstände, ihre Deputierten nach Rastatt zu entsenden. Obgleich der Kaiser in den geheimen Artikeln des Vertrages zu Campoformido der Französischen Republik seine „guten Dienste" angeboten hatte, um Frankreich das linke Rheinufer zu verschaffen, so verlangte er doch in der Verordnung vom 1. November, die Reichsstände möchten „dem großen Erhaltungsgesetz der Einheit und Gesamtheit des Deutschen Reiches in gesetzlicher Verbindung mit dessen Oberhaupt unveränderlich getreu, das gemeinsame Wohl des deutschen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutscher Standhaftigkeit wirksam unterstützen und also vereint mit ihrem Reichsoberhaupte den längst gewünschten, auf die Basis der Integrität des Reiches und seiner Verfassung zu gründenden, billigen und anständigen Frieden bestens befördern und beschleunigen!" Es waren nur leere Worte, um den Reichsständen Sand in die Augen zu streuen. Was ging den Kaiser das Reich an, das in seinen letzten Zügen lag? Er wollte ja doch nur seine Hausmacht vergrößern!

Am 17. November traf der Freiherr von Albini, der Hofkanzler des Kurfürsten von Mainz, in Rastatt ein. Er sollte den Vorsitz auf dem Kongreß führen. Albini war einer der ersten, der in dem Schlosse Wohnung nahm. Seit Anfang des Monats war es vom badischen Minister Freiherrn von Edelsheim mit großer Mühe und nicht geringem Kostenaufwand instand gesetzt worden, um so vielen Gästen angenehme und passende Unterkunft zu verschaffen.

Die Vertreter der verschiedenen Mächte, die am Kongreß

*) Die fünf katholischen Reichsstände waren Mainz, Kursachsen, Österreich, Bayern und Würzburg, die fünf protestantischen Bremen (Hannover), Hessen-Darmstadt, Baden und die beiden Reichsstädte Augsburg und Frankfurt.

teilnehmen wollten, kamen ziemlich unregelmäßig an. Wenngleich der Kongreß einen Monat nach Unterzeichnung des Friedens von Campoformido, also am 16. November, eröffnet werden sollte, waren bis zu diesem Tage nur die wenigsten Mitglieder eingetroffen. Da nach früheren diplomatischen Gebräuchen dem zuletzt Angekommenen der erste Besuch gemacht werden mußte*), so war es den österreichischen Bevollmächtigten förmlich befohlen worden, so spät wie möglich in Rastatt zu erscheinen. Der Graf Metternich, der wichtigste Vertreter des Kaisers, traf sogar erst einige Stunden nach dem Aufbruch des Generals Bonaparte nach Paris in Rastatt ein!

Franz II. hatte eine zahlreiche Gesandtschaft nach Rastatt gesandt, die ihn in seiner Eigenschaft als deutschen Kaiser, als König von Ungarn und Bohmen und als Erzherzog von Osterreich auf dem Kongreß vertreten sollte. Der Graf Franz Georg Karl von Metternich-Winneburg, der aus alter und angesehener Familie stammte, hatte seinen Herrn als deutschen Kaiser zu vertreten; gleichzeitig war er der kaiserliche Kommissar, oder in der damaligen Sprache, der kaiserliche „Plenipotentiarius".

Der Graf hatte viel Glück in seinem Leben gehabt und war fast ohne besondere Verdienste von Stufe zu Stufe höher gerückt. Obgleich er keine großen Fähigkeiten und keine diplomatische Geschicklichkeit besaß, so verstand er doch in würdiger und glanzvoller Weise seinen kaiserlichen Herrn zu vertreten. Dieser Eigenschaft wegen verdankte er wohl seine Stellung als Haupt der kaiserlichen Abgeordneten. Treilhard entwirft in seiner Depesche an Talleyrand, kurz nach seinem Besuche bei Metternich, ein nicht zu schmei-

*) Treilhard und Bonnier machten dem Grafen Metternich am 6. Dezember den ersten Besuch. Auf Grund des 23. Artikels des Friedens von Campoformido war vereinbart worden, daß in Zukunft dasselbe Zeremoniell wie früher zwischen dem Kaiser und der Französischen Republik beibehalten werden sollte.



Graf von Cobenzl.
Nach einem Stich von P Richter
(K. K. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien.)

chelhaftes Bild von dem Grafen von Metternich-Winneburg. Er schien ihm kalt, stolz, unverschämt, wenn es nötig war, sehr förmlich, jede seiner Bewegungen abgemessen, vor allem aber befürchtete er, zu ehrlich zu erscheinen. Mit einem Wort, er war ein Erzdeutscher, was die Etikette betraf, im Grunde ein Mann von wenig Geist, infolgedessen sehr hartköpfig, kurz, gerade das Gegenteil von einem Menschen, den man fur die Unterhandlungen nötig hätte.

Sein Sohn, der spätere Fürst Metternich, befand sich ebenfalls in Begleitung seines Vaters in Rastatt, doch zunächst ohne Amt. Erst am 28. Dezember erhielt er eine offizielle Stellung als Bevollmächtigter „von wegen des westfälischen Grafen-Kollegiums katholischen Teils". Er kam aber erst nach der Abreise Bonapartes an und hatte somit keine Gelegenheit, seinen späteren großen Gegner schon jetzt persönlich kennen zu lernen.

Graf von Cobenzl entstammte ebenfalls einem sehr alten Adelsgeschlecht. Wir haben ihn schon während der Verhandlungen zu Udine und Passariano als einen der tüchtigsten österreichischen, überhaupt der damaligen Diplomaten kennen gelernt. Auch in Rastatt entfaltete er eine außerordentliche Tätigkeit, nicht zum wenigsten als liebenswürdiger Gesellschafter, doch fehlte ihm, wie den meisten Staatsmännern jener Zeit, der nationale Sinn. Er diente dem Herrscher, dem er sein Konnen und Wollen gewidmet hatte, mehr aus Pflichtgefühl, Ehrgeiz und Ergebenheit, als aus Liebe zur Sache, und um seinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Er vertrat den Kaiser als König von Ungarn und Böhmen. Viel ist über die leichten Sitten Cobenzls während des Kongresses gesprochen worden, doch in keiner Weise findet man irgendwelchen weiblichen Einfluß auf die diplomatischen Unterhandlungen.

Die Chronik jener Zeit erzählt uns allerdings von dem Grafen eine amüsante Anekdote. Als Cobenzl im April 1798

eilig nach Wien reisen mußte, fehlte ihm sein Wagen. Er hatte ihn seiner Freundin, einer Sängerin geborgt, damit diese nach Straßburg zurückkehren konnte. Unglücklicherweise traf die „Citoyenne Hyacinthe“ unterwegs einen andern Freund, dem sie ihrerseits in liebenswürdiger Weise den Wagen Cobenzls zur Verfügung stellte, damit dieser schneller und bequemer nach Frankfurt reisen könne! Das Gefährt kam aber nicht zurück, und der würdige Vertreter des Königs von Ungarn und Böhmen mußte sich eines gewöhnlichen Mietwagens bedienen, um in die österreichische Hauptstadt zurückzukehren. Aber auch der Graf von Metternich-Winneburg war ein galanter Mann und war bestrebt, „den Ruf eines eben so artigen Mannes wie Cobenzl“ zu erlangen!

Der dritte Vertreter des Kaisers als Erzherzog von Österreich war der Graf Lehrbach, wie Metternich von altem Reichsadel. Über ihn sind die Stimmen geteilt. Man schildert ihn als eingebildet, schwatzsüchtig, grob und dreist. Gleichzeitig aber war er tätig und in den Geschäften bewandert. Er hatte große Kenntnisse in den verwickeltsten Reichsangelegenheiten. Im allgemeinen war Lehrbach nicht beliebt, am wenigsten vielleicht bei Albini, der mit ihm manchmal aneinander geriet. In seinem Wesen war der Graf ebenso Soldat wie Diplomat. Er hatte im Frühjahr in Tirol bei der Volkserhebung gegen die Franzosen seinem kaiserlichen Herrn nicht unwichtige Dienste geleistet.

Der Präsident des Kongresses, oder wie die damalige diplomatische Sprache sich ausdrückte, der „Directorialis der Deputation“ war der Freiherr von Albini, der das ganze Vertrauen seines greisen Herrn, des Kurfürsten von Mainz, genoß. Obgleich nicht ohne Fähigkeiten, besaß Albini doch wenig moralischen Halt und schwankte in seinen politischen Ansichten hin und her. Als der Kongreß unverrichteter Sache auseinanderging, und der Krieg von neuem aus-



Graf Lehrbach.

Gezeichnet von T. Hof, gestochen von C. Guerin.
(K. K. Familien-Fideikommiss Bibliothek. Wien.)

brach, kämpfte er als Anführer der frankischen Bauern tapfer gegen die Franzosen.

Er vermochte zwar nicht das geringste zu tun, um die Übergabe der Stadt Mainz an die Franzosen zu verhindern, doch gelang es ihm, sich das Vertrauen seines Herrn, des Kurfürsten und Erzbischofs Friedrich Karl Joseph von Erthal, und nach dessen Tode im Jahre 1802, das seines Nachfolgers, des Freiherrn von Dalberg, zu erhalten.

Kursachsen wurde durch den Grafen von Löben*), einen überall beliebten, patriotisch gesinnten und rechtschaffenen Mann vertreten. Bayern hatte den Grafen Preysing gesandt. Am 16. Februar 1798 wurde dieser durch den Grafen von Morawitzky**) abgelost; die wichtigste Rolle der bayerischen Gesandtschaft spielte aber der Geheimrat Zentner.

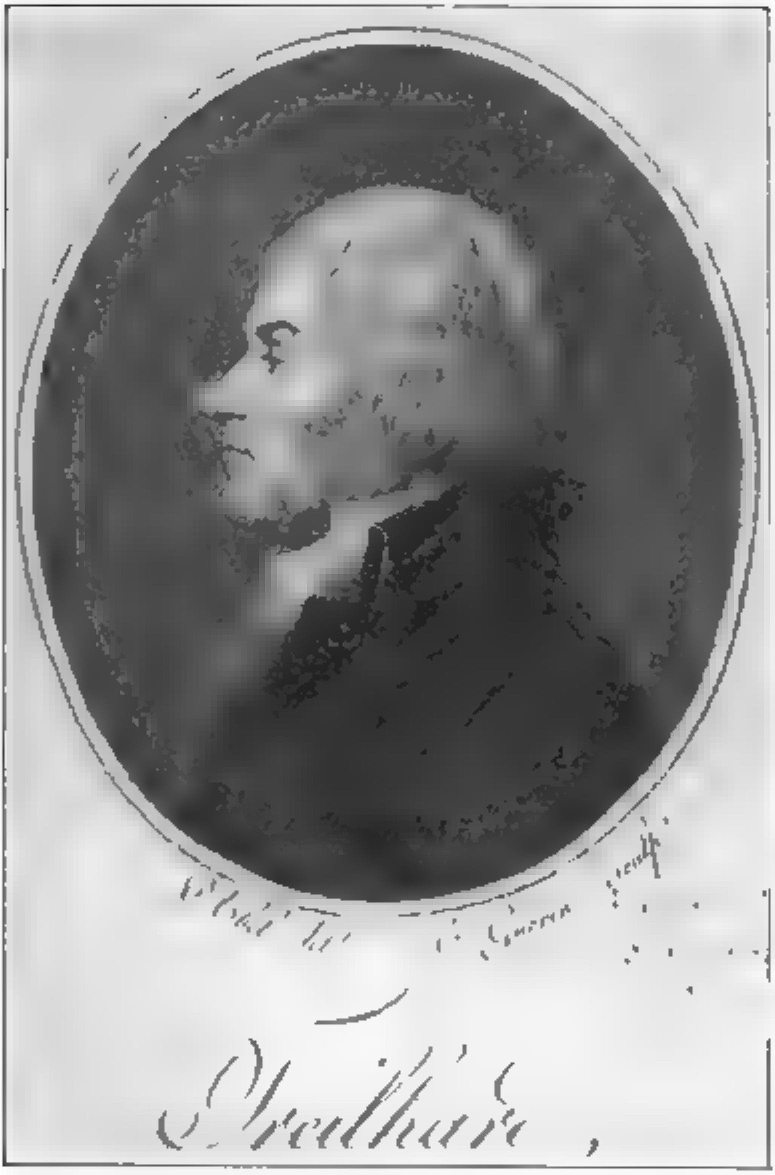
Der Domherr und Geheimrat Graf Friedrich Lothar von Stadion vertrat, obgleich noch verhältnismäßig jung, den Fürstbischof von Würzburg. Das protestantische Herzogtum Bremen (Hannover) hatte den Freiherrn von Reden, einen tüchtigen und geschäftsgewandten Mann, nach der Kongreßstadt geschickt; ihm zur Seite stand der schon damals sehr bekannte Völkerrechtslehrer Professor Martens aus Göttingen.

Der Minister Freiherr von Gatzert war der Gesandte des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Der Staatsminister Freiherr von Edelsheim und der Geheimrat Emmanuel Meier waren Abgeordnete des Markgrafen von Baden. Die freien Städte Augsburg und Frankfurt hatten die Räte Pflummern und Schmidt, beziehentlich die Räte Günderrode und Schweizer nach Rastatt geschickt.

Außer den zehn Reichsstanden hatten aber auch noch die meisten anderen Staaten Deutschlands ihre Vertreter auf dem Kongreß von Rastatt. An der Spitze der preußischen, oder wie es amtlich hieß „kurbrandenburgischen“ Gesandt-

*) Er wurde im Februar 1798 durch den Grafen von Hohenthal ersetzt.

**) Seit dem 11. März 1799 Freiherr von Rechberg.



J. B. Treilhard.
Gezeichnet von Abel, gestochen von C. Guerin.
(K. K. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien.)

schaft stand der Graf Johann Eustachius von Schlitz, genannt von Görtz, der schon unter Friedrich dem Großen verschiedene wichtige Posten bekleidet hatte. Er war ein alter Herr mit silberweißen Haaren und liebenswürdigem Wesen. Ihm beigeordnet waren der frühere Gesandte in London, Freiherr von Jacobi-Klöst, Herr von Dohm und Karl Heinrich von Lang, alles bekannte Namen. Görtz und von Jacobi-Klost kamen am 15., Dohm langte am 23. Dezember in Rastatt an.

Aber auch viele nichtdeutsche Staaten hatten trotz des 20. Artikels des Friedens von Campoformido ihre Vertreter nach Rastatt gesandt, um ihre Rechte, oder besser, Ansprüche, zu wahren und Beziehungen anzuknüpfen oder wieder aufzufrischen. So ließ sich der König Friedrich VI. von Dänemark als Herzog von Holstein-Glückstadt durch den Kammerherrn Freiherrn von Rosenkranz und den Legationsrat von Eggers, der König Gustav IV. von Schweden als Herzog von Pommern und als Bürge des Westfälischen Friedens auf dem Kongreß vertreten*). Die Batavische Republik hatte zuerst den Agenten Buch, dann den Gesandten von Grasveld**), die Zisalpinische Republik den später so bekannt gewordenen Grafen Melzi d'Eril nach Rastatt befohlen. Endlich möchte, abgesehen von kleineren Staaten, noch die schweizerische Gesandtschaft erwähnt werden, an deren Spitze Karl Ludwig von Tscharner und Karl Ludwig von Haller standen.

Man sieht, daß der Zuspruch zum Rastatter Kongreß äußerst rege war, denn jeder Staat, der etwas zu gewinnen hoffte, hatte versucht, sich daselbst vertreten zu lassen. Meist war es ja nur die Absicht, sich über die Politik der

*) Der schwedische Graf von Fersen, der den Franzosen wie den Österreichern gleich unangenehm war und nicht zu den Kongreßverhandlungen zugelassen wurde, verließ Rastatt nach einigen Monaten. Mehr Glück hatte der Freiherr von Bildt, der sich am 14. März als herzoglich vorpommerscher Partikulargesandter zu beglaubigen suchte.

**) Seit August 1798.

großen Mächte zu orientieren oder sich unter Österreichs oder Preußens Fittiche zu begeben. Es wurde ein ausgedehnter, eifriger Handel getrieben, um sich die Gunst der großen Herren und deren Sekretäre, ja sogar deren Bediente und Köche zu verschaffen! Nach den geheimen Papieren einer reichsfürstlichen Gesandtschaft erhielt ein französischer Gesandtschaftssekretär am 21. Februar 1798 220 Gulden, der Sekretär Bonniers am 16. März 275, wenige Tage später der Sekretär Treilhards 550 Gulden, die Bedienten natürlich in den entsprechenden Verhältnissen.

Es war nicht einmal leicht, Zutritt zu den Vorzimmern der wichtigeren Gesandten, vor allem der französischen, zu erhalten, und man mußte alle List anwenden, um zum Ziele zu gelangen. Jedenfalls stand schon vom Anfang an die Sache der geistlichen Fürsten sehr schlecht, wenn man bedenkt, daß sogar die Kammerdiener einen großen Unterschied machten, und sie den geistlichen Vertretern nur schwierig Zutritt zu ihren Herren erlaubten!

Allen diplomatischen Gebräuchen zum Trotz hatte die französische Regierung nur zwei Vertreter nach Rastatt geschickt, denn Bonaparte hielt sich nur wenige Tage auf und nahm an den eigentlichen Unterhandlungen nicht teil.

Jean Baptiste Treilhard, ein tüchtiger Jurist in gesetztem Alter, hatte während der ersten Jahre der Revolution eine hervorragende Rolle gespielt. Er war Abgeordneter des dritten Standes in der Konstituierenden Versammlung gewesen und behielt auch seinen Sitz im Konvent bei, in dem er vom 27. Dezember 1792 bis 10. Januar 1793 Präsident war. Ferner wurde er in den Wohlfahrtsausschuß gewählt und war während des Monats Nivôse des Jahres IV Präsident des Rates der Fünfhundert. Obgleich er während des Prozesses Ludwigs XVI. für den Tod des Königs gestimmt hatte, so gehörte er doch nicht zu den Anhängern Robespierres.

Nachdem er im Mai 1797 aus dem Rate der Fünfhundert

ausgeschieden war, führte er in Gemeinschaft mit Bonnier die Unterhandlungen mit Lord Malmesbury in Lille und wurde dann nach deren ergebnislosem Ausgang nach Rastatt gesandt*). Als François de Neufchâteau im Jahre 1798 aus dem Direktorium ausschied, wurde Treilhard vom Rate der Alten mit 166 Stimmen zum Direktor gewählt.



A. E. L. Bonnier d'Arco.
(Nach einer Lithographie aus der Sammlung Kircheisen.)

Treilhard war zwar fast noch ein Neuling im diplomatischen Dienst, seine politischen Ansichten standen aber bereits fest. Er war immer einer von denen gewesen, die im Konvent die Rheingrenze verlangt hatten. Er war wenig beredt. Seine Umgangsformen waren die der neuen französi-

*) Zuvor, am 13. Oktober 1797, war er zum Gesandten in Neapel ernannt worden, aber ehe er seine Reise antreten konnte, erhielt er die neue Bestimmung

schen Gesellschaft, standen also ganz im Gegensatz zu denen der nach der ehemaligen französischen Sitte erzogenen deutschen Diplomaten. Oft legte er sich mit den Armen und der Brust auf den Tisch, wenn er sich in der Sitzung befand. Man kann sich leicht die Entrüstung der wohlerzogenen, vornehmen deutschen Diplomaten vorstellen! Sonderbarerweise nannte ihn der junge Metternich verschiedentlich in den Briefen an seine Frau „äußerst höflich". Auch der Freiherr von Edelsheim war von dem „guten Empfang Bonapartes und von den verbindlichen Manieren der Bürger Minister Treilhard und Bonnier" entzückt. Allerdings rühren die Zeugnisse vom Anfang Dezember 1797 her, ehe noch die eigentlichen Verhandlungen begonnen hatten.

Treilhard wurde am 27. Oktober ernannt und war der hauptsächlichste Vertreter der französischen Gesandtschaft.

Der andere Bevollmächtigte, Ange Elisabeth Louis Bonnier d'Arco, war ein ehemaliger Adliger und vor der Revolution Präsident des Gerichtshofes von Montpellier gewesen. Er wurde in die Gesetzgebende Versammlung und dann in den Konvent gewählt und stimmte ebenfalls für den Tod des Königs. Nach den ergebnislosen Verhandlungen in Lille, ward er mit Treilhard nach Rastatt geschickt und wurde, als man Treilhard durch Jean Débry ersetzte, das Haupt der französischen Gesandtschaft.

Seiner Freundschaft mit Reubell, mit dem er während des Kongresses einen regen privaten Briefwechsel unterhielt, verdankte er die Ernennung zum Bevollmächtigten. Sie erfolgte am 31. Oktober 1797.

Bonnier war meist leidend, deshalb in seiner Unterhaltung oft unfreundlich, mürrisch und hart. Er verstand es aber, sich mehr Freunde zu erwerben als sein Kollege Treilhard, dem er an Kenntnissen und diplomatischer Geschicklichkeit nicht gewachsen war. Er blieb in Rastatt bis zum Abbruch der Unterhandlungen und wurde später

mit Débry und Roberjot von österreichischen Husaren ermordet.

Generalsekretär der französischen Gesandtschaft war der Elsässer Rosenstiel, ein bescheidener aber befähigter Mann, der von Talleyrand für diesen Posten bestimmt worden war. Er beherrschte beide Sprachen vollkommen und war deshalb von großem Nutzen. Da er mit dem Minister von Gatzert, dem hessen-darmstädtischen Abgesandten, verschwägert war, erfuhr er oft von Dingen, die den Franzosen sehr angenehm sein konnten. Rosenstiel kam erst am 12. Dezember 1797 in Rastatt an. Währenddessen erledigte Treilhard selbst alle für ihn bestimmten Arbeiten.

Bonaparte war mit größter Schnelligkeit durch Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland gereist, um rechtzeitig in Rastatt einzutreffen und die Unterhandlungen mit den österreichischen Abgeordneten zu beginnen. Er war daher sehr erstaunt und ärgerlich, daß noch keiner von ihnen angelangt war. „Es ist nicht schön von den Österreichern," sagte er, „daß sie mich und die deutschen Kollegen so lange warten lassen. Ich bin durch die Huldigungen, die man mir auf meiner Reise überall erwies, außerordentlich aufgehalten worden und habe deshalb befürchtet, zu spät zu kommen. Ich sehe aber, daß meine Sorge unbegründet war." Sein Verdruß würde gewiß größer gewesen sein, wenn er gewußt hätte, daß den österreichischen Bevollmächtigten direkt anempfohlen worden war, nach ihm anzukommen! Denn so verlangte es die kaiserliche Vorschrift!

Nur der General Graf von Merveldt, der vom Kaiser auf Grund des Artikels der Zusatzakte zum Frieden von Campoformido betreffs der Räumung und der Übergabe der Festung Mainz zum Abgeordneten ernannt worden war, befand sich seit dem 24. November in Rastatt. Er hatte jedoch noch keine Vollmachten erhalten. Erst am 27. Novem-

ber kam der Graf von Lehrbach an, der aber den Kaiser nur als Erzherzog von Österreich zu vertreten hatte.

Bonaparte empfing am Morgen des 28. November den Major von Stetten, der im Auftrage des Markgrafen von Baden gekommen war, dem General für die am Tage zuvor bewiesene Aufmerksamkeit zu danken. Bonaparte hatte nämlich am 27. November seinen Adjutanten Junot*) nach Karlsruhe zum greisen Markgrafen Karl Friedrich gesandt, um diesen im Namen des französischen Oberbefehlshabers auf badischem Gebiet zu begrüßen.

Gegen Mittag desselben Tages erhielt dann der Obergeneral vom Freiherrn von Albini den ersten Besuch, darauf den des Grafen von Fersen und gegen 8 Uhr abends den der übrigen in Rastatt anwesenden Mitglieder der Reichsdeputation.

In großer Generalsuniform ging Bonaparte den Gesandten bis zur Türe des Vorzimmers entgegen und begrüßte zuvorkommend die Vertreter der verschiedenen Staaten. Mit ganz besonderer Auszeichnung sprach er mit den Vertretern der Reichsstädte Augsburg und Frankfurt.

Ohne eine bestimmte Rangordnung zu beobachten, nahm man um den Kamin herum Platz und begann zwanglos zu plaudern. Jeder Abgeordnete suchte so schnell wie möglich auf den Gegenstand zu sprechen zu kommen, der ihn am meisten interessierte, und trachtete, Bonapartes geheime Absichten zu ergründen. Nach einigen einleitenden Worten über die ungünstige Lage des Schlosses, den schlecht gewählten Ort und nach den nie fehlenden Bemerkungen über die Langsamkeit des Kaisers begann man wichtigere Gegenstände ins Gespräch zu ziehen.

Albini fragte den General ohne Umschweife, wo der Kur-

*) Nicht Marmont, wie oft angegeben wird. Junot hatte sich in Karlsruhe wenig taktvoll benommen und eine Einladung zum Essen am Hofe Karl Friedrichs ausgeschlagen. Bonaparte sandte jetzt erst am 30. November seinen Adjutanten Marmont nach der badischen Hauptstadt, um dem Markgrafen für die Übersendung von vier Pferden zu danken.

fürst seinen Wohnsitz nehmen solle, wenn ihm Mainz genommen werde. Er erhielt eine ihn nur wenig befriedigende Antwort. Der Graf von Stadion, der im geistlichen Gewand erschienen war und etwas über die Zukunft des Fürstbischofs von Würzburg erfahren wollte, wurde von Bonaparte nicht besonders sanft mit den Worten angeredet „Die deutschen Bischöfe sind geistliche Regenten und Kriegsleute zugleich.“ Dann bemerkte er höhnisch: „Wie stimmen diese Titel miteinander überein? Wie sind sie im Evangelium begründet? Die Kurfürsten von Trier, Köln und Mainz reden immer vom Himmelreich; aber ihre Schlösser und Reichtümer sind für sie ein Hindernis, hinein zu gelangen. Wissen sie nicht, daß das Evangelium ‚sagt: ‚Die Reichen werden nicht ins Himmelreich gelangen?'“

Die Unterhaltung ward immer einseitiger, und schließlich sprach Bonaparte nur noch ganz allein. Über die Reichsverfassung äußerte er sich mit Geringschatzung. Es sei kein Zusammenhang unter den einzelnen Gliedern des Deutschen Reichs; die einen führten Krieg, während sich die anderen neutral verhielten. Es sei gewiß schwer, zum Frieden zu kommen. Und ließe sich dieser auch nicht binnen 24 Stunden schließen, so glaube er doch, innerhalb 24 Tagen zum Abschluß zu kommen. Meist stimmten ihm die Abgeordneten mit verbindlichen Redensarten bei.

Wenn auch manche Vertreter der Reichsdeputation harte Worte aus Bonapartes Munde hören mußten, so erging es doch keinem so schlecht wie dem Grafen von Fersen, der den König von Schweden als Bürgen des westfälischen Friedens zu vertreten hatte. Die Wahl des schwedischen Herrschers war entschieden unglücklich ausgefallen, denn Fersen war unter Ludwig XVI. Gesandter in Paris gewesen und dem jetzigen republikanischen Frankreich wegen seiner Freundschaft zur ehemaligen königlichen Familie sehr verhaßt.

Als der schwedische Gesandte am Nachmittage des 28. No-

vember bei Bonaparte erschien, richtete der General sogleich die Frage an ihn, wer gegenwärtig schwedischer Gesandter in Paris sei. Fersen mußte ausweichend antworten, denn der Baron von Staël, der den König von Schweden bei der Republik vertreten hatte, aber aus allerlei Gründen sehr ungern von der französischen Regierung gesehen wurde, war von seinem Posten abberufen worden. Das Direktorium hatte indes auch den an seiner Stelle ernannten Geschäftsträger nicht angenommen. Schweden besaß somit gegenwärtig keinen diplomatischen Vertreter in Paris.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen sagte ihm Bonaparte ungefähr folgendes: „Die französische Nation und das Haus Schweden sind seit mehreren Jahrhunderten verbündet. Sie haben sich gegenseitig unterstützt, um den Ehrgeiz eines übermütigen Herrscherhauses zunichte zu machen, das in den vergangenen Jahrhunderten mit einiger Aussicht nach der Universalmonarchie strebte. Eine Macht, die für Schweden gefährlicher ist, weil sie ihm näher liegt, macht es ihm zu einer nicht weniger gebieterischen Pflicht, gegen die Französische Republik rücksichtsvoll zu verfahren, und sie verbindet in geographischer Hinsicht das politische System der beiden Mächte. Wie soll man sich nun das Benehmen des schwedischen Hofes erklären, der es sich, wie es scheint, angelegen sein läßt, bei jeder Gelegenheit, sei es nach Paris, sei es zu den verschiedenen französischen Bevollmächtigten, Agenten, Minister oder Gesandte zu schicken, die persönlich jedem französischen Bürger von Grund aus zuwider sind? Der König von Schweden würde sicherlich nicht einen Gesandten mit Gleichgültigkeit betrachten, der versucht hätte, das Volk in Stockholm aufzuwiegeln. Nein, mein Herr, die Französische Republik wird es nicht dulden, daß Männer, die durch ihre Beziehungen zum ehemaligen französischen Hof nur zu bekannt sind, die vielleicht auf der Emigrantenliste stehen, die Gesandten des ersten Volkes der Erde höhnen. Ehe

das französische Volk auf Politik und Vorteil Rücksicht nimmt, wird es vor allem tun, was es seiner Würde schuldig ist."

Diese Unterhaltung, die Bonaparte an Talleyrand, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nach Paris berichtete, wird im allgemeinen durch Cobenzl und Lehrbach an ihre Regierung bestatigt. Fersen zog sich als echter Höfling mit Geschick aus der unangenehmen Lage. Er sagte, er würde über die Unterredung mit dem General nach Stockholm berichten, und verließ, von Bonaparte bis zur Tür begleitet, das Zimmer. Er machte jedoch noch verschiedene Versuche, um am Kongreß teilzunehmen, ist also nicht, wie oft berichtet wird, sogleich abgereist. Erst nach vier Monaten verließ er Rastatt, da er sah, daß er nichts ausrichten konnte.

Am Abend desselben Tages, am 28. November, kam endlich Cobenzl mit einer zahlreichen Begleitung in der Kongreßstadt an. Er ließ dem General Bonaparte sofort seine Ankunft melden. Den diplomatischen Gebräuchen entsprechend, machte ihm Bonaparte, von einem glänzenden Generalstab umgeben, am nächsten Mittag den ersten Besuch; er stattete auch an demselben Tage dem Grafen von Lehrbach und dem Freiherrn von Albini, sowie nachmittags gegen 2 Uhr dem Freiherrn von Edelsheim seinen Gegenbesuch ab. Den anderen Abgeordneten, die meist außerhalb des Schlosses wohnten, sandte er nur seine Adjutanten mit der Entschuldigung, er sei zu beschäftigt, um selbst zu kommen.

Am Nachmittag empfing Bonaparte auch den Gegenbesuch des österreichischen außerordentlichen Gesandten. Es waren außer dem Grafen Cobenzl die Generale Grafen von Merveldt und Baillet de Latour, letzterer in seiner Eigenschaft als Oberstkommandierender der kaiserlichen Heere in Deutschland.

Bonaparte und seine Regierung hatten es natürlich sehr eilig, in den Besitz der Festung Mainz zu gelangen. So-

bald man sich über die Art der Auswechslung der Ratifikationen der Friedensurkunden von Campoformido verständigt hatte, begann man zu plaudern. Die beiden anderen französischen Abgesandten Treilhard und Bonnier d'Arco nahmen an den Unterhandlungen nicht teil, dagegen war außer dem General Grafen Merveldt noch der Feldzeugmeister Graf de Latour anwesend.

Am 30. November fand die eigentliche Auswechslung der Ratifikationen des Friedens von Campoformido statt, die der General Berthier, beziehungsweise der Graf von Cobenzl mitgebracht hatten. Darauf trat man sogleich wegen der Abtretung von Mainz in Unterhandlung. Viel war nicht mehr zu regeln, da man schon in der geheimen Übereinkunft vom 17. Oktober die allgemeinen Fragen vollständig erledigt hatte. Übrigens sind uns keine Einzelheiten über diese Unterhandlung vom 30. November bekannt geworden.

Bonaparte war an diesem Abend besonders liebenswürdig. Er behielt die drei österreichischen Unterhändler zum Abendessen bei sich. Der Freiherr von Albini war ebenfalls zugegen. Bonaparte sagte dem Feldzeugmeister Grafen de Latour wegen seiner ausgezeichneten Führung im vorjährigen Feldzug von Deutschland allerlei Artigkeiten. Er verteilte auch an die Grafen Cobenzl und Merveldt wertvolle Geschenke*). Für den Freiherrn von Degelmann, der den Frieden von Campoformido mitunterzeichnet hatte, bestimmte er eine mit Brillanten besetzte Hutspange. Der Marquis von Gallo, der ebenfalls an den Unterhandlungen in Udine und Passariano teilgenommen hatte, sollte ein mit Brillanten geschmücktes Achselstück erhalten, das 100 000 Franken wert war. Bonaparte kam aber von seiner Absicht ab und gab Anfang April dem General Berthier den Auftrag, das für

*) Die preußischen Gesandten meldeten am 26. März 1798 ihrem Hof, daß Graf Cobenzl von Bonaparte — vermutlich durch Vermittlung von dessen Adjutanten Lavalette — noch eine Uhr mit Diamanten im Wert von 40 000 Gulden erhalten habe.

den Marquis von Gallo bestimmte Geschenk zu verkaufen, konnte man das dafür erlöste Geld doch besser für den ägyptischen Feldzug verwenden!

Auf Sankt Helena bemerkte der gefallene Kaiser einmal zum General Gourgaud: „Ich verteilte in Rastatt viele Ge-



General Graf Merveldt.
(Nach einer Lithographie aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.)

schenke, denn ich hatte viel Geld aus Italien mitgebracht. Die beiden armen Gesandten (es sind wohl Cobenzl und Merveldt gemeint) waren ganz verblüfft, daß ich so viel Geld hatte, denn sie waren sehr knapp daran.“

Bei einer anderen Gelegenheit sagte er jedoch, daß er kaum 300 000 Franken mit aus Italien gebracht hätte. Entweder

vergaß er versehentlich eine Null, oder er gab die Summe absichtlich so gering an*).

Ohne große Schwierigkeiten einigten sich die beiderseitigen Unterhändler hinsichtlich der Abfassung des Vertrags zur Räumung von Mainz und Venetien. Am 1. Dezember bereits konnte Bonaparte seine Adjutanten Murat und Colbert mit dem ratifizierten Friedensvertrag des Kaisers nach Paris senden und gleichzeitig unterwegs seine Ankunft anmelden, damit überall Pferde für den Obergeneral bereit stünden. Er selbst begab sich zum Grafen Cobenzl, um die letzten Punkte der militärischen Konvention zu beraten. Gegen 6 Uhr kam man zum Abschluß. Die Unterzeichnung wurde auf den nächsten Mittag festgesetzt. Ungeduldig, den Vertrag noch an demselben Tage zu unterzeichnen, begab er sich aber nach dem Abendessen nochmals zu dem österreichischen Diplomaten. Man wurde schnell einig. Die endgültigen Schriftstücke wurden in zwei Exemplaren ausgefertigt, und gegen Mitternacht konnten sie unterzeichnet werden.

Auf Grund des Abkommens vom 1. Dezember sollten die Franzosen am 10. Dezember die Festung Mainz einschließen, die Österreicher die Reichsfestungen Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und Würzburg räumen und bis zum 25. Dezember sich hinter den Inn, teilweise bis hinter den Lech zurückziehen. Die Franzosen dagegen sollten Venetien am 25. Dezember zu räumen beginnen, damit die Österreicher am 30. des Monats von dem venetianischen Gebiete Besitz ergreifen könnten.

*) Bonaparte erhielt als Obergeneral jährlich 40000 Franken, als Abgesandter zum Kongreß monatlich 6000 Fr. Für die erste Einrichtung bekam jeder der Unterhändler 5000 Fr. Die Reiseunkosten wurden besonders berechnet. Anfang Dezember teilte Talleyrand den in Rastatt zurückgebliebenen Gesandten mit, daß ihr monatliches Gehalt auf 7000 Fr. erhöht sei, da sie würdig auftreten sollten.

VIERTES KAPITEL

BONAPARTES RÜCKKEHR NACH PARIS

Empfang bei der Regierung. — Sein Privatleben. Ernennung zum Mitglied des Instituts. Seine Pläne

(Dezember 1797)

Ohne sich Ruhe zu gönnen, reiste der General Bonaparte fast unmittelbar nach Unterzeichnung des Vertrags vom 1. Dezember aus Rastatt ab. Am 2. Dezember, früh 3 Uhr, verließ er die Stadt und machte sich auf den Weg nach Paris. Das Direktorium wünschte, daß er sich sogleich nach der Hauptstadt begebe, sobald die Ratifikationen des Friedens von Campoformido ausgewechselt und Verfügungen für den Einmarsch der Franzosen in Mainz getroffen seien. Vielleicht wollten die Direktoren ihm nicht das Verdienst gönnen, die Unterhandlungen wegen der Abtretung des linken Rheinufers zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen, denn dadurch wäre Bonapartes Volkstümlichkeit in Frankreich noch gehoben worden.

„Es ist ungeduldig," schrieb Larevellière-Lépeaux am 26. November im Namen des Direktoriums an den General, „Sie zu sehen und mit Ihnen über viele wichtige Angelegenheiten des Vaterlandes zu sprechen. Deshalb wünscht es, daß Sie selbst die Auswechslung der Ratifikationen und den Bericht über die Verfügungen überbringen, die Sie für den Einmarsch der Franzosen in Mainz getroffen haben . . . Ihre augenblickliche Reise nach Paris wird gleichzeitig den

Wunsch des Direktoriums erfüllen, Ihnen öffentlich seine außerordentliche Zufriedenheit zu beweisen und Ihnen gegenüber der erste Vermittler der Dankbarkeit des Volkes zu sein. Es ist übrigens notwendig, daß Sie die Absichten des Direktoriums wegen der späteren Folgen der Operationen, mit denen Sie betraut sind, kennen lernen . . .“

Der Brief der Regierung war am 30. November in Rastatt eingetroffen, und der General hatte dem Direktorium sogleich seine Abreise für den nächsten oder übernächsten Tag angekündigt.

Trotz seiner Jugend hatte Bonaparte es verstanden, sich überall, wo er hinkam, besondere Achtung zu erwerben. Selbst die in Geschäften ergrauten Gesandten oder Staatsmänner ordneten sich dem General unter und wurden von seinem Genie mit fortgerissen. In einem Schreiben des Kongreßabgeordneten Treilhard an Talleyrand vom 2. Dezember heißt es: „Seit einigen Tagen, seitdem Bonaparte angekommen ist, hat sich der Schauplatz der Handlung ein wenig belebt . . .“, und gegen Schluß des Briefes: „Halten Sie Bonaparte so wenig wie moglich in Paris zurück, er ist hier in jeder Beziehung notwendig . . .: ich erwarte seine Rückkehr mit der lebhaftesten Ungeduld.“

Von den Generalen Berthier und Championnet, sowie von einigen Adjutanten begleitet, machte sich der Oberbefehlshaber auf den Weg. Er hatte aus seiner näheren Umgebung nur Lavalette in Rastatt zurückgelassen, teils, weil dieser wegen seines Verhaltens vor dem 18. Fructidor dem Direktorium unangenehm war, teils, damit er ihn von allem Wissenswerten, vor allem aber von dem „diplomatischen Geschwätz“ unterrichten könne*). Auch ein Teil von Bona-

*) Außer Lavalette war noch der Legationssekretar Perret, den Bonaparte bereits in Udine verwendet hatte, in Rastatt zuruckgeblieben. — Von Rastatt her ruhren die ersten Beziehungen des jungen Metternich zu Lavalette: beide scheinen großes Interesse aneinander gefunden zu haben. Lavalette und Perret begaben sich erst am 27. März nach Paris.

partes Dienerschaft und sein Reisewagen waren in Rastatt zurückgeblieben, um überall glauben zu machen, daß er bald wiederkommen werde. Obgleich auch das Direktorium anfänglich gewunscht hatte, daß der General nach Rücksprache mit den führenden Männern Frankreichs wieder nach Rastatt zurückkehren möchte, um die Verhandlungen zu Ende zu führen, so wußte doch Bonaparte sehr genau, daß er auf die Dauer den Schlichen und der Lang-



General Championnet.
(Nach einem zeitgenössischen Stich.)

samkeit der damaligen Diplomaten nicht gewachsen sei, und daß sein Ruf als Unterhändler nur leiden würde, wenn er nach dem Kongreßort zurückkehrte und dort seine Zeit, statt mit Taten, mit Worten vergeudete!

Am 2. Dezember früh gegen achteinhalb Uhr traf Bonaparte mit seiner Begleitung in Straßburg ein und wurde vom General Dommartin, einem seiner früheren Unterführer, und einer großen Volksmenge außerordentlich begei-

stert empfangen. Er hielt sich aber nicht lange auf, sondern nahm seinen Weg über Saarburg, Blamont, Lunéville nach Nancy, wo er am Abend des nächsten Tages ankam. Überall, wo sich der General zeigte, wurde er mit ungekünsteltem, wahrem Jubel empfangen, denn man sah in ihm nicht allein den großen Feldherrn, sondern auch den Wiederhersteller des Friedens. Schon seit langem war das Land zum Frieden geneigt. Überall fehlte es an kräftigen Männerhänden, um den Boden zu bestellen oder die Webstühle und Maschinen in den Industriegebieten zu bedienen.

Obgleich Bonaparte in Nancy einer ihm zu Ehren gegebenen Theatervorstellung beiwohnen mußte, brach er, seiner Gewohnheit gemäß, am nächsten Tage schon in den ersten Morgenstunden auf, berührte Toul, Châlons-sur-Marne, Epernay und am nächsten Tage Château-Thierry, La Ferté und Meaux. Am 5. Dezember früh gegen 5 Uhr kam der von den Parisern mit Sehnsucht und begreiflicher Neugierde erwartete General mit Berthier und Championnet in der Hauptstadt an. Er stieg in seinem kleinen Hause in der Rue Chantereine Nr. 6 ab*).

Trotz der eiligen Reise, auf der er kaum Zeit gefunden hatte, einige Stunden zu schlafen, bestieg der General mit Championnet kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft einen Wagen, um nach dem Luxembourgpalast zu eilen und sich dem Direktorium vorzustellen. Er wurde sogleich von Barras in dessen Privatwohnung, wo sich auch die anderen Direktoren eingefunden hatten, empfangen.

Je nach den verschiedenen politischen Ansichten, der Zu-

*) Das Haus, das Bonaparte in der Rue Chantereine bewohnte, gehörte eigentlich noch der Frau des Schauspielers Talma. Trotzdem ließ Josephine während der Abwesenheit ihres Mannes in Italien große bauliche Veränderungen und Verschönerungen darin vornehmen, deren Kosten sich auf über 100 000 Franken beliefen. Erst am 31. März 1798 kaufte Bonaparte das Haus für die Summe von 52 400 Franken. Nach seiner Rückkehr aus Italien war die Rede davon, ihm das Schloß Chambord und ein Haus in Paris vom Staate aus zu schenken, doch die Direktoren waren dagegen.



Das Haus Bonapartes in Paris in der Rue Chantereine, später Rue de la Victoire genannt.
(Nach einer Lithographie von G. Engelmann.)

neigung oder Abneigung der Mitglieder des Direktoriums für den jungen General, gestaltete sich dessen Empfang auch in verschiedener Weise. Heiß und mit offenen Armen nahmen ihn Barras und Larevellière-Lépeaux auf, freundschaftlich wurde er von Reubell und kalt von François de Neufchâteau und Merlin de Douai empfangen. So berichtete wenigstens der preußische Gesandte von Sandoz-Rollin am 8. Dezember nach Hause.

Bereits am selben Abend machte Barras dem General Bonaparte seinen Gegenbesuch. Viele interessante und für die Geschichte Frankreichs der nächsten Zeit wichtige Dinge mögen an jenem Abend zwischen beiden Männern zur Sprache gekommen sein!

Nach dem Direktorium galt Bonapartes nächster Besuch nicht dem Kriegsminister Schérer, seinem eigentlichen Vorgesetzten, über dessen Kopf hinweg er ganz eigenmächtig zu handeln gewohnt war, sondern Talleyrand, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem zu jener Zeit nach den Fünf Männern einflußreichsten Mann in Paris. Bonaparte hatte Talleyrands große Geschicklichkeit in staatsmännischen Dingen bereits im Laufe des vergangenen Jahres schätzen gelernt und war bald nach dessen Eintritt ins Ministerium mit ihm in regen Briefwechsel getreten. Mit scharfem Blick und praktischem Sinn hatte er in dem neuen Minister des Äußern bald den Mann erkannt, der seinen Zielen nützlich sein konnte. Ihn wollte er sich zum Freunde machen. Beide Männer kannten sich noch nicht persönlich. Talleyrand hatte auch bald begriffen, daß Bonaparte der Mann der Zukunft und ihm selbst in diplomatischen Angelegenheiten überlegen sei.

Er empfing den Sieger von Italien am 6. Dezember früh gegen 11 Uhr und war von dem ersten Eindruck, den Bonaparte auf ihn machte, sehr entzückt. Die erste Unterhaltung wurde von seiten des Generals ganz vertraulich geführt.

Plötzlich sagte er ganz unvermittelt zu Talleyrand: „Sie sind der Neffe des Erzbischofs von Reims, der sich in der Umgebung Ludwigs XVIII. befindet. Ich besitze a u c h einen Onkel, der in Korsika Archidiakon ist und mich erzogen hat. Wie Sie wissen, ist in Korsika ein Archidiakon dasselbe wie ein Bischof in Frankreich."

Es konnte sich beim Minister des Äußern in der Rue du Bac, im ehemaligen Palast Gallifet, zunächst nur um einen kurzen offiziellen Besuch handeln, denn es befanden sich bei Talleyrand eine Menge Leute, die durch Vermittlung des Ministers den berühmten General, dessen Namen in aller Munde war, so bald wie möglich sehen und sprechen wollten.

Auch Frau von Staël wartete sehnsüchtig darauf, den Mann, den sie schon während seiner italienischen Siege mit Briefen überschüttet hatte, persönlich kennen zu lernen. Wenn man den Memoiren Bourriennes Glauben schenken darf, so hatte sich Bonaparte über die begeisterten Äußerungen dieses „Blaustrumpfes", wie er die Tochter Neckers nannte, lustig gemacht und niemals auf diese Epistel geantwortet. Frau von Staël ließ sich aber nicht abschrecken sondern wartete bereits seit 10 Uhr früh auf den Besuch des Generals, der für 11 Uhr früh angekündigt worden war. Bonaparte richtete zwar einige verbindliche Worte an sie, als sie ihm von Talleyrand vorgestellt wurde, doch dabei blieb es.

Trotz des Hasses, den Frau von Staël ihr ganzes Leben hindurch Napoleon gegenüber bewahrte, urteilte sie über ihn ziemlich unparteiisch in ihren nach ihrem Tode erschienenen „Considérations sur la révolution française". Dort schildert sie die erste Begegnung mit dem jugendlichen Sieger mit folgenden Worten: „Ich fand keine Worte, als er mir sagte, er habe meinen Vater vergebens in Coppet gesucht und bedaure, in der Schweiz gewesen zu sein, ohne

ihn gesehen zu haben. Als ich mich jedoch ein wenig von meiner bewundernden Verwirrung erholt hatte, stieg ein sehr ausgesprochenes Furchtgefühl in mir auf.

Bonaparte besaß damals keinerlei Macht, man glaubte sogar, daß er sehr unter dem Mißtrauen des Direktoriums zu leiden hätte, und so war die Furcht, die er einflößte, nur eine Folge des seltsamen Eindruckes, den seine Per-



Baronin von Staël-Holstein.
Gemalt und gestochen von P. L. Bouvier.
(Stadt-Bibliothek Zürich.)

sönlichkeit auf alle machte, die mit ihm in Berührung kamen. Ich hatte sehr achtunggebietende Männer gesehen, ich war auch wilden Männern begegnet, aber der Eindruck, den Bonaparte auf mich machte, erinnerte mich weder an die einen noch an die anderen. Bei den verschiedenen Gelegenheiten, die sich mir boten, ihn während seines Aufenthaltes in Paris zu sehen, bemerkte ich sehr bald, daß

man seinen Charakter nicht in allgemein üblichen Worten auseinandersetzen konnte. Er war weder gut, noch heftig, noch sanft, noch grausam nach der Art der uns bekannten Menschen. Ein solches Wesen, das nicht seinesgleichen hatte, konnte weder Zuneigung erwecken noch empfinden; er war mehr oder auch weniger als ein Mensch! Sein Wesen, sein Geist, seine Sprache, alles an ihm hat ein fremdes Gepräge, und das ist ein Vorteil mehr, um die Franzosen zu unterjochen."

Obgleich sich der französische Obergeneral gar nicht um Frau von Staël bekümmerte, die damals mehr als Tochter des ehemaligen Finanzministers Necker als wegen ihrer Schriften bekannt war, fand diese doch öfters Gelegenheit, sich dem jungen Sieger zu nähern. Aber sie fühlte sich nie recht behaglich in seiner Nähe. „Weit entfernt," schrieb sie, „daß ich in Zukunft größere Sicherheit gewann, schüchterte er mich immer mehr ein, je öfter ich ihn sah. Ich hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß keinerlei Herzensbewegung Einfluß auf ihn habe. Er betrachtet einen Menschen wie eine Sache, aber nicht wie seinesgleichen. Er haßt nicht mehr, als er liebt. Für ihn existiert nur er selbst; alle anderen Geschöpfe sind Nummern. Seine Willenskraft besteht in der unerschütterlichen Berechnung seines Egoismus. Er ist ein geschickter Schachspieler, für den die Menschheit die Gegenpartei bildet, die er schachmatt zu setzen sich vornimmt. Er verdankt seine Erfolge ebenso den Eigenschaften, die ihm fehlen, wie den Fähigkeiten, die er besitzt. Weder Mitleid, noch Reize, noch Religion, noch das Verknüpftsein mit irgendwelcher Idee können ihn von seinem Hauptziel abwenden. Er ist, wenn es sich um seine Interessen handelt, das, was der Gerechte für die Tugend sein soll: wenn das Ziel gut wäre, würde die Hartnäckigkeit, mit der er es verfolgt, schön sein.

Jedesmal, wenn ich ihn sprechen hörte, war ich von seiner



Bonaparte.
(Gestochen von Bartolozzi nach dem Gemälde von A. Appiani.)

Überlegenheit überrascht, und doch hatte sie nichts mit der Überlegenheit von Männern gemein, die Studium oder Gesellschaft unterrichtet und gebildet haben, wie England und Frankreich viele solche Beispiele aufweisen können. Aber seine Reden ließen die Umstände ahnen, wie der Jäger seine Beute wittert. Bisweilen erzählte er die politischen und militärischen Ereignisse seines Lebens auf eine sehr interessante Weise. Ja, er hatte sogar, wenn er Heiteres berichtete, etwas von der italienischen Einbildungskraft. Nichts konnte jedoch meine unüberwindliche Abneigung vor dem, was ich in seinem Innern bemerkte, besiegen. Ich fühlte in seiner Seele einen kalten, schneidenden Dolch, der eisige Wunden schlug. Ich fühlte in seinem Geiste eine tiefe Ironie, der nichts, weder das Erhabene, noch das Schöne, ja nicht einmal sein Ruhm entging. Denn er verachtete die Nation, deren Beifall er erheischte, und kein Funken von Begeisterung mischte sich in sein Bedürfnis, die Menschheit in Erstaunen zu setzen . . . Niemals habe ich in seiner Gegenwart frei zu atmen vermocht.“

Mit einer Beschreibung des äußeren Menschen und einer Beurteilung seines Verhaltens in der Gesellschaft beschließt Frau von Staël ihre interessante Charakteristik: „Sein damals mageres, blasses Gesicht war ziemlich angenehm . . . Da er klein von Gestalt, sein Oberkörper aber viel langer als sein Unterkörper ist, sieht er weit besser zu Pferd aus, als wenn er geht; im großen und ganzen ist es nur der Krieg allein, der wahrhaft für ihn paßt.

In Gesellschaft gibt er sich linkisch, ohne gerade schüchtern zu sein. Wenn er sich zusammennimmt, hat er etwas Verachtendes in seinem Wesen, und wenn er sich ungezwungen gibt, ist er gewöhnlich. Das Verachtende kleidet ihn besser, daher verfehlt er auch nicht, es immer zu zeigen.

Infolge seiner natürlichen Veranlagung zum Herrenmenschen richtete er bereits wie ein Fürst unbedeutende Fragen

an alle diejenigen, die ihm vorgestellt wurden. ‚Sie sind verheiratet?‘ fragte er einen der Gäste. ‚Wieviel Kinder haben Sie?‘ einen andern. ‚Wann sind Sie angekommen? Wann reisen Sie ab?‘ Und andere derartige Fragen, die die Überlegenheit des Fragestellers über denjenigen klarlegen, der sich auf diese Weise ausfragen läßt. Er liebte es, die Leute in Verlegenheit zu bringen, indem er ihnen Unangenehmes sagte . . .“

Jedenfalls übte Bonaparte einen sehr großen Einfluß auf diese Frau aus, die sonst nicht leicht einzuschüchtern war. Lucien Bonaparte gestand sie einmal offen: „Vor Ihrem Bruder werde ich blöde, weil ich ihm gefallen möchte. Ich weiß plötzlich nichts mehr, möchte mit ihm sprechen, suche nach Worten und drehe meine Sätze hin und her. Ich will ihn zwingen, sich mit mir zu beschäftigen; mit einem Wort, ich bin in seiner Gegenwart dumm wie eine Gans.“

Interessant ist es, dem Urteile der geistreichen Genfer Schriftstellerin die literarischen Porträte zweier, zu jener Zeit in Paris lebenden Deutschen entgegenzustellen, deren Namen leider unbekannt geblieben sind. Beide haben Bonaparte gesehen, beide urteilen unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse in Briefen nach der Heimat. „Bonaparte ist klein und schmächtig,“ berichtet der eine Augenzeuge Ende des Jahres 1797, „Stellung, Gang und Gebärde sind mehr die eines Alten als eines Jünglings. Die Trockenheit seiner Gesichtsmuskeln und die etwas olivenfarbige Haut geben ihm Finsterheit. Sein blaugrau und bräunliches Auge hat weder Feuer noch Schönheit; es liegt tief unter der Stirn, wodurch die Wirkung seines Blickes vermehrt wird, der ohne Anmut ist aber Haltung und Dauer besitzt. Interessanter machte Bonaparte der festen Teile Bau. Oberhalb breit, schließt das Gesicht länglich nach unten schmal ab. Ganz leicht erhebt sich die Stirn über die Nasenwurzel. Übrigens liegt erstere, eine reine Fläche, mit

dem Rücken der Nase in einer fast senkrechten Linie. Die Nase hat einen überaus edlen Charakter; nichts Fleischiges scheint sie ein zarter Knorpel, dessen Biegsamkeit sehr empfänglich ist. Gerade, gibt ihr der Ausdruck des Mundes eine sanfte gefällige Biegung. Der Mund ist halbrund, weitgeschlitzt, das Kinn spitz und stark hervorstechend, die Kinnladen hingegen zeichnen sich schwach, was nach der Meinung der Physiognomen ein sehr gutes Merkmal ist, indem das Gegenteil grobe Animalität bedeuten soll.

Ich habe Bonaparte nicht nur gesehen, sondern auch gehört, und er ist mir in beiden als ein wirklich ausgezeichneter Mensch erschienen. Was er sagte, war fast beständig besser, als was die anderen gesagt hatten; tausenderlei wunderlich zusammengeraffte, oft alltägliche Komplimente, alle die welken Blumensträußchen, die man ihm überbrachte, erwiderte er jedesmal mit Feinheit, Geschmack und Grazie.

Bonapartes Gesichtszüge zusammengenommen sind harmonisch, voll edler Würde und haben viel Einladendes; was ich aber nicht erwartet hatte, war, um seinen Mund ebensoviel naive Gutmütigkeit zu finden, als ich Feinheit antraf."

In einem anderen, vom 15. März 1798 datierten Briefe heißt es von Bonaparte: „Denken Sie sich einen kleinen Mann — wohl ebenso klein als der große Friedrich war — von sehr regelmäßigem und zartem Körperbau, mager, aber fest in sich zusammengedrungen, mit verhältnismäßig großem Kopfe, edler, feingewölbter Stirn, dunkelblauen Augen und starkem, dunkelbraunem Haar; die Nase griechisch gerade mit der Stirn fortlaufend, unten fast nach dem Munde zuhängend, einen Mund voll Menschlichkeit und Grazie, das gedrungene Kinn etwas hervortretend, so haben Sie ein ziemlich treues Bild von diesem merkwürdigen Menschen, dem auch alle französischen Kupferstiche, die man von ihm hat, mehr oder weniger ähnlich sind. Seine Be-

wegungen sind immer lebhaft und doch voll Anstand und Würde. Sie können ihn eine hohe Treppe mit fünf bis sechs Sprüngen herunterkommen sehen, und doch steht er mit dem letzten Sprunge im schönsten Anstand und mit heroischer Würde da. Wo seine Augen nichts Bestimmtes zu fixieren haben, sind sie fast immer in die Höhe gerichtet; das war mir jedesmal ein wahrer Genuß, in das schöne, tiefe, gefühlvolle Auge zu blicken, das auch die seltene Eigenschaft mit dem schönen Auge des großen und guten Friedrich gemein hat, ebenso fürchterlich streng als einnehmend freundlich zu sein."

Die Direktoren hatten den 10. Dezember 1797 bestimmt, um den Sieger von Italien in feierlicher Sitzung zu empfangen, sowie die am 17. Oktober 1797 in Campoformido unterzeichnete und vom Kaiser ratifizierte Friedensurkunde in Empfang zu nehmen.

Die größten Vorbereitungen waren getroffen worden, um das Fest so glänzend und so feierlich wie möglich zu gestalten. Der große Hof*) des Luxembourgpalastes war mit Waffen und Fahnen geschmückt, die man in den Revolutionsfeldzugen erbeutet hatte. Um nicht den Unfällen der Witterung ausgesetzt zu sein, hatte man den Hof mit einem riesengroßen blau-weiß-roten Zelt überspannt, das an den Seiten durch goldene Borten und Quasten verziert war.

Im Hintergrund des Hofes, oberhalb eines für die fünf Direktoren bestimmten erhöhten Trittes erblickte man drei Statuen, die den Frieden, die Freiheit und die Gleichheit darstellten. Rechts und links des Sitzes der Direktoren befand sich ein riesiges Amphitheater, wo die zahlreichen Behörden und nicht weniger als 1200 Musiker Platz nehmen sollten.

*) Nicht der kleine Hof, wie Marmont und andere Memoirenschreiber angeben.



Bonaparte überreicht dem Direktorium den Friedensvertrag von Campoformio.
(Nach einer Lithographie von D. A. M. Raffet.)

Ein Teil der Tribünen, die Fenster des Palastes, die nach dem Hofe zu lagen, und die Dächer waren von zahllosen Neugierigen besetzt, die bei derartigen Gelegenheiten nie fehlen und sich gewöhnlich für die Hauptpersonen des Tages halten.

Gegen 10 Uhr früh verließ Bonaparte seine Wohnung und begab sich in einem einfachen Wagen, von den Generalen Berthier, Joubert und Championnet begleitet, nach dem Luxembourg. Das Wetter war kalt und unfreundlich. Dennoch waren alle Straßen und Kais, die nach dem Direktorialgebäude führten, von einer schaulustigen Menge wie besät. Besonders groß war der Andrang am Pont Neuf; verstärkte Kavalleriepatrouillen schienen die baldige Ankunft des Generals Bonaparte anzuzeigen. Jedoch sollte die Hoffnung der meisten, den Sieger zu sehen, getäuscht werden.

Seitdem sich Bonaparte in Paris befand, war es sein eifrigstes Bestreben, sich den Blicken und dem Beifall der Menschen zu entziehen. Er hätte es gern gesehen, wenn ihn das Direktorium auch von dieser Schaustellung entbunden haben würde, da er sich darin gefiel, sich nur als einen einfachen Bürger zu betrachten.

Sein Wagen nahm den Weg durch die entlegensten Straßen. Dann überschritt man die Seine auf dem Pont National, folgte dem Quai Voltaire, dann dem sich daran anschließenden Quai Malaquais und bog nach rechts in die Rue de Seine ein, die direkt auf das Luxembourggebäude führt. In der Nähe der Kirche Saint-Sulpice war der Menschenauflauf am größten, und nur mit Mühe konnte der Wagen des Generals hindurchfahren.

Endlich, um 11 Uhr, hielt der Wagen. Der General begab sich in den Hof des Kleinen Luxembourg und ging in die Privatwohnung des Direktors Larevellière-Lépeaux hinauf, wo sich die anderen vier Direktoren bereits befanden. Talleyrand war ebenfalls dort und stellte dem Direktorium

den neuen preußischen Gesandten von Sandoz-Rollin und den Abgeordneten von Basel, Peter Ochs, vor. Sandoz-Rollin benutzte die Gelegenheit, den General in ein langes Gespräch zu verwickeln und erhielt die Erlaubnis, Bonaparte in seiner Privatwohnung besuchen zu dürfen*).

Inzwischen langten die übrigen Minister, das diplomatische Korps, der Generalstab der 17. Militärdivision (Paris) an. Die Mitglieder des Seinedepartements und der Stadt Paris versammelten sich währenddessen beim Direktor François de Neufchâteau.

Gegen Mittag kündigten die im Garten des Luxembourg aufgestellten Geschütze den Beginn des Festes an. Die Musik an der Spitze, daran sich anschließend die verschiedenen Körperschaften, Beamten und Offiziere, zuletzt die fünf Direktoren im römischen Kostüm, sezte sich der stattliche Zug in Bewegung, wandte sich auf das große Tor zu und begab sich in den großen Hof, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte.

Etwa um zwölfeinhalb Uhr gab Barras Befehl, die Minister des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten, Schérer und Talleyrand, sowie die Generale Bonaparte, Joubert und den Brigadechef Andréossy, die noch in der Privatwohnung des Direktors Larevellière-Lépeaux geblieben waren, holen zu lassen.

Als die Menge die fünf Direktoren erblickte, wurden diese mit Beifallsrufen empfangen; aber auch Stimmen der Mißgunst ließen sich im Volke vernehmen. Als dann Bonaparte mit seinen Begleitern erschien, erhob sich ein nicht endenwollender Jubel, und die Rufe „Es lebe die Republik", „Es

*) Sandoz-Rollin berichtete am 11. Dezember in ausführlicher Weise über das Fest und die Unterhaltung, die er mit Bonaparte gehabt hatte, nach Hause. Es heißt unter anderem darin: „Ich habe mich dem General nähern und mit ihm sprechen können. Sein Wesen ist trocken und zurückhaltend gegen zudringliche Neugierde, aber offen, liebenswürdig, ja selbst vertraulich gegen diejenigen, die beauftragt sind, mit ihm zu sprechen. Ich habe dies selbst an mir erfahren."



Direktor Barras.

(Nach einer Zeichnung von H. Le Dru.)

lebe die große Nation" wurden noch durch die Worte „Es lebe Bonaparte" übertönt.

Frau von Staël, die Freundin Talleyrands, wohnte natürlich auch dem Schauspiel bei, das zu Ehren des von ihr damals noch so sehr verehrten und bewunderten Helden von Italien gegeben wurde. Sie schreibt in ihren „Considérations sur la révolution française": „Bonaparte erschien ganz einfach gekleidet, gefolgt von seinen Adjutanten. Sie waren alle viel größer als er; die Achtung jedoch, die sie ihm bewiesen, veranlaßte sie immer, in gebückter Stellung vor ihm zu stehen. Die Elite Frankreichs, die zugegen war, überhäufte den siegreichen General mit Beifallsrufen. Er war die Hoffnung eines jeden; Republikaner, Royalisten, alle sahen die Gegenwart oder die Zukunft auf seine mächtige Hand gestutzt."

Als Bonaparte im Hofe des Luxembourg erschien, schwieg die Musik einen Augenblick, eine Artilleriesalve ertönte, und unter fortgesetzten Beifallsrufen wurde der „Befreier Italiens", der „Friedensstifter des Festlands" von dem Minister des Innern am großen Tor empfangen.

Von seinen Generalen und Adjutanten umgeben, näherte sich Bonaparte in einfacher Felduniform, ruhigen Schritts, mit bescheidener Miene der Tribüne der Direktoren. Die Musik ließ jetzt die Hymne an die Freiheit ertönen, und die Anwesenden stimmten in den Kehrreim mit ein. Entblößten Hauptes erwarteten die Direktoren und die anwesenden Körperschaften stehend den jungen Sieger, der von Talleyrand den Regierungsmitgliedern in feierlicher Weise vorgestellt wurde.

Nachdem Talleyrand eine geschickte, meisterhafte Rede gehalten hatte, ergriff Bonaparte das Wort. In kurzer, markiger, soldatischer Weise sagte er: „Bürger Direktoren! Um frei zu sein, mußte das französische Volk die Fürsten bekämpfen.

Um eine auf vernünftigen Grundsätzen begründete Verfassung zu erhalten, hatte es Vorurteile zu besiegen, die seit achtzehn Jahrhunderten eingewurzelt waren.

Die Verfassung des Jahres III und Sie haben alle diese Hindernisse überwunden.

Seit zwanzig Jahrhunderten ist Europa nacheinander von der Kirche, dem Lehnswesen und dem Königtum beherrscht worden; mit dem Frieden aber, den Sie geschlossen haben, beginnt die Ära der repräsentativen Regierungen!

Es ist Ihnen gelungen, die große Nation zu bilden, deren weites Gebiet nur deshalb beschränkt ist, weil die Natur selbst die Grenze bestimmt hat.

Sie haben mehr getan!

Die beiden schönsten Teile Europas*), ehemals so berühmt durch Künste, Wissenschaften und die großen Männer, deren Wiege sie waren, sehen unter den schönsten Hoffnungen den Genius der Freiheit aus den Gräbern ihrer Ahnen erstehen.

Das sind zwei Sockel, auf welche das Schicksal zwei mächtige Nationen stellen wird!

Ich habe die Ehre, Ihnen den in Campoformido unterzeichneten und von seiner Majestät dem Kaiser ratifizierten Vertrag zu überreichen.

Der Frieden sichert die Freiheit, das Gedeihen und den Ruhm der Republik!

Wenn das Glück des französischen Volks auf den besten Grundgesetzen aufgebaut ist, wird ganz Europa frei sein!"

Die kurze aber kraftvolle Rede verfehlte nicht ihren Eindruck. Die tiefer Beobachtenden deuteten sie auf ihre Weise und glaubten besonders aus dem letzten Satz zu ersehen, daß Bonapartes Ehrgeiz, der berühmteste General der Republik zu sein, noch nicht befriedigt sei. Die Menge aber begrüßte die Ansprache des großen Italikers mit lauten

*) Es sind Italien und Holland gemeint

Rufen: Es lebe die Republik! Es lebe Bonaparte! Es lebe der General der großen Armee! Die Rufe wurden von den entfernt Sitzenden weiter getragen und auf dem Platze und den angrenzenden Straßen von der dort versammelten schaulustigen Volksmenge begeistert wiederholt.

Barras dankte dem General in einer langen, schwülstigen



General Joubert.
(Nach einer Zeichnung von J. A. Dornstedt.)

Rede, die nicht viel Inhalt, desto mehr aber nichtssagende Redensarten hatte. Als er beendet hatte, küßte er Bonaparte im Namen des französischen Volkes. Die anderen Direktoren ahmten seinem Beispiele nach; jeder gab ihm den Bruderkuß.

Darauf führte der Minister des Innern den General an seinen Lehnstuhl zurück, den man ihm vor der diplomati-

schen Körperschaft zurechtgestellt hatte. Das Orchester stimmte den „Chant de retour" an, zu welchem Méhul die Musik und Chénier den Text gemacht hatten.

Jetzt erschien der Kriegsminister und stellte dem Direktorium den Divisionsgeneral Joubert und den Brigadechef Andréossy vor. Andréossy war vom General Bonaparte vor seiner Abreise aus Italien beauftragt worden, der Regierung die Fahne zu überbringen, die die Gesetzgebende Körperschaft dem Italienischen Heere geschenkt hatte. Nach einer langen Rede des Kriegsministers ergriffen Joubert und Andréossy ebenfalls das Wort.

Der Präsident des Direktoriums nahm die ihm dargebotene Fahne in Empfang, dankte den Generalen der Italienischen Armee und umarmte sie. Nachdem Joubert und Andréossy wieder Platz genommen hatten, stimmte die Musik den „Chant de départ" an, und die Sitzung wurde aufgehoben. Alle kehrten in derselben Ordnung zurück, wie sie gekommen waren.

Der Feierlichkeit schloß sich ein Mittagessen zu 80 Gedecken an, bei welchem alle Rangunterschiede aufgehoben waren. Ein glänzender Ball beendete diesen Tag.

Trotz der großen Glanzentfaltung gestaltete sich die Feierlichkeit im Luxembourg kalt. Man wußte sehr wohl, daß keine wahre Freundschaft zwischen Bonaparte und dem Direktorium bestand noch bestehen konnte. Dazu war das Direktorium zu unbeliebt. Jedermann sehnte sich nach einer Änderung der Dinge und nach dem kommenden Mann, den man in Bonaparte erblickte. „Wenn der Ort der Handlung groß und Bewunderung erregend war," schreibt Doulcet de Pontécoulant in seinen Erinnerungen, „so kann man sagen, daß wenigstens dieses Mal die handelnden Personen ganz auf der Höhe standen. Niemals, bei keiner Gelegenheit seines Lebens, zeigte Bonaparte eine edlere Beredsamkeit, eine

vollendetere Klugheit. Seine Kleidung war ernst, seine Haltung kalt, bescheiden und doch voller Würde. Seine Rede war kurz, aber jeder Satz enthielt einen Gedanken und schien tief durchdacht zu sein."

Der scharfe Beobachter Thibaudeau sagt in seinen „Mémoires sur la convention et le directoire" von Bonaparte in jenen Tagen: „Er beobachtete die Parteien, hielt es aber scheinbar mit keiner. Es war besonders dem Direktorium eine schwere Bürde, einen siegreichen General um sich zu haben, der keine Beschäftigung hatte. Jeder Direktor, der sich mit ihm maß, war von seiner Größe überrascht. Mit den Thermidorianern Barras und Tallien unterhielt er Beziehungen. Die Jakobiner, die immer einen wunderbaren Instinkt besitzen, ihre Feinde zu wittern, zögerten nicht, den Sieger von Italien öffentlich anzugreifen. Sie begannen damit, seinen Ruf zu untergraben, um seinen Einfluß zu vermindern. Bonaparte aber beurteilte seine Lage sehr richtig und sah voraus, daß man bald seine Verdienste vergessen und seinen Ruhm beschimpfen würde, wenn er in Paris auf seinen Lorbeeren einschlummerte."

Nach dem ihm zu Ehren gegebenen Feste im Luxembourgpalast und nach einem Essen beim Direktor Merlin de Douai an einem der nächsten Tage, wo unter anderen auch die Generale Berthier, Desaix, Kleber, Joubert und der schweizerische Abgesandte Ochs zugegen waren, zog sich Bonaparte wieder vollkommen ins Privatleben zurück. Obgleich die Blicke der veränderungliebenden Pariser auf ihn als den Mann gerichtet waren, von dem man sich das Heil des Landes versprach, suchte er sich — absichtlich oder scheinbar — so viel wie möglich der Öffentlichkeit zu entziehen.

Er speiste fast immer zu Hause im kleinen Freundeskreise. Von seiner Familie hatte er nur den jungen Jérôme bei sich, den er aber sehr bald im Collège von Juilly unter-

brachte. Frau Bonaparte befand sich damals nicht in Paris. Der „Narrateur universel" vom 18. Frimaire (8. Dezember 1797) hatte die Ankunft der Generalin zwar auf den 20. oder 21. Frimaire angekündigt, aber Josephine traf erst am 29. oder 30. Dezember*) 1797 in der Hauptstadt ein. Sie hatte länger als zwei Monate gebraucht, um von Italien nach Paris zu gelangen. Zwar behauptete sie, sehr eilig gereist zu sein, doch hielt sie sich unterwegs überall gern und lange auf, um die der Gattin des Siegers von Italien gegebenen Feste bis auf die Neige auszukosten!

Obgleich sich die Zuneigung Bonapartes zu seiner Frau ein wenig abgeschwächt hatte, so liebte er sie doch noch über alles und zeigte sich bei den geringsten Anlässen sehr eifersüchtig. Aber auch jetzt brachte Josephine ihm noch keine Liebe entgegen und scheint wie früher zu Barras in vertraulichen Beziehungen gestanden zu haben. Wir kennen einen Brief, den sie in Eile an Bottot, den Sekretär und Vertrauten des Direktors, bei der Rückkehr Bonapartes nach Paris richtete. Es kann nur am 21. Februar 1798 gewesen sein, denn an diesem Tage kehrte Bonaparte aus Brüssel von einer Besichtigung der Küsten, die er als Obergeneral der nach England bestimmten Armee unternommen hatte, nach Paris zurück. „Bonaparte ist diese Nacht zurückgekehrt", schrieb die Ungetreue. „Ich bitte Sie, mein lieber Bottot, Barras mein Bedauern auszusprechen, daß ich nicht bei ihm zu Abend speisen kann. Sagen Sie ihm, daß er mich

*) F. Masson gibt für die Rückkehr Josephines nach Paris den 2. Januar 1798 an, doch schreibt der „Ami des lois" vom 9. Nivôse (29. Dezember 1797) bestimmt: „La citoyenne épouse de Bonaparte arrive aujourd'hui en cette commune." — Dieser Tag stimmt auch mehr mit dem Feste Talleyrands, das am 3. Januar stattfand, überein. Talleyrand hatte dasselbe soweit hinausgeschoben, damit auch die Gemahlin des Generals Bonaparte daran teilnehmen konnte. Wenn Josephine erst am 2. Januar in Paris angekommen wäre, hätte der Minister des Äußern nicht die Einladungen für den 3. Januar erst am Tage vorher versenden können! — Nach dem „Surveillant" vom 12. Nivôse (1. Januar) kam die Generalin am 30. Dezember in Paris an.



Josephine Bonaparte.

(Nach einem Stich aus dem Jahre 1797.)

nicht vergesse. Sie kennen besser als irgendjemand meine Lage. Leben Sie wohl, aufrichtige Freundschaft! La Pagerie-Bonaparte."

Die abgelegene Straße, die Bonaparte bewohnte*), war jetzt fast ebenso menschenleer wie früher. Der General empfing nur wenige Besuche und stattete nur wenige ab. Er zog die Arbeit in der Zurückgezogenheit dem lebhaften Treiben der Großstadt vor. Aus Interesse und gleichzeitig auch aus Berechnung empfing er Gelehrte, Schriftsteller und Künstler bei sich, um sich den Anschein zu geben, als ob er sich ganz ins Privatleben zurückgezogen habe. Dies geschah besonders zu der Zeit, da er zum Mitglied des Nationalinstituts gewählt wurde. Damals finden wir Namen wie Arnault, Lemercier, Laplace, Ducis, Bernardin de Saint-Pierre, Daunou, Legouvé, Méhul, David, Bouilly unter denen, die er bevorzugte.

Es schien, als wollte er der Regierung absichtlich keine Verlegenheiten bereiten, da die Zahl der Unzufriedenen damals sehr groß war. Er wollte keinem seiner Anhänger Gelegenheit geben, sich und ihn bloßzustellen. „Dieses Verhalten", schreibt Doulcet de Pontécoulant in seinen Erinnerungen, „verdoppelte sogar die Ungeduld, die alle Klassen der Bevölkerung bewiesen, um ihn zu sehen. Niemals wurde ein Mann, der dazu bestimmt war, die Geschicke eines großen Volkes zu leiten, zu Beginn seiner Laufbahn von einem größeren Gefühl der Zuversicht und Bewunderung umgeben. Die aufgeklärten Männer erkannten ihm alle Abzeichen eines ebenso vielseitigen als überlegenen Genies an. Das Volk, das viel mehr mit den Augen als mit dem

*) Als Bonaparte eines Abends nach Hause zurückkehrte — es war in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember —, sah er, daß Arbeiter damit beschäftigt waren, die Tafel mit der Inschrift der Straße zu wechseln und dafür ein Schild mit der Aufschrift „Rue de la Victoire" anzumachen. Der General war durch diese Aufmerksamkeit des Seinedepartements überaus angenehm überrascht.

Verstande urteilt, da es so viel Ruhm in einem so jungen Manne sah, der in einem Alter, wo andere sich erst im Waffenhandwerk ausbilden, schon so viele Siege davongetragen hatte, kam aus dem Staunen, der Anerkennung und der Achtung nicht heraus. Überall, wo er sich zeigte, und sobald die öffentliche Neugierde ihn unter dem Inkognito, mit dem er sich umgab, erkannt hatte, ertönten ungeheure Zurufe auf seinem Wege, und im Triumph begleitete man ihn nach seiner bescheidenen Wohnung."

Wenn Bonaparte ausfuhr, bediente er sich eines einfachen Wagens, ohne Begleitung. Sehr oft ging er in dem kleinen Garten spazieren, wo ihm seine Frau eine kleine Brücke, „Pont de Lodi", wie sie sie nannte, hatte bauen lassen.

Eines Tages, so erzählt man sich im Volksmunde, begab er sich in einem einfachen, blauen Rock ohne Abzeichen nach dem Luxembourgpalast. Die Schildwache kannte ihn nicht und bat ihn um seine Einlaßkarte. Er antwortete ruhig und bescheiden: „Ich habe keine, doch das Direktorium kennt mich." Der Posten ließ sich aber nicht überzeugen, und Bonaparte mußte erst seinen Namen nennen. Jetzt grüßte die Schildwache mit den ihm zukommenden Ehren, und er durfte hineingehen.

Eine andere Anekdote mag hier ihren Platz finden, um zu kennzeichnen, wie sehr es der General verstand, sich beliebt zu machen und sich Freunde zu verschaffen.

Am 11. Dezember, es war am Tage nach dem feierlichen Empfang im Luxembourg, war Bonaparte bei François de Neufchâteau eingeladen, wo sich etwa zwanzig der bedeutendsten Mitglieder des Nationalinstituts befanden. Er überraschte alle Anwesenden durch die Vielseitigkeit seines Wissens. Mit Laplace und Lagrange sprach er über Mathematik, mit Sieyès über Metaphysik, mit Joseph de Chénier über Dichtkunst, mit Gallois über Politik und mit Daunou, dem ehemaligen einflußreichen Konventsmitglied, über Ge-

setzgebung. Besonders schätzte er die Unterhaltung mit Daunou, da dieser sehr vernünftige Ansichten über Verfassung und Gesetzgebung entwickelte.

Als der General die Gelehrten Laplace und Lagrange fragte, ob ihnen ein erst kürzlich in Italien erschienenes Werk über



François de Neufchâteau
Gemalt von J. B. Isabey gestochen von Langer
(Sammlung Kircheisen.)

Geometrie bekannt sei, worin eine neue Art, den Kreis einzustellen, beschrieben war, antworteten sie verneinend. Da nahm Bonaparte einen Zirkel und einen Bleistift zur Hand und erklärte schnell die Methode. „General,“ sagte Laplace zu ihm, „wir erwarteten alles von Ihnen lernen zu können, ausgenommen Stunden in der Mathematik zu erhalten!“ .

Bonaparte liebte sehr das Theater und ging trotz des zurückgezogenen Lebens, das er führte, oft dahin. Einst, es war am 30. Dezember 1797, gab man den „Horatius Cocles“ im „Théâtre de la République et des Arts“. Das Schauspiel hatte eine ungeheure Menschenmenge angelockt. Obgleich Bonaparte in Zivilkleidung erschienen war und sich im Hintergrund seiner Loge aufhielt, wurde er doch erkannt. Die Nachricht von seiner Anwesenheit verbreitete sich schnell unter der Menge, und lange und laute Beifallsrufe ertönten im Saale. Der General aber zeigte sich nicht, er zog sich noch weiter in den Hintergrund seiner Loge zurück und sagte bescheiden zu einem Herrn in der Nebenloge: „Wenn ich gewußt hätte, daß die Logen so wenig geschlossen wären, dann würde ich nicht gekommen sein.“

Ein andermal, es war nach der Rückkehr Josephines nach Paris, beauftragte er seinen Sekretär, bei der Theaterleitung anzufragen, ob man nicht zwei Stücke aufführen konne, die er sehr bevorzugte, und in denen die Schauspielerinnen Saint-Aubin und Phillis mitwirkten. Bourrienne hatte den Auftrag, beizufügen, nur wenn es „möglich“ sei. Der Direktor antwortete geistreich, daß es nichts „Unmögliches“ gabe, seitdem der Sieger von Italien dieses Wort aus dem Wörterbuch gestrichen hätte!

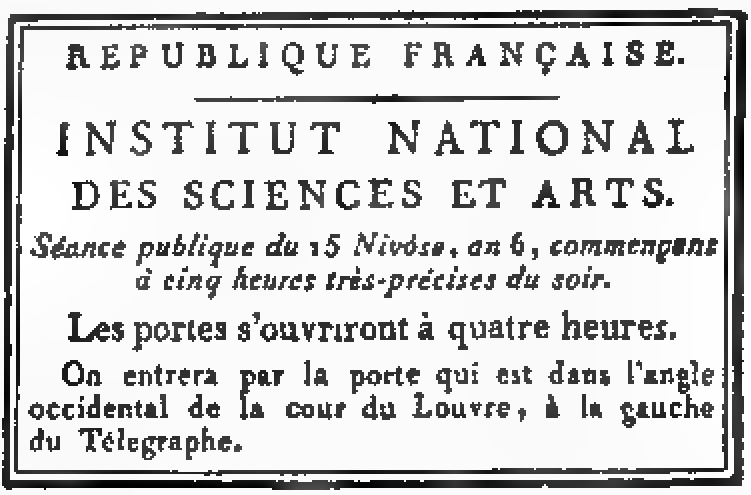
Die Verbannungsgesetze vom 5. und 8. September 1797, die das Direktorium nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor erließ, um sich seiner lästigen Feinde zu entledigen, hatten auch die Mitglieder des Nationalinstituts Barthélemy, Pastoret, Sicard, Fontanes und Carnot betroffen. Es galt daher, fünf neue Mitglieder in das Institut zu wählen.

Den Statuten gemäß wurde am 11. November 1797 eine vorläufige Liste von Bewerbern aufgestellt, die die ausgeschiedenen Mitglieder ersetzen sollten. Dieser Anlaß be-

geisterte den Dichter Lebrun zu folgendem vierzeiligen Gedicht über den Sieger von Italien, der in die Section des arts mécaniques gewählt werden sollte:

> Collègues, amants de la gloire,
> Bonaparte en est le soutien;
> Pour votre mécanicien
> Prenez celui de la victoire.

An Stelle Carnots, der früher der Section des arts mécaniques der ersten Klasse des Nationalinstituts angehört



RÉPUBLIQUE FRANÇAISE.

INSTITUT NATIONAL
DES SCIENCES ET ARTS.

Séance publique du 15 Nivôse, an 6, commençant à cinq heures très-précises du soir.

Les portes s'ouvriront à quatre heures.

On entrera par la porte qui est dans l'angle occidental de la cour du Louvre, à la gauche du Télégraphe.

Einlaßkarte zu einer öffentlichen Sitzung des Instituts.

hatte, erhielten Bonaparte 411, Dillon 371, Montalembert 367, Lamblardy 348, die übrigen zwischen 267 und 106 Stimmen. Am 25. November schritt man auf Veranlassung der Section des arts mécaniques zur Aufstellung der endgültigen Liste, die nur die Namen Bonaparte, Dillon und Montalembert enthielt.

Dillon und Montalembert waren zwei ausgezeichnete Ingenieure, die sich durch praktische und theoretische Arbeiten einen geachteten Namen in Frankreich gemacht hatten. Bonaparte war zwar ein tuchtiger Mathematiker und auch als solcher bekannt, aber abgesehen von seinem militärischen Ruhm waren die Augen der meisten Instituts-

mitglieder vor allem deshalb auf ihn gerichtet, weil er während des italienischen Feldzugs die Künste und Wissenschaften ganz besonders begünstigt hatte.

Als dann am 25. Dezember 1797 die endgültige Abstimmung stattfand, entfielen auf ihn 305, auf Dillon 166 und auf Montalembert 123 Stimmen. In besonders feierlicher Weise wurde der General vom damaligen Präsidenten Camus in die Section des arts mécaniques der ersten Klasse des Nationalinstituts aufgenommen.

Am Tage seiner Ernennung richtete er an den Präsidenten Camus einen geschickt abgefaßten, schmeichelhaften Brief, der seine Wirkung auf die Umwelt nicht verfehlte. Das Schreiben lautete: „Die Wahl, die die ausgezeichneten Männer des Instituts getroffen haben, ehrt mich. Ich weiß, daß ich lange Zeit ihr Schüler sein muß, ehe ich ihresgleichen werde. Gäbe es eine ausdrucksvollere Art, ihnen meine Hochachtung darzubringen, so würde ich mich derselben bedienen.

Die wahren, einzigen Eroberungen, die kein Bedauern in uns zurücklassen, sind die, welche man auf dem Gebiete der Unwissenheit macht. Die ehrenvollste und zugleich nützlichste Beschäftigung für die Nationen ist, zur Erweiterung der menschlichen Ideen beizutragen. Die wahre Macht der Französischen Republik muß künftig darin bestehen, keine einzige neue Idee aufkommen zu lassen, die nicht ihr gehört!"

Es ist bekannt, welch großes Interesse Bonaparte dem Nationalinstitut entgegenbrachte. Noch während des ägyptischen Feldzuges verwendete er Briefpapier, auf welchem zunächst der Titel als Mitglied des Nationalinstituts und dann erst der als kommandierender General der Armee von Ägypten vorgedruckt war. Man konnte die Bescheidenheit wirklich nicht weiter treiben! Solange sich der General in Paris befand, besuchte er die Sitzungen der gelehrten Ge-

sellschaft ziemlich regelmäßig*). Er wurde mit anderen Gelehrten auch zu verschiedenen Malen beauftragt, einen Bericht über eine eingesandte Arbeit oder Erfindung zu verfassen.

Talleyrand hatte seit langem die Absicht, dem Sieger von Italien ein glänzendes Fest zu geben, das den kalten Empfang, den man diesem im Luxembourg bereitet hatte, vergessen machen sollte. Aber Josephine Bonaparte war noch nicht in Paris eingetroffen. Sie beeilte sich nicht, nach der Stadt zu kommen, ohne die sie früher nicht leben zu können glaubte. Endlich traf sie Ende Dezember ein, und das Fest des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten konnte für den 3. Januar 1798 angekündigt werden.

Ursprünglich sollte es im „Museum“, dem heutigen Louvre stattfinden. Man hatte bereits mehr als 600 Kunstwerke aus dem Apollosaal ausgeräumt, um genügend Platz zu haben. Dann aber war man wieder auf das Gesandtschaftsgebäude im Hotel Gallifet, in der Rue de Grenelle, zurückgekommen, obgleich der Raum dort ziemlich eng bemessen war.

Die Festlichkeit zu Ehren Bonapartes und des von ihm abgeschlossenen Friedens verlief äußerst glanzend. Mehr als 500 Personen waren der Einladung gefolgt. Man war dem Wunsche des Ministers nachgekommen, keinen Schmuck und keine Kleider englischen Ursprungs zu tragen.

Mit großem Geschick und wahrhaftem Geschmack hatte man die Säle mit Nachbildungen der aus Italien mitgebrachten Kunstwerke geschmückt. Ein vortreffliches Orchester und Einzelvorträge der Sanger und Schauspieler Lays, Chéron, Chénard und Dugazon trugen zum Gelingen des Festes würdig bei. Mehrere Direktoren, die Minister,

*) Bonaparte wohnte den Sitzungen vom 31. Dezember 1797, 4., 20., 24. und 30. Januar, 4. Februar, 11., 21., 25. und 31. März, 4., 25. und 30. April 1798 bei.

die diplomatischen Vertreter der mit Frankreich im Frieden lebenden Mächte, eine Menge berühmter Generale in glänzenden Uniformen, hervorragende Politiker, bedeutende Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, dazu 200 der schönsten und elegantesten Frauen von Paris waren erschienen.

Um 10 Uhr begann der Ball, und eine halbe Stunde später betrat der General Bonaparte in einfacher Zivilkleidung mit seiner Frau den Saal. Einen Augenblick herrschte lautlose Stille, als der Oberbefehlshaber erschien. Aller Augen waren auf den jugendlichen Helden gerichtet; einer zeigte ihn dem andern, und jeder war von dem Zauber seiner Persönlichkeit, seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit und Einfachheit entzückt.

Bald nach 11 Uhr fand ein Bankett statt, bei welchem nur die Damen saßen, während die Herren hinter ihren Stühlen standen. Die Generalin Bonaparte zog besonders die Aufmerksamkeit auf sich; hinter ihrem Stuhle bemerkte man ihren Gemahl und Talleyrand, der es glänzend verstand, den liebenswürdigen Gastgeber zu spielen. Auffallend war die Liebenswürdigkeit, mit welcher der General Bonaparte mit dem Gesandten der Türkei Esseïd Ali sprach; man wollte daraus entnehmen, daß ein baldiges Bündnis mit der Pforte zustandekommen werde. Mit einem Hoch Talleyrands auf eine glückliche Landung in England endete der offizielle Teil des wohlgelungenen Festes.

Nach der Darstellung des Empfangs Bonapartes beim Direktorium und bei den einflußreichsten Persönlichkeiten der Republik und nach Schilderung seiner Lebensweise als Privatmann in Paris sei noch gestattet, einen Ausblick zu versuchen.

Phantasiereiche Geschichtsschreiber wollen genau wissen, was ein Feldherr oder Staatsmann in dieser oder jener kritischen Lage seines Lebens gedacht haben könnte. Es ist

auch oft darüber gesprochen worden, daß Bonaparte schon damals bestimmte Absichten auf einen Staatsstreich gehabt hätte, der ihm die Alleinherrschaft in Frankreich verschaffen sollte. Wenn dies der Fall gewesen ist, so wird er es als kluger Mann sicherlich sorgsam geheim gehalten haben, war er doch gerade in jenen Jahren verschlossener als während irgendeiner Zeit seines Lebens! Erst später, als auch ihn der Cäsarenwahn zu packen schien, wurde er mitteilsamer, und seine Feinde unterließen es nicht, aus seinen unbedacht hingeworfenen Worten den größten Nutzen zu ziehen!*) Es ist aber nicht die Aufgabe des kritischen Geschichtsschreibers, zu ermitteln, was Bonaparte zu jener Zeit gedacht haben mag. Man sollte viel mehr untersuchen, ob die politische Lage in Frankreich damals so beschaffen war, daß der General mit Wahrscheinlichkeit auf Erfolg einen Staatsstreich hätte wagen können, eine Frage, die man mit Fug und Recht verneinen muß.

Bonaparte nahm alle die ihm in Paris dargebrachten Huldigungen mit Bescheidenheit auf und schien sich ihrer so weit wie möglich zu entziehen. Sicher ist aber, daß sie ihn sehr schmeichelten. Seine Freunde raunten ihm oft zu, die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, das Staatsruder an sich zu reißen, um den überall so verhaßten 18. Fructidor vergessen zu machen. Bonaparte war aber klug genug, nicht aus seiner Zurückhaltung herauszugehen, denn er wußte sehr wohl, welches Los ihn treffen würde, wenn das Unternehmen fehlschlüge. Vorerst mußte er seinen Ruhm vermehren, sich dem Volke unentbehrlicher machen und die Herrschaft des Direktoriums noch unbeliebter werden lassen, ehe er selbst entscheidend in die Geschicke Frankreichs eingreifen konnte.

*) Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf das nunmehr abgeschlossene dreibändige Werk „Gespräche Napoleons", Stuttgart 1911—1913, R. Lutz, hinweisen. Ich habe darin zum ersten Male die wichtigsten Unterhaltungen Napoleons mit seinen Zeitgenossen vereinigt.

Daß es ihm wegen seiner Jugend unmöglich war, Mitglied des Direktoriums zu werden, ist schon in einem früheren Bande erwähnt worden. Überdies war die Regierung des Direktoriums viel zu abgewirtschaftet, als daß er ein Glied dieser verhaßten Regierung zu werden wünschte. Auch konnte man dem Direktorium damals keine allzugroßen Vorwürfe machen, da es, wenn auch wider Willen, den allgemein gewünschten Frieden mit Österreich bestätigt hatte. Der Gedanke, erst im Ausland neue Lorbeeren zu sammeln, ehe er höhere Pläne in Angriff nehme, mag ihm daher immer von neuem im Geiste vorgeschwebt haben; und daß dies in einem nüchternen Lande wie Irland oder England bei den unzulänglichen Hilfsmitteln nicht möglich sei, sondern nur durch einen Feldzug, der die phantastischen Franzosen zur Begeisterung hinriß, das wurde ihm, zumal nach seiner Besichtigung der Nordküste Frankreichs, immer klarer!

Das Direktorium zog Bonaparte während seiner Anwesenheit in Paris sowohl in militärischen als auch in diplomatischen Angelegenheiten oft zu Rate, doch mehr aus Notwendigkeit als aus wirklichem Interesse. Zwar hatte der General die Mehrheit des Direktoriums für sich, doch Barras, eine der wichtigsten Stützen der Regierung, hatte bald Bonapartes Überlegenheit in allen Dingen bemerkt und fürchtete ihn als Nebenbuhler.

Talleyrand und Bonaparte hatten sich bald gegenseitig erkannt. Sie wußten, daß aus einem Zusammenarbeiten für beide Teile Ersprießliches entstehen könne. Auch Sieyès, zu dem der General durch Vermittlung Talleyrands von Italien aus in Beziehung getreten war, näherte er sich. Am 21. Frimaire, während eines Essens bei François de Neufchâteau, hatte er die erste längere Unterredung mit ihm. Sieyès war seit dem 21. November 1797 Präsident des Rates der Fünfhundert. Infolge seines großen Einflusses

und seiner staatsmännischen Ideen war er ganz der Mann, den Bonaparte gebrauchen konnte.

In allen Parteien zählte Bonaparte Anhänger. Sowohl die Gemäßigten als auch die Anarchisten und die Royalisten, die zuerst bei der Gemahlin des Generals anklopften, glaub-



E. J. Sieyes.
(Nach einem Stich aus der Sammlung Kircheisen.)

ten gegebenenfalls auf ihn, als einen zweiten Monk, zählen zu können. Wenige Tage nach Bonapartes Rückkehr nach Paris, es war in der Nacht vom 18. zum 19. Dezember 1797, fand man in verschiedenen Orten der Gemeinde von Saint-Dié Maueranschläge folgenden Inhalts: „Es lebe der König!

Bonaparte, rette uns von diesen 800 Schurken*). Es lebe der König! Ernennen wir Bonaparte, daß er diese 800 Schurken ersetze, die unser Hab und Gut verzehren!" Bonaparte war aber schlau genug, niemand in seine Karten sehen zu lassen, um sich keine Gegner zu schaffen.

Vor allem konnte er natürlich auf das Heer zählen. Es gab damals, besonders nach dem Tode Hoches, nachdem Pichegru und Carnot unschädlich gemacht worden waren, und nach den wenig glücklichen Feldzügen Jourdans und Moreaus in Deutschland keinen Obergeneral, der sich einer ähnlichen Berühmtheit und Volkstümlichkeit erfreute wie Bonaparte.

Alle militärischen und manche diplomatischen Operationen am Schlusse des Jahres 1797 und Anfang 1798 geschahen unter seiner direkten oder indirekten Leitung. Er erteilte den Unterhändlern in Rastatt Vorschriften, gab dem General Hatry, der Mainz einnehmen sollte, Befehle und arbeitete für den General Berthier Instruktionen aus, als dieser nach Italien ging. Er selbst war der Obergeneral des nach England bestimmten Heeres, auf das man die größten Hoffnungen setzte. Berthier befehligte zwar in Rom, doch tat er nur, was Bonaparte ihm schrieb. Mit Brune, dem ehemaligen Brigadegeneral der Italienischen Armee, stand es ebenso. Als Brune Anfang Januar 1798 mit einer diplomatischen Sendung nach Neapel gehen sollte, arbeitete Bonaparte für ihn die Vorschriften aus. Als dann Brune nach der Schweiz geschickt wurde, gab ihm Bonaparte mündlich Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg. Auch seine wichtigste politische Schöpfung, die Zisalpinische Republik, vergaß er nicht. Ende März 1798 wandte er sich an das französische Direktorium, um Fürsprache für zwei von ihm eingesetzte Direktoren der Schwesterrepublik einzulegen.

*) Die beiden Räte.

FRAGMENTE AUS PARIS

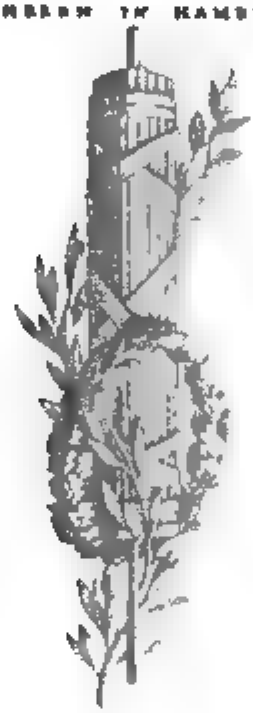
IM IVten JAHR

DER FRANZÖSISCHEN REPUBLIK

von

FRIEDRICH JOHANN LORENZ MEYER Dr.

DOMHERRN IN HAMBURG



HAMBURG

BEI KARL ERNST BOHN

1797

Abdruck der Titelseite eines wichtigen Werkes über die Zustände in Paris am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.
(Sammlung Kircheisen.)

Trotz der wenig kameradschaftlichen Beziehungen zwischen den Offizieren der Rhein- und der Italienischen Armee war es ihm gelungen, sich die wichtigsten Generale der Rheinarmee zu seinen Freunden zu machen. Finden wir doch die Namen eines Desaix, Kleber, Gouvion Saint-Cyr, Lefèbvre und Championnet auf der Liste der nach England bestimmten Armee.

Es fehlte Bonaparte aber auch nicht an Feinden. Da war besonders der unversöhnliche, wenig beliebte Augereau, der schon seit dem italienischen Feldzug seinem ehemaligen Obergeneral grollte. Zum Lohn fur seine Beihilfe am 18. Fructidor war Augereau vom Direktorium zwar zum Oberbefehlshaber sämtlicher Heere am Rheine ernannt worden, aber nach Bonapartes Rückkehr nach Paris wurde seine Machtbefugnis auf dessen Veranlassung hin stark geschmälert. Es ist offenbar, daß die neue Verteilung der Heere am 9. Dezember auf Bonapartes Einfluß hin erfolgte. Der frühere Generalstabschef der Italienischen Armee Berthier wurde jetzt ihr Oberbefehlshaber. Die Rheinarmee wurde geteilt; den Befehl über die eigentliche Rheinarmee erhielt Augereau, den über die Armee von Mainz der General Hatry.

Augereau fuhlte sich durch die Veränderung im Oberbefehl sehr gekränkt, denn mittelbar hatte er jetzt wieder von Bonaparte Befehle zu empfangen. Das Direktorium suchte ihn zwar zu beschwichtigen, tat aber nichts, um ihn ganz zufriedenzustellen. Im Gegenteil! Als die Rheinarmee am 29. Januar 1798 aufgelöst worden war, erhielt Augereau den Befehl uber die 10. Division in Perpignan, die gegebenenfalls den Kern eines gegen Portugal bestimmten Heeres bilden sollte.

Nicht nur in Pozzo di Borgo, sondern auch in einem andern seiner Landsleute, in Bartolomeo Arena, hatte Bonaparte einen unversöhnlichen Feind. „Sie kennen diesen

Mann nicht," sagte Arena von ihm; „nachdem er Augereau nach Paris gesandt hat, um den 18. Fructidor zustande zu bringen, hat er ihn beim Direktorium in Ungnade fallen lassen. Er hat die Undankbarkeit so weit getrieben, daß er in Erwägung zog, ihn zu verhaften. Er hat in Italien 20 Millionen gestohlen und alle seine Generale nach seinem Vorbilde plündern lassen. Er ist der gefährlichste Mann für die Freiheit!"

Sogar damals schon machte man einen Anschlag auf Bonapartes Leben. Eine Frau war zu ihm gekommen und hatte ihm gesagt, daß man ihn und die fünf Direktoren während eines Essens vergiften würde. Als der Polizeiminister Nachforschungen nach dieser Frau anstellen ließ, fand man sie ermordet in ihrem Blute liegend. Vermutlich hatten ihre Helfershelfer, die sie verraten hatte, diese Tat vollbracht.

Die Feinde Bonapartes suchten so viel wie möglich den Ruf des Oberbefehlshabers zu verkleinern; ja man scheute sich nicht, schadenfroh seinen baldigen Fall vorauszusagen. So schrieb Mallet du Pan am 4. Januar 1798 von Freiburg aus an den Hof zu Wien: „Es ist augenscheinlich, daß der Stern Bonapartes täglich mehr und mehr erbleicht. Dem Volke ist er gleichgültig, den Jakobinern flößt er Mißtrauen ein, und allen ist er ein Gegenstand der Eifersucht. Weder Festmähler, noch Lobgesänge, noch Trinksprüche vermochten die schnell erkaltete Bewunderung wieder zu entfachen. Man wagt sogar ziemlich sicher vorauszusagen, daß es mit diesem Manne entschieden zu Ende ist, wenn man ihn nicht auf einem neuen Kriegsschauplatz in Wirksamkeit setzt, und wenn ihn nicht einige glänzende Erfolge bei der englischen Expedition über Wasser halten . . . "

Und wenige Tage später, am 28. Januar, heißt es in einem andern Briefe desselben Mannes: „Bonaparte spielt den Bescheidenen und Selbstlosen. Er scheint die Pläne seiner

Rotte zurückzuweisen und ist gezwungen, den grenzenlosen Ehrgeiz, der ihn fast verzehrt, zu verbergen, um noch eine Zeitlang das Damoklesschwert von sich abzuwenden, das über seinem Haupte schwebt. Ein Mann, der nicht einmal so viel Achtung genoß, daß er sich in Rastatt als Gesandter halten konnte, scheint nicht in der Lage zu sein, die Diktatur an sich zu reißen."

FÜNFTES KAPITEL

DAS ENDE DER ALTEN SCHWEIZ

In der Vorgeschichte der Revolution der Schweiz im Jahre 1797 spielen zwei Männer, die in ihrem engeren und weiteren Vaterlande eine ungleiche Beurteilung gefunden haben, eine große Rolle. Es sind der Basler Oberzunftmeister Peter Ochs und der Oberst Friedrich Cäsar Laharpe aus Rolle. Beide haben großen Einfluß auf die Geschicke der Gesamtschweiz gehabt, aber der Erfolg ihres Wirkens war sehr verschieden. Laharpe hatte das Glück, das Waadtland zu einem der schönsten und blühendsten Kantone der Schweiz erstehen zu sehen, während Ochs, verlassen und vergessen, den Undank der Mit- und Nachwelt auf sich lud, da er in seinen Bestrebungen scheiterte[1] Mehr als hundert Jahre hat der Fluch auf diesem unglücklichen Manne gelastet, und es scheint, als ob erst das 20. Jahrhundert ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn milder beurteilen wollte.

Wie wir bereits gesehen haben, hatte Bonaparte während seines Aufenthaltes in Basel großen Gefallen an der Unterhaltung mit dem Oberzunftmeister Ochs gefunden. Als dann der General in Paris mit dem Direktorium und mit Talleyrand auf die schweizerischen Angelegenheiten zu sprechen kam, mag er sich dieses Mannes erinnert haben, der ihm geeignet schien, den Vermittler zwischen der Schweiz und Frankreich zugunsten des französischen Staates zu spielen.

Ende November 1797 brachte der französische Geschäfts-

träger Mengaud beim Basler Amtsbürgermeister das Anliegen seiner Regierung vor, man möchte einen von der französischen Regierung gern gesehenen, geeigneten Mann nach Paris senden, um mit ihm wegen verschiedener Dinge, unter anderen wegen Abtretung des Fricktals zu unterhandeln*). Es war augenscheinlich, daß man Ochs haben wollte,



Vom Heere zurückkehrender französischer Kriegskommissar.
(Nach einem volkstümlichen zeitgenössischen Stich.)

und am 30. November reiste dieser nach der französischen Hauptstadt ab.

Ochs war im Jahre 1752 in Nantes geboren, wo sich seine Eltern vorübergehend aufhielten. Sein Vater war ein Basler, seine Mutter eine Deutsche. Peter Ochs verlebte seine Jugend teils in Hamburg, teils in Basel; auch unternahm er

*) Auf Grund des sechsten Artikels der geheimen Bestimmungen des Friedens von Campoformido sollte das Fricktal vom Kaiser an Frankreich abgetreten und von diesem noch gegen zu bestimmende Gegenleistungen mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft vereinigt werden.

längere Reisen nach Straßburg und nach Paris. Somit wurde er gleichzeitig mit der deutschen und französischen Kultur vertraut. Der Kaufmannsberuf, fur den er bestimmt war, gefiel ihm nicht lange. Er schied deshalb aus dem väterlichen Handelshause in Hamburg aus und erwirkte die Erlaubnis, in Basel studieren zu dürfen. Nachdem er dort den juristischen Doktorhut erworben hatte, widmete er sich größtenteils geschichtlichen Studien, deren wichtigste Frucht die treffliche neunbändige Geschichte der Stadt und Landschaft Basel ist*).

Da Ochs besonders in seiner Jugend im Ausland gelebt hatte, besaß er nicht die Vorurteile seines Standes. Er fühlte sich aber auch nicht als Schweizer, sprach nicht den heimatlichen Dialekt und kritisierte mit bitterem Spott die klein-



staatlichen Bestrebungen und spießbürgerlichen Anschauungen seiner Landsleute. Die Zeitgenossen schildern ihn im allgemeinen als einen umgänglichen, befähigten, liebenswürdigen und gewandten Mann. Seine Liebe zu allem, was französisch war, machte ihn jedoch blind, was damals wohl zu verstehen war, denn zahlreiche aufgeklärte Ausländer, vor allem Deutsche, besaßen diese Schwäche.

Nach und nach kam Ochs zu Ansehen und Einfluß in Basel. Der französische Gesandte Barthélemy nahm in seinem Hause Wohnung, und auch der Basler Frieden war am 5. April 1795 dort abgeschlossen worden. Im folgenden Jahre wurde Ochs Oberzunftmeister der Stadt Basel und mit politischen Aufträgen nach Paris gesandt. Es war daher

*) Der erste Band erschien im Jahre 1786, der letzte erst nach seinem Tode, im Jahre 1822. Ochs starb im Jahre 1821.

in doppelter Hinsicht verständlich, daß die Wahl auf ihn fiel, als Mengaud um Sendung eines Unterhändlers nach Paris bat.

Die Frage, wer die Einmischung Frankreichs in die schweizerischen Verhältnisse veranlaßte, hat sowohl schweizerische als fremde Geschichtsschreiber länger als ein Jahrhundert lebhaft beschäftigt. Aus Mangel an genügenden Beweisen für diese oder jene Auffassung aber hat man zahlreiche Vermutungen aufgestellt und weiter ausgebaut. Waren es die unzufriedenen Schweizer, die in ihrer Heimat und in Paris schürten? War es die Mehrheit des Direktoriums, die der Berner und der Züricher Staatsschatz lockten? War es nur das eine oder das andere einflußreiche Mitglied der ausführenden Regierung, etwa der geldgierige Barras oder der rücksichtslose Reubell, der eine Privatangelegenheit zur Staatshandlung machen wollte, denn er hatte als Anwalt einen Prozeß in Bern verloren und haßte die Berner? Oder wollte man die Schweizer bestrafen, weil sie so lange den Emigranten Aufnahme in ihrem gastlichen Lande gewährt hatten? Oder war es Bonaparte, der unbedingt eine Militärstraße*) durch den Wallis nach der Zisalpinischen Republik und außerdem Geld für seine überseeische Expedition brauchte? Vielleicht war es auch Talleyrand, dem eine Intrige, eine Missetat mehr oder weniger nichts ausmachte? Waren es endlich die republikanischen Ideen überhaupt, die dahin gingen, Frankreich mit Schwesterrepubliken oder vielmehr mit Lehnsstaaten zu umgeben?

Auf Sankt Helena klagte Napoleon das Direktorium und Reubell an. Barras, der seine Memoiren nach denen Napoleons geschrieben hat, wirft die ganze Verantwortung auf den

*) Bonaparte hatte schon im Mai 1797 Schritte getan, um eine Militärstraße durch den Wallis zu erhalten. Die Walliser hatten sich aber dem französischen Geschäftsträger gegenüber ablehnend verhalten. Als dann auch das Direktorium wegen etwaiger Verwicklungen dem Plane wenig geneigt gegenüberstand, hatte Bonaparte die Angelegenheit auf sich beruhen lassen.

General Bonaparte. Talleyrand sucht die Schuld ebenfalls auf das Direktorium zu wälzen; schweizerische Zeitgenossen endlich klagen Laharpe und vor allem Ochs an, da er das vom Direktorium auserwählte, unglückliche Werkzeug war, das man nach Paris hatte kommen lassen.



Peter Ochs.
(Nach einem zeitgenössischen Stich.)

Wir aber, wir Nachlebenden, die wir klarer und folglich kritischer sehen können, wir betrachten die Umwälzung der Schweiz als eine notwendige Folge der Umstände, als eine durch zahlreiche Verhältnisse geschaffene Notwendigkeit im Laufe der Geschicke, nicht zum wenigsten als eine Folge der vom Direktorium und von Bonaparte beschlossenen Maßnahmen!

Ochs gehörte zu den Leuten, die eine staatliche Veränderung in Basel von oben herab, eine Gleichstellung der Landbewohner mit den bevorzugteren Städtern anstrebten. Und wegen dieser Bestrebungen hat er, wenigstens beim Volke, immer eine gerechte Beurteilung gefunden. Da die Angelegenheit der Regelung der Schadenersatzansprüche wegen des Fricktals gewiß nicht seine ganze Zeit in Anspruch nehmen würde, so wollte er mit den einflußreichsten Männern der Regierung auch auf den ihn am meisten interessierenden Gegenstand, die Verfassungsänderung in Basel, zu sprechen kommen.

Ochs traf am 5. Dezember in Paris ein. Er unterließ nicht, Talleyrand noch an demselben Tage um eine Audienz zu bitten und gab ihm gleichzeitig den Zweck seiner Sendung nach Paris an. Am nächsten Tage machte er beim Direktorialmitglied Reubell seinen Besuch, der bereits von Ochs' Brief an Talleyrand Mitteilung erhalten hatte. Ochs wurde von Reubell für den 8. Dezember zum Essen in seine Privatwohnung im Luxembourg eingeladen, und hier fand jene denkwürdige Unterhaltung zwischen Bonaparte, Reubell und dem Basler Oberzunftmeister statt, die auf die Ereignisse in der Schweiz von größtem Einfluß sein sollte. Denn schon in den nächsten Tagen erfolgte die Besitznahme des Münstertales.

Ochs selbst gibt uns in dem 8. Bande seiner Geschichte von Basel Einzelheiten über diese Unterredung.

Unter den Gästen befanden sich außer Bonaparte und seiner Gemahlin die Generale Berthier, Murat und Championnet. Der Obergeneral war sehr gut aufgelegt, sehr gesprächig und beklagte sich bitter über die Aristokraten in der Schweiz. Reubell schien derselben Ansicht zu sein, denn er stieß leise gegen sie Drohungen aus, die Ochs nicht entgingen.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden war und die Ge-

sellschaft sich in die übrigen Zimmer zerstreut hatte, bat Reubell den Basler Abgesandten, ihm in eine Ecke des Speisesaales zu folgen, wo bereits drei Lehnsessel, wie es schien für den Direktor, Bonaparte und Ochs, bereitstanden. Die Unterhaltung wurde leise geführt und konnte von den anderen Gästen nicht gehört werden. Bonaparte überraschte Ochs gleich durch die Frage: „Könnten die Patrioten in der Schweiz nicht eine Revolution unternehmen, wenn wir in zweiter Linie ständen?“ Ochs will verneinend geantwortet haben. Bonaparte soll darauf um die Gründe gebeten haben, warum es nicht angängig sei. In längerer Rede habe ihm der Basler Oberzunftmeister ausgeführt, daß es wegen der Wachsamkeit der Polizei, der Landvogte, der geheimen Räte, der engen Beziehungen der Regierungen der verschiedenen Kantone untereinander und dergleichen nicht möglich sei. Nach mancherlei Abschweifungen, wobei auch Reubell das Wort ergriffen habe, sei Bonaparte immer wieder auf die Möglichkeit einer Staatsumwälzung in der Schweiz, und zwar einer baldigen, zu sprechen gekommen. Endlich habe Ochs zugegeben, daß, wenn eine Revolution nun einmal stattfinden müsse, diese durch die oberen Klassen der Bevolkerung, aber nicht durch das Volk geschehen müsse, wie in Frankreich. Er würde bei der nächsten Sitzung am 6. Januar einen Entwurf zu einer Verfassungsänderung vorbringen, vorläufig aber solle man Laharpe unterstutzen und Mengaud weitere Vorschriften über sein Verhalten der Schweiz gegenuber zukommen lassen.

Am folgenden Tage, am 9. Dezember, fand der Besuch des Basler Abgesandten bei Talleyrand statt. Ochs suchte vergeblich das Gespräch auf die Angelegenheiten des Fricktals zu lenken. Hingegen wurde er zu dem am 10. stattfindenden offiziellen Empfang des Generals Bonaparte im Luxembourg eingeladen, überhaupt mit allerlei Aufmerksamkeiten umgeben.

Aus allen diesen Auszeichnungen, wie dem Empfang am 8. beim Direktor Reubell, am 10. bei der offiziellen Vorstellung Bonapartes und am 11. beim Direktor Merlin de Douai, wo sich außer anderen Generalen und Staatsmännern auch Bonaparte einfand, kann man ersehen, daß das Direktorium und der General den Oberzunftmeister für ihre Pläne zu gewinnen suchten.

Diese Bevorzugung konnte ihre Wirkung auf Ochs nicht verfehlen. Trotz aller seiner Vorzüge war er sehr ehrgeizig und eitel und infolgedessen kritiklos. Der damals in Paris lebende Schlesier Ebel vermißte an ihm „selbständige Würde, edlen Stolz, Charakter eines Mannes". Ochs hoffte selbst, eine entscheidende Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes zu spielen. In der Tat aber war und blieb er nur ein Werkzeug der leitenden Männer Frankreichs. Sie ließen in den Gesprächen, die sie mit ihm führten, klar durchblicken, daß sie durch einen Widerstand der Schweiz in ihren Absichten nicht wankend werden würden. Wir kennen eine Anzahl Briefe von Ochs an Bonaparte, aber nicht die Antworten; es ist überhaupt fraglich, ob solche vorhanden waren. Jedenfalls ist aus den Briefen von Ochs zu entnehmen, daß er die meisten der darin behandelten Dinge auch mündlich mit Bonaparte besprochen hat. Ochs ging in seiner Verblendung sogar so weit, daß er der französischen Regierung empfahl, ihre Rechte auf das Münstertal (Val Moutier), Erguel und Biel geltend zu machen, sowie Häuser und Grundstücke des ehemaligen Bistums Basel und Bürgschaften für die Freiheit in der Waadt zu verlangen! Vielleicht hoffte er durch diese Zugeständnisse sein Vaterland zu retten. Jedenfalls hat er in seinen Schreiben vom 12. und 16. Dezember an Buxtorf und in denen vom 15. und 18. an den Geheimen Rat seine Landsleute gewarnt, sich allzu sehr in Sicherheit zu wiegen. Obgleich er befürchten mußte, daß seine Briefe geöffnet werden könnten, schrieb er einmal nach Hause:

„Ich sehe Veränderungen voraus, und glücklich die Kantone, welche dieselben von sich aus vornehmen! Bonaparte und das Direktorium sind die Schiedsrichter für die ganze Welt.“

In seinen Bestrebungen, veraltete Ansprüche an Frank-



F. C. Laharpe.
Gezeichnet und gestochen von Cazénave nach Ducreux.
(Sammlung Kircheisen.)

reich geltend zu machen und die Angelegenheit mit dem Fricktal zu ordnen, scheiterte er. Seine Denkschrift vom 4. Januar 1798 wurde von Talleyrand zu den Akten gelegt, und man sprach nicht mehr davon. Das Direktorium hatte ja anderes zu tun, als sich um solche Kleinigkeiten zu küm-

mern! Dagegen entwarf Ochs im Auftrage der französischen Regierung eine Verfassung für die umzugestaltende Schweiz, die von Merlin mit Veränderungen versehen und dann ganz verstümmelt in den drei schweizerischen Landessprachen gedruckt wurde. Ende Februar reiste er von Paris ab und kam am 4. März 1798 in Basel wieder an. Dort hatte sich inzwischen die Revolution vollzogen. Er wurde mit großem Jubel begrüßt und bereits am 6. März zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt.

Am Tage darauf, an welchem Ochs die für die Verhältnisse der Schweiz so wichtige und verhängnisvolle Unterhaltung mit Reubell und Bonaparte gehabt hatte, überreichte Laharpe dem Direktorium eine Denkschrift. Diese war von einigen in Frankreich lebenden schweizerischen Flüchtlingen unterzeichnet. Sie forderten die französische Regierung auf, sich in die inneren Angelegenheiten der Schweiz zu mischen.

Der Urheber dieser Denkschrift, Friedrich Cäsar Laharpe, ein energischer und befähigter Mann, war zwei Jahre jünger als sein Landsmann Peter Ochs. Er war in dem reizenden, am Ufer des Genfer Sees gelegenen Städtchen Rolle geboren, hatte in Genf und Tübingen studiert und den Doktorgrad erworben. Dann wurde er Sachverwalter in Bern, hielt sich aber nicht lange dort auf, da er den Druck, den das allmächtige Bern auf sein Heimatland ausübte, nicht länger mit ansehen konnte. Nur zu oft ließ man ihn fühlen, daß er als Waadtländer weiter nichts als ein „Untertan" sei. Im Jahre 1782 kam er nach Sankt Petersburg, wo ihm die Zarin Katharina II. die Erziehung Alexanders und Konstantins, der Kinder Pauls I., anvertraute.

Der Ausbruch der französischen Revolution erweckte Hoffnungen in ihm, daß es auch mit der Waadt einmal besser werden würde; liebte er doch über alles seine engere

Heimat, zu deren Befreiung ihm jedes Mittel recht schien. An den in den Jahren 1790 und 1791 ausgebrochenen Aufständen im Waadtlande war er indirekt beteiligt. Seinen Vetter Amédé Emmanuel*) verurteilte man in Abwesenheit zum Tode, zog das Vermögen seiner Familie ein und machte sein Verbleiben am russischen Hofe unmöglich, so daß er wieder nach der Schweiz zurückkehrte und in Genf seinen Aufenthalt nahm.

Der Tod seines Vetters im Frühjahr 1796 diente Laharpe zum Vorwand, sich dem französischen Gesandten Barthélemy zu nähern und sich zum Vormund für die vier Kinder, sowie als Vertreter der Witwe des Generals zu erklären. Die Berner Regierung aber war nicht geneigt, die Hinterlassenen des Generals Laharpe zu entschädigen, und sein Vetter begab sich deshalb im Oktober 1796 selbst nach Paris. In einigen Flugschriften suchte er von der französischen Hauptstadt aus auf die Befreiung der Waadt hinzuarbeiten. Schließlich wurde der Direktor Reubell aufmerksam auf Laharpe, der ihm seinen „Essai sur la constitution du pays de Vaud" und andere Schriften über denselben Gegenstand zugesandt hatte. Barthélemy wurde bei der Berner Regierung nochmals vorstellig, und diese erließ am 13. Juli 1797 eine Begnadigung der politischen Verbrecher vom Jahre 1791 und eine Ehrenerklärung des Generals Laharpe, ohne jedoch seine Familie zu entschädigen. Da Friedrich Casar Laharpe in den Straferlaß nicht mit einbegriffen war, setzte er sein Wühlen gegen die Berner Regierung fort, bis endlich die Abtrennung der Waadt erfolgte!

Am 9. Dezember 1797 übergab Laharpe dem Direktorium eine von noch 18 anderen Schweizern unterzeichnete Denkschrift, in welcher die französische Regierung ge-

*) Dieser diente mit Auszeichnung in der Italienischen Armee. Er war einer der besten Divisionäre Bonapartes. Durch ein bedauerliches Versehen wurde er in der Dunkelheit von seinen eigenen Leuten am 8. Mai 1796 bei Codogno erschossen. Vgl. den zweiten Band dieses Werkes S. 39 und 117

beten wurde, sich in die Streitigkeiten zwischen der Waadt einerseits und den Kantonen Bern und Freiburg andererseits einzumischen. Diese Schrift fußte auf Verträgen, die längst ihre Gültigkeit verloren hatten*). Talleyrand wurde jedoch vom Direktorium aufgefordert, seine Meinung über die Eingabe der Schweizer abzugeben. Wir kennen zwei Gutachten des französischen Ministers, eins ohne Datum, das andere vom 10. Dezember 1797. Beide weichen etwas voneinander ab, und es scheint, als wäre Talleyrand von seiner Freundin, der Frau von Staël, beeinflußt worden, die zahlreiche Interessen mit ihrer schweizerischen Heimat verbanden. Jedenfalls empfahl der Minister in dem zweiten Schriftstück dem Direktorium, sich einer Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten zu enthalten. Die Ereignisse waren aber schon zu weit vorgeschritten; es gab für das Direktorium und für Bonaparte kein Zurück mehr.

Das Direktorium betrachtete sich als Rechtsnachfolger des früheren Bischofs von Basel und hatte dem General Gouvion Saint-Cyr von der Rheinarmee Befehl erteilt, die Landschaft Erguel, das Münstertal und Neuenstadt zu besetzen. Der General führte die Befehle seiner Regierung am 15. Dezember aus und nahm die fremden Gebietsteile für Frankreich in Besitz. Der Geschäftsträger Mengaud hatte die Eidgenossenschaft erst am 13. von der vom Direktorium angeordneten Maßnahme benachrichtigt, so daß es gar nicht möglich gewesen wäre, vorher Einwendungen zu machen!

Gern hätte die französische Regierung ihre Eroberungen auf dieser Seite der Schweiz fortgesetzt, doch fehlten ihr die

*) Bereits am 11. September 1797 hatte Laharpe dem Direktorium eine Denkschrift ähnlichen Inhalts eingereicht, die aber damals ohne Folgen blieb. Bemerkenswert ist, daß in dieser Schrift Laharpes schon auf den wohlgefüllten Staatsschatz Berns hingewiesen wurde, um die Habsucht des geldgierigen Direktoriums zu reizen!

ESSAI

SUR LA

CONSTITUTION

DU

PAYS DE VAUD;

Par le Colonel Frédéric-César LAHARPE.

SECONDE PARTIE,

SUIVIE D'UN APPENDIX.

« Oui, je le déclare, je ne connoîtrois rien de
» plus terrible que l'aristocratie souveraine de 600
» personnes qui pourroient se rendre inamovibles, après
» demain héréditaires, et finiroient comme les aristo-
» crates de tous les pays du monde, par tout envahir. »
(*Onzième lettre de Mirabeau à ses commettans, pag.* 39.)

A PARIS,

Chez BATILLIOT frères, Imprimeurs-Libraires,
rue du Foin Saint-Jacques, N°. 11.

L'AN V^e^ DE LA RÉP. (1796.)

Abdruck der ersten Seite des Werkes von F. C. Laharpe,
das zum Ausbruch der Revolution im Waadtland viel beitrug.

Gründe, zumal ihr der Große Rat von Basel zuvorkam und eine Demokratisierung des Landes vornahm. Zwar hatte man dort noch am 18. Dezember ein Gesuch des Ratsherrn Peter Vischer abgewiesen, das Gleichstellung der ländlichen Untertanen mit den Städtern erstrebte, jedoch sah sich die Regierung durch die drohende Haltung der Landbevölkerung, die zahlreiche Schlösser und Gehöfte einäscherte und zu anderen Gewaltmaßregeln griff, gezwungen, am 18. Januar 1798 Rechtsgleichheit zu gewähren. Am 5. Februar 1798 dankte der Große Rat in Basel ab, und eine Nationalversammlung von 60 Mitgliedern, zu deren Präsident Peter Ochs nach seiner Rückkehr aus Paris ernannt wurde, nahm es auf sich, die künftigen Geschicke des Landes zu leiten.

Da das französische Direktorium seine Eroberungsgelüste im Nordwesten der Schweiz nicht weiter verfolgen konnte, suchte man an einer anderen Stelle und in anderer Weise zum Ziele zu kommen, indem man dem von Laharpe vorgezeigten Wege folgte.

Ende Dezember 1797 ließ das Direktorium den Regierungen von Bern und Freiburg durch Mengaud mitteilen, daß es die Mitglieder der beiden schweizerischen Kantone für die persönliche Sicherheit der Waadtländer, überhaupt aller Schweizer, die sich an die französische Regierung wendeten, verantwortlich machen würde. Und um den Worten mehr Gewicht zu verleihen, erhielt der General Menard mit der etwa 10 700 Mann starken ehemaligen Division Massena von der Italienischen Armee Befehl, nach den Departements Ain, Jura und Doubs zu marschieren und sich dort so aufzustellen, daß in kürzester Zeit die Waadt besetzt werden konnte*).

*) Es scheint, daß Bonaparte bereits nach seiner Unterredung mit Ochs die Möglichkeit eines militärischen Einfalls in die Schweiz in Betracht zog. Denn als Berthier am 10. Dezember Paris verließ, um den Oberbefehl der Italienischen Armee zu übernehmen, nahm er auch einen Befehl Bonapartes mit, die Division Massena nach Versoix (zwischen Genf und Nyon) marschieren zu lassen.

Die mit der Berner Regierung waadtländischen Unzufriedenen mehrten sich. Französische Agenten schürten in den Städten und auf dem Lande. Noch aber glaubte man nicht an die Möglichkeit einer Abwerfung des fremden Jochs. Die Älteren und Besonneneren unter ihnen wiesen auf den mißglückten Aufstandsversuch des unglücklichen Majors Davel im Jahre 1723 hin. Und als die Berner Regierung die Milizen des Waadtlandes wegen der von Frankreich drohenden Kriegsgefahr für den 10. Januar 1798 einberief, da leisteten, wenn auch nicht ganz ohne Einschränkung, von 30 Bataillonen 24 den Treueid.

Es deuteten jedoch genügend Anzeichen darauf hin, daß die Lage in der Waadt gefährlich sei. Die Exzellenzen von Bern schickten zuerst eine Standeskommission in das Untertanenland. Dann ließen sie eine Abordnung der eidgenössischen Volksvertreter nach Lausanne nachfolgen. Schließlich sandten sie am 14. Januar den General Rudolf von Weiß mit den weitest gehenden militärischen Vollmachten nach Lausanne. Einige am 12. ausgehobene deutsche Bataillone setzten sich am 20. Januar, am Tage der Ankunft Menards in Carouge, nach Avenches in Bewegung. Aber das alles half nichts, um die gespannten Beziehungen zu bessern.

Die Lage für die Schweiz war ernst, sehr ernst. Seit der Besetzung des Münstertales und anderer Gebiete befanden sich die Franzosen nur einen Tagesmarsch von Freiburg, Bern und Solothurn entfernt. In wenigen Stunden konnten sie auch von verschiedenen Seiten aus die Waadt besetzen. Nur ein entschiedenes Handeln der Kantone, vor allem Berns, des mächtigsten und am meisten ausgesetzten Schweizerstaates, hätte dem Gang der Dinge eine andere Wendung geben können, denn eine würdige und feste Haltung flößt auch dem kühnsten Gegner Achtung ein. Aber die Partei des wackeren Berner Schultheißen Steiger war zu

schwach, und die Anhänger des Altsäckelmeisters von Frisching, der zum Frieden hinneigte, wurde immer zahlreicher und mächtiger.

Als die Franzosen im Dezember 1797 durch Besitzergreifung einiger Gebiete im Jura zuerst die schweizerische Neu-



N. F. von Steiger
Nach einem Stich von D. Lafond
(Stadt-Bibliothek Zürich.)

tralität verletzt hatten, hatte Bern zwar sofort einige Tausend Mann ausheben lassen, aber ein Angriff auf die französischen Stellungen wäre einer Kriegserklärung gleichgekommen. Man hatte auch um Sendung von schweizerischen Abgeordneten der verschiedenen Kantone gebeten; diese fanden sich bald in Bern ein. Hier vereinbarte man eine

außerordentliche Tagsatzung in Aarau, die bereits am 26. Dezember dort zusammentrat. Der französische Geschäftsträger Mengaud besaß die Dreistigkeit, sich ebenfalls nach Aarau zu begeben, um unter dem Deckmantel eines Friedensapostels Uneinigkeiten unter den Abgeordneten hervorzurufen. Es wurde in Aarau viel gesprochen, doch wenig gehandelt, denn der am 25. Januar 1798 feierlich geleistete Bundesschwur bedeutete nur leere Worte. Am 31. Januar ging die Versammlung, ohne etwas erzielt zu haben, auseinander.

Nach günstigen Schätzungen konnte die Schweizerische Eidgenossenschaft den Feinden ein Heer von 120 000 Mann entgegenstellen, um ihre Grenzen zu verteidigen. Die Wirklichkeit aber war weit von dieser Schätzung entfernt, vor allem, da nicht alle Kantone gleichzeitig vom Feinde bedroht wurden, und manche die Gefahr nicht vor Augen sahen. Als Bern endlich am 28. Januar die verbundeten Kantone um Hilfe anging, da kamen im Laufe des nächsten Monats kaum 5000 Mann zusammen! Und das geschah wenige Tage, nachdem man sich von neuem in Aarau engste Unterstützung gelobt hatte!

Die engherzige Kleinstaaterei der schweizerischen Eidgenossenschaft hatte ihre besten Früchte getragen, denn jeder Kanton war auf die kleinlichste und selbstsüchtigste Weise nur mit seinen Angelegenheiten beschaftigt und aufs eigene Wohl bedacht. Keiner dachte daran, daß der Untergang eines einzigen Staates den der ganzen Eidgenossenschaft nach sich ziehen könnte, gleichwie die Erkrankung eines Gliedes des menschlichen Körpers den Tod des ganzen Menschen zur Folge haben kann! Die meisten Staaten waren nur mit ihren inneren Verhältnissen beschäftigt und lieferten ganz geringe oder gar keine Hilfstruppen. Nur die sehr bedrohten Kantone Solothurn und Freiburg hatten einige Tausend Mann aufgestellt.

Die Ankunft des französischen Generals Menard in Carouge bei Genf, am 20. Januar 1798, hatte den Waadtländern Vertrauen und Zuversicht eingeflößt. Sie hofften jetzt, das Berner Joch abschütteln zu können, denn der General setzte sich sogleich mit dem schweizerischen Revolutionskomitee in Nyon in Verbindung. Menard hatte seine Halbbrigaden in einem Halbkreise südlich am Genfer See und längs des Juras aufgestellt, damit er in schnellster Zeit von verschiedenen Seiten aus die Waadt besetzen könne. Er selbst schlug sein Hauptquartier in Ferney auf und erließ von hier aus am 23. Januar eine Bekanntmachung, die den Waadtländern französischen Schutz versprach. Die Botschaft kam am Abend in Lausanne an. Am nächsten Morgen, dem 24. Januar, wurde hier die Lemanische Republik ausgerufen. Die Waadtländer benahmen sich jedoch ihren früheren Herren gegenüber außerordentlich gemäßigt.

Der General Weiß, der in französischen und preußischen Diensten gestanden hatte, aber doch die Feder besser als den Degen zu führen verstand, hatte bei Annäherung der französischen Division Lausanne verlassen und sich nach Yverdon am Neuenburger See zurückgezogen. Dort erst begann er von seiner diktatorischen Gewalt Gebrauch zu machen und einige Truppen um sich zu sammeln.

Nach den Vorschriften des Direktoriums vom 17. Dezember 1797 sollte der General Menard die Truppen von Bern und Freiburg auffordern, die Waadt zu verlassen, falls die Regierungen nicht die Beschwerden ihres ehemaligen Untertanenlandes anerkennen wollten. Bereits am 24. Januar begaben sich zwei Abgeordnete des Komitees von Nyon zu Menard und teilten ihm die Truppenbewegungen der Berner mit. Der General ergriff sofort die Gelegenheit, den General von Weiß aufzufordern, die Waadt zu räumen. Sein Adjutant Autier sollte das Schreiben am 25. dem Berner Befehlshaber überbringen. Unterwegs, zwischen Mon-

don und Yverdon, beim Dorfe Thierrens, stieß der französische Offizier beim Einbruch der Nacht auf schweizerische Vorposten. Sei es aus Absicht, sei es, weil man sich nicht gut verständigen konnte, kurz, der eine der beiden französischen Husaren der Bedeckung hieb auf einen Schweizer ein, und dieser streckte, obgleich er schwer verwundet war, den Angreifer durch einen Schuß zu Boden. Darauf gaben die anderen Schweizer Feuer und töteten auch den zweiten französischen Husaren. Autier, der in einem Postwagen saß, rettete sich mit Mühe mit den zwei Mitgliedern der vorläufigen waadtländischen Regierung und ließ den Brief an den General von Weiß durch einen Dragoner auf einem anderen Wege an seinen Bestimmungsort befordern.

Weiß entschuldigte sich zwar, doch kam dieser Vorfall, der französischerseits zu einer unerhörten Verletzung des Völkerrechts aufgebauscht wurde, den Franzosen sehr gelegen. Dieser „Mord" genügte Menard vollkommen, um nun der Schweiz gegenüber alle Rücksichten außer acht zu lassen. Er begab sich am 28. Januar nach Lausanne, gab Befehl, 4000 Mann Hilfstruppen auszuheben, und vergaß vor allem nicht, als vorläufigen Lohn fur die Befreiung vom fremden Joche eine Zwangsanleihe von 700 000 Franken aufzunehmen, die allerdings später von seinem Nachfolger Brune auf 210 000 Franken herabgesetzt wurde. Am selben Tage wurden Divonne und Nyon und, von Thonon und Evian aus, Rolle, Morges und Lausanne von französischen Truppen besetzt. Am Tage vorher, am 27. Januar, war der General von Weiß nach Bern zurückgekehrt und hatte somit seine ruhmlose Laufbahn beendet.

Inzwischen war man in Paris den Plänen zu einem Einfall in die Schweiz nähergetreten. Reubell scheint der Ansicht gewesen zu sein, daß man sich nur im letzten Augenblick der Gewalt bediene; der Eifer der waadtländischen Republikaner und vor allem des ungestümen Mengaud mag ihn aber zu

schnellerem Handeln bestimmt haben. Noch ehe der Vorfall von Thierrens in der französischen Hauptstadt bekannt geworden war, hatte das Direktorium am 26. Januar den Entwurf einer Kriegserklärung an die Berner Regierung aufgesetzt, der für den General Brune bestimmt war. Dieser Offizier sollte den General Menard ersetzen, überhaupt den Oberbefehl sämtlicher Truppen übernehmen, die gegen die Schweiz operierten. In den Briefen Brunes an Bonaparte finden sich oft Anspielungen auf die Ratschläge des Obergenerals, doch sind keine Briefe Bonapartes über diese Angelegenheit bekannt. Vermutlich hat er seinem früheren Untergeneral mündliche Weisungen erteilt.

Brune erhielt am 28. Januar vom Kriegsminister Schérer den Befehl, sich sogleich nach Versoix zu begeben und dort den General Menard im Oberbefehl abzulösen. Dieser sollte nach Korsika gehen. Währenddessen hatte Menard die Waadt durch seine Untergenerale Rampon und Pijon besetzen lassen. Bald aber hatten beide Gelegenheit, zu bemerken, daß die Bevölkerung durchaus nicht überall mit der Berner Herrschaft unzufrieden war!

Brune kam am 4. Februar in Lausanne an. Er war ein sogenannter politischer General und suchte Bonaparte, unter dessen Befehlen er in Italien gestanden hatte, vergeblich nachzuahmen. Er war ein Freund des Direktors Barras und verdankte dieser Bekanntschaft die Ernennung zum kommandierenden General in der Schweiz.

Am 7. Februar übernahm der neue General den Oberbefehl über die eine Division. Eine zweite Division, die vom Rheinheere genommen wurde, sollte vom mittleren Jura her über Biel die Bewegungen Brunes unterstützen. Den Befehl über diesen Heeresteil erhielt der General Schauenbourg*). Am 9. Februar traf er in Biel ein.

*) Schauenbourg übernahm den Oberbefehl über diese Division an Stelle des Generals Gouvion Saint-Cyr, der nach Rom ging, um Massena abzulösen.



General Brune
Nach einem Porträt von A. Vinchon.
(Musée national de Versailles.)

In Bern hatte man nun endlich eingesehen, daß es den Franzosen Ernst sei, und daß man den gleißnerischen Vorspiegelungen Mengauds oder Brunes keinen Glauben mehr schenken dürfe, da beide offenbar nur eine Verfassungsveränderung in den Kantonen bezweckten, um diese zu schwächen und sie dann leichter zu überwältigen!

Sobald der Anmarsch der Division Schauenbourg in Bern bekannt worden war, wurde eine neue Verteilung der Truppen vorgenommen, um den Angriff der Franzosen von Norden und von Süden her besser abwehren zu können.

Das schweizerische Heer war zwar von den besten vaterländischen Gefühlen beseelt, doch seine Ausbildung und Manneszucht ließen viel zu wünschen übrig. Das Offizierkorps war wohl unterrichtet, aber keiner von den höheren Offizieren besaß genügend Einfluß, um ein Volksheer zu befehligen. Hätte sich die Berner Regierung oder der Berner Kriegsrat zu einem kräftigen Entschluß aufgerafft, so würde ein tüchtiger General wohl in der Lage gewesen sein, zuerst Brune und dann Schauenbourg zu schlagen und zu vernichten, denn das scheizwerische Heer belief sich damals auf nahezu 40 000 Mann*).

Und wenn auch das französische Direktorium neue Truppen, ja, vielleicht Bonaparte selbst nach der Schweiz geschickt hätte, so würde vermutlich der Fall der Schweiz würdiger vonstatten gegangen, andererseits der Feldzug nach Ägypten vielleicht ganz unterblieben sein!

Es fehlte aber leider sowohl an einem kräftigen Entschluß als auch an einem tüchtigen General! Man hatte sich zuerst an den in österreichischen Diensten stehenden Feldmarschalleutnant von Hotze, einen geborenen Zürcher, gewandt, doch als dieser am 6. März in Morgental ankam, war

*) Es entfielen auf Bern etwa 30 000 Mann, auf Solothurn und Freiburg 4200 Mann und auf die übrigen Kantone etwa 4800 Mann. Die tatsächliche Stärke des Heeres kann aber geringer angeschlagen werden.

Bern bereits gefallen. Inzwischen hatte man sich für den General Karl Ludwig von Erlach entschieden, der bisher die 1. Division befehligte*). Der neue Oberbefehlshaber, ein tüchtiger und befähigter Offizier, war trotz seines schwächlichen Aussehens ein sehr energischer Mann. Er war erst 52 Jahre alt und hatte seine Zeit meist in französischen Diensten zugebracht. Deshalb war Erlach beim Heere und im Volke wenig bekannt und wenig beliebt.

Der Oberbefehlshaber hatte zwar in dem Schultheißen von Bern, dem tatkräftigen alten Nikolaus von Steiger, einen treuen und ergebenen Freund, doch der Große Rat, der die wichtigsten Entschlüsse zu fassen hatte, neigte meist nur zu halben Maßnahmen hin, und die Partei Frischings gewann allmählich die Oberhand. Mengaud und Brune hatten, um Zeit und Anhänger zu gewinnen, überall bekannt gemacht, daß die französischen Truppen das Land verlassen würden, wenn die aristokratischen Regierungen durch demokratische ersetzt würden.

Schließlich war es der Partei Frischings am 2. Februar gelungen, 52 Vertreter des Volkes in den Großen Rat zu bringen. Solothurn, Freiburg, Luzern, Schaffhausen und Zürich ahmten dem Beispiel Berns in der Demokratisierung ihrer Verfassungen bald mehr oder weniger nach, ohne daß jedoch hierauf die Franzosen ihre Versprechungen gehalten hätten.

Während des ganzen Monats Februar verhandelte man. Nachdem Brune seiner Regierung am 6. seine Ankunft in Lausanne und den Vorfall von Thierrens gemeldet hatte, schrieb er: „Wenn der General Menard meine Vorschriften gehabt hätte, wäre er jetzt in Bern. Ich bin ärgerlich, zu spät oder zu früh gekommen zu sein, da die Berner infolge unserer Truppenstellung sich in Verteidigungszustand ge-

*) Er wurde im Kommando der 1. Division durch den Oberst Ludwig von Wattenwyl ersetzt

setzt haben. Ich habe mich nun entschlossen, mich in Unterhandlungen einzulassen, bis der General bei Biel Stellung genommen haben wird. Dann werden die Oligarchen wohl tun, was Sie von ihnen verlangen, oder mein Unternehmen



General von Erlach.
Nach einer Zeichnung von F. Diog.
(Stadt-Bibliothek Zürich.)

wird nur ein Handstreich sein. Ich glaube jedoch, daß sie teils aus Furcht, teils aus Gewissenhaftigkeit an sich selbst Gerechtigkeit üben werden, ohne daß man zu den Waffen greifen muß. Im letzteren Falle ist es um so schlimmer für sie, denn sie haben nicht vernünftig sein wollen."

Am 17. Februar schloß Brune in Payerne mit dem Seckelmeister von Frisching und dem Oberst von Tscharner einen Waffenstillstand bis zum 26. Februar ab. Er hoffe, äußerte er den schweizerischen Unterhändlern gegenuber, bis dahin für die Schweiz annehmbare Vorschläge von seiner Regierung zu erhalten. Trotzdem aber hatte er den Angriff auf den 26. Februar festgesetzt, da er bis dahin sein Heer auf 41 000 Mann zu bringen hoffte. Von diesen entfielen 15 350 Mann auf Brune, 6350 auf die Waadtländer Hilfstruppen und 19 650 Mann auf die Division des Generals Schauenbourg im Jura.

Die Ernennung des Generals von Erlach zum Oberbefehlshaber der gesamten Truppen war am 22. Februar erfolgt. Zum Sitz des Hauptquartiers hatten die Berner Kriegsräte die Stadt Aarburg bestimmt. Ein Befehl zum Vormarsch wurde aber nicht gegeben. Durch das lange Zaudern fing schon hie und da die Mannszucht an, sich zu lockern, wie dies so oft bei Volksheeren vorkommt, die nicht durch beständigen Vormarsch und öftere Siege in Atem gehalten werden. Erlach beschloß deshalb zu handeln, ehe es zu spät sein würde.

Von 72 seiner Offiziere begleitet, erschien der schweizerische General am 26. Februar in Bern und begab sich in der Nacht in die Sitzung des Großen Rats. „Ich komme," sagte er feierlich, „um von Ihnen die Erlaubnis zu erbitten, lieber das Heer zu verabschieden, als so viele tapfere Leute dem Tode auszusetzen und die Schande einer unvermeidlichen Niederlage in den Stellungen, die man uns einzunehmen zwingt, zu ertragen. Es sei denn, daß Sie alle halben Maßnahmen beiseite lassen, sich der Gefühle der Ehre und Vaterlandsliebe, die in Ihnen erloschen zu sein scheinen, erinnern und mir Befehl erteilen, den guten Willen und den Wert des tapfersten aller Völker auf die Probe zu stellen!"

Seine markige Sprache und seine würdige Haltung machten großen Eindruck auf die Versammlung, und der General erhielt die Erlaubnis, am 2. März, nach Ablauf des Waffenstillstandes, zum Angriff vorzugehen.

Brune hatte am 17. und 18. Februar dem Direktorium Bericht über seine Unterhandlungen in Payerne abgestattet. Am 25. früh zweieinhalb Uhr erhielt er die Antwort und den Befehl, ohne Verzug auf Bern zu marschieren und Solothurn durch den General Schauenbourg besetzen zu lassen. Die Vorbereitungen zum Angriff auf die schweizerischen Stellungen waren zwar bereits beendet, doch hinderte ein reichlicher Schneefall die Ausführung. Der Angriff wurde infolgedessen vom 26. auf den 28. Februar verschoben.

Sei es nun, daß Brune wirklich nochmals versuchen wollte, auf friedliche Weise eine vollkommene Regierungsänderung in Bern durchzuführen, oder sei es, daß er von den Absichten Erlachs, den Angriff zu beginnen, erfahren hatte und erst Schauenbourg Befehle zukommen lassen wollte, jedenfalls lud er am 25. Frisching und Tscharner nochmals zu einer Besprechung in Payerne auf den 27. Februar ein. Beide begaben sich im Auftrage ihrer Regierung an dem angegebenen Tage zu Brune, doch erst am nächsten Tage fand die entscheidende Unterredung statt. Brunes Bedingungen waren aber zu entehrend, als daß sie von den schweizerischen Abgeordneten angenommen werden konnten. Sie kehrten in der Nacht vom 28. zum 29. nach Bern zurück und unterbreiteten am nächsten Tage dem Großen Rat das französische Ultimatum. Die Vorschläge Brunes wurden mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt, doch beging man, um Brune nochmals die guten Absichten zu beweisen, die große Schwäche, den General Erlach aufzufordern, die Feindseligkeiten vorläufig noch nicht zu beginnen!

Bereits am 25. Februar hatte Brune seinem Untergeneral Schauenbourg Vorschriften für den Angriff auf Solothurn und auf Bern erteilt. Am 28. gab er dann Befehl, falls keine neuen Weisungen eintreffen sollten, am 1. März abends den Angriff zu beginnen.

Am Abend des 1. März kam eine neue Abordnung der Berner bei Brune an. Der französische Oberbefehlshaber war aber nicht gesonnen, den Waffenstillstand zu verlängern. Als die Abgesandten am 2. März nach Bern zurückkehrten, befanden sich die französischen Kolonnen bereits im Vormarsch, während die eigenen Truppen, die vor Begier brannten, sich mit dem Feinde zu messen, wegen der schwankenden Maßnahmen ihrer Regierung zur Untätigkeit verdammt waren.

In wenigen Tagen sollte der Feldzug beendet sein. Nachdem Schauenbourg bereits am 1. März von Biel aus das Schloß Dornach weggenommen hatte, griff er am 2. die feindlichen Streitkräfte in Lengnau an, warf sie über den Haufen und kam gegen Mittag vor Solothurn an. Die Stadt öffnete bald ihre Tore. Vor der Übergabe hatte General von Büren mit seinen Bernern die Stadt verlassen, kam aber fast allein nach Bern zurück, da seine Division sich unterwegs zerstreut hatte!

Unterdessen hatte auch Brune seine Bewegungen am 2. März begonnen. General Pijon griff von Romont aus Freiburg an. Auch hier war der Widerstand sehr gering. Die Stadt übergab sich am Abend, und der Oberst Stetter zog sich mit seinen beiden Berner Bataillonen in die Stellung bei Neuenegg zurück. Die Sieger setzten sofort eine neue Regierung ein, die von Brune am nächsten Tage gutgeheißen wurde.

General Rampon hatte den Marsch auf Murten in der Nacht vom 1. zum 2. März angetreten; die Stadt wurde aber erst am 3. besetzt.



Gefecht
Nach einem kolorie
(Stadt-Bi



Neuenegg.
[zeitgenössischen] Stich.
[...bek] Zürich.)

Durch den Fall Solothurns auf dem einen, Freiburgs auf dem anderen Flügel war die Hauptstellung der Schweizer stark gefährdet worden. Dazu kam die schlechte Lage des Heeres. Durch die widersprechenden Befehle hatte es alles Vertrauen zu seinen Führern und zur Regierung verloren, und schon begann es laut Verrat zu rufen. Manche Truppen fingen bereits an, den Gehorsam zu verweigern. In seiner Verzweiflung schrieb der General von Erlach am 3. März an den Kriegsrat in Bern: „Alles, was ich Euer Gnaden gestern vorhergesagt, erfüllt sich stündlich; von acht Bataillonen, die ich geglaubt hatte, hier zu konzentrieren, sind daher nur zwei angelangt, von denen im ersten drei Kompagnien wirklich ohnerachtet aller möglichen Mühen nach Hause ziehen, gleich wie eine Kompagnie Jäger und eine Kompagnie Scharfschützen, so daß ich mit einer Kompagnie dem Feinde widerstehen soll. Von den zwei Füsilierbataillonen hat eins gar nicht marschieren wollen, und von den andern hat mir diesen Morgen schon dreimal Herr Major Manuel sagen lassen, daß sie sich nach Hause vor Ablauf einer Stunde begeben werden ... Alles Volk schreit Zeter über die Offiziere und ist überzeugt, daß sie es verraten und verkauft haben. Da stehe ich mit acht Kanonen vom gröbsten Geschütz, einer Kompagnie Infanterie und dem eidgenössischen Kontingent von Schwyz. Nicht klagen will ich, nur einen schuldigen Bericht abstatten. Alle Befehle, die ich gestern erteilt habe, sind widersprochen worden oder unausgeführt geblieben ... Wenn Euer Gnaden wollen, daß ich mich wehren soll, so senden Sie mir gleich vier bis fünf Bataillone."

Der Bericht sagt mehr als eine lange Beschreibung der Lage des Heeres. Als der Brief in Bern ankam, fand dort eine große Veränderung im Schoße der Regierung statt und trug dazu bei, die Lage noch mehr zu verwirren. An die Stelle des Großen Rates, der am 4. März abdankte, trat

eine vorläufige Regierung von 105 Mitgliedern mit Frisching an der Spitze. Als der alte Steiger am Ende der Sitzung von seinem Präsidentenstuhle aufstand und den Saal verließ, um ihn nie wieder zu betreten, bemächtigte sich der ganzen Versammlung tiefe Bewegung, begrub man doch an diesem Tage das alte Bern, dessen Regierung 600 Jahre gedauert hatte!

Obgleich man eine neue Regierung eingesetzt hatte, um Brune zu gefallen und vielleicht gunstigere Bedingungen von ihm zu erhalten, besaß doch die neue Regierung noch soviel Würde, den Antrag des Generals, die Hauptstadt mit 600 Mann zu besetzen, abzuweisen!

Die Waffen hatten nun das letzte Wort zu sprechen.

Die Berner hatten bei Laupen, Güminen und Neuenegg an der Sense Stellung genommen. General Pijon griff sie am 5. März an und warf sie nach teilweise sehr heftigem Ringen zurück. Durch die Kaltblütigkeit einiger Scharfschützenkompagnien aber wurde die Verfolgung in der Nacht zum Stillstand gebracht, und der Oberst von Graffenried eilte nach Bern, um alle dort befindlichen Truppen herbeizuholen. Dann griff er am nachsten Morgen früh 9 Uhr den doppelt uberlegenen Feind beim Wangenhubel, nordwestlich von Neuenegg, an und warf die Franzosen schließlich bis über die Sense zurück. Anstatt den Erfolg auf dem anderen Ufer des Flusses fortzusetzen, mußte man jedoch die Verfolgung des Feindes aufgeben, da am Nachmittag die traurige Mitteilung im Lager eintraf, daß Bern in die Hände der Franzosen gefallen sei!

Inzwischen hatte nämlich Schauenbourg am 5. März früh die Berner bei Frauenbrunnen angegriffen. Dort befanden sich kaum 1000 Mann, denn die meisten Truppen, die Erlach noch treu geblieben waren, standen längs der Straße von Solothurn nach Bern und folgten schon nicht mehr den Anordnungen ihres Oberbefehlshabers! Südlich



Einzug des Generals Schauenbourg in Bern, 5. März 1798.
Gezeichnet von K. Girardet, gestochen von J. C. Bock. — (Sammlung Kircheisen.)

von Frauenbrunnen, im Grauholz, befand sich Erlach selbst und bei ihm sein Freund, der ehrwürdige Schultheiß Steiger, der mit ihm siegen oder sterben wollte. Natürlich konnte das Häuflein Truppen den wiederholten Angriffen der sieggewohnten Franzosen nicht lange standhalten. Gegen 2 Uhr mittags zog Schauenbourg in dem stolzen Bern ein, das seit Jahrhunderten keinen Feind vor seinen Toren gesehen hatte. Brune folgte am 6. März von Neuenegg her und übernahm den Oberbefehl über sämtliche französische Truppen.

Erlach suchte sich nach dem Berner Oberland durchzuschlagen, doch unterwegs wurde er von seinen eigenen Truppen, die ihn als Landesverräter ansahen, erschlagen. So ging mit einem stolzen Staate auch ein edler Mensch zugrunde, der vor allem die Interessen seines Vaterlandes im Auge gehabt hatte und ein würdigeres Schicksal verdient hätte! Steiger hatte das Glück, in der allgemeinen Verwirrung zu entkommen*) und nach Deutschland zu entfliehen, wo er im nächsten Jahre starb.

*) „Ich war einen Augenblick in Gefahr, ermordet zu werden, wie Erlach", schrieb er am 28. März an seine Tochter in Rued. „Ein Teil der Soldaten, mit denen ich im Treffen war, umgab mich, und einige Bauern vereinigten sich mit ihnen und befreiten mich von etwa hundert rasenden und besoffenen Schurken."

SECHSTES KAPITEL

DER KONGRESS VON RASTATT NACH BONAPARTES ABREISE. — SENDUNG BERNADOTTES NACH WIEN. — DIE KONFERENZEN VON SELZ

(Dezember 1797 bis Juli 1798)

I.

Die neuere Weltgeschichte kennt kaum ein zweites Beispiel von einer Versammlung von Diplomaten, die unwichtigen und nebensachlichen Fragen weit mehr Bedeutung beimaß als bedeutenden und schwerwiegenden. Selten sind wohl mehr Ströme von Tinte geflossen als über diesen unseligen Kongreß von Rastatt! Er war ein würdiger Abschluß des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation!

Nachdem man sich Tage und Wochen lang uber die untergeordnetsten Dinge, über Etiketteangelegenheiten, die Annahme oder Verwerfung der Vollmachten der beteiligten Staatsmänner gestritten hatte, ging man endlich an die Unterhandlungen. Jetzt aber wurde es fast noch schlimmer! Neid, Mißgunst und Haß zwischen den französischen und deutschen Abgesandten, vor allem aber zwischen den österreichischen und preußischen waren so groß, daß einsichtsvolle Beurteiler schon beim Zusammentritt des Kongresses fühlten, man werde nie zu einem befriedigenden Abschluß kommen. Alle suchten ihre Sonderinteressen zu vertreten. Das Deutsche Reich schien sie nichts anzugehen! So schlossen sich die Vertreter der kleinen deutschen Staaten an Oster-



Kaiser Franz II.
Gezeichnet und gestochen von J. Pichler.
(K. K. Familien-Fideikommiss-Bibliothek, Wien.)

reich oder Preußen, ja selbst an den Erbfeind Frankreich an! Schließlich trennte man sich, nachdem man länger als ein Jahr hin und her verhandelt hatte, ohne etwas erreicht zu haben!

Preußen war auf Österreich eifersüchtig und suchte auf Kosten des Reichs und im Einverständnis mit Frankreich Gebietsvergrößerungen in Franken und Westfalen zu erlangen. Österreich mißgönnte natürlich Preußen die geringsten Vorteile. Da es Frankreich behilflich war, die Rheingrenze zu erlangen, hoffte es, nicht nur so schnell wie möglich in den Besitz des noch von den Franzosen besetzt gehaltenen Venetiens zu gelangen, sondern es gedachte sich auch Bayerns zu bemächtigen. Die kleinen Reichsstände unterstützten mehr oder weniger die Forderungen Preußens oder Österreichs, meist aber waren sie auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Natürlich geschah dies immer auf Kosten des Reichs und der geistlichen Besitzungen.

Frankreich hatte infolgedessen verhältnismäßig leichtes Spiel. Es versprach Österreich Bayern, obgleich es nie willens war, diesen Plan zu unterstützen, da es dann Preußen gegen sich gehabt hätte. Diesem Lande hingegen sicherte es Vergrößerungen zu, wodurch es sich, wenn es sie wirklich bewilligt hätte, Österreich zum Feinde gemacht haben würde. Infolge dieser Taktik aber war Frankreich im Laufe der Verhandlungen allmählich in eine Sackgasse geraten, denn es hatte mit beiden Mächten vollkommen widersprechende Verträge abgeschlossen. Mit Österreich hatte es vereinbart, daß Preußen keine Entschädigungen haben sollte, diesem hingegen hatte es gewisse Entschädigungen und Abrundungen gegen Auswechslung der linksrheinischen Besitzungen versprochen! Nur an einem Grundsatz hingen die französischen Vertreter ihren Instruktionen gemäß fest: das ganze linke Rheinufer zu erwerben, koste es, was es wolle!

Von beiden Seiten kam man sich nicht sonderlich entgegen, die Unterhandlungen so schnell wie möglich zum Abschluß zu bringen. Hatte man sich mündlich Zugeständnisse gemacht, und drängte der Gegner auf schriftliche Formulierung, so suchte man durch allerlei Ausfluchte sich dessen zu entziehen. War man dann einmal so weit, daß man einen Entwurf an seine Regierung senden konnte, dann durfte man gewiß sein, daß durch allerlei Einflüsse die Entscheidung verweigert werde!

Es war jedenfalls eine sehr schlaue Politik von seiten des Direktoriums, den General Bonaparte als Hauptvertreter nach Rastatt zu senden. Er hatte sich in kürzester Zeit nicht allein einen glänzenden Namen als Feldherr gemacht, sondern sich auch als geschickter Unterhandler große Verdienste erworben. Man wußte sowohl in Paris als auch in Wien, daß Bonaparte selbst nicht vor den verwickeltsten Fragen zurückschreckte und mit ihnen gegebenenfalls wie Alexander der Große mit dem gordischen Knoten verführe. Als die Regierung ihn am 26. Oktober 1797 zum Abschluß des Friedens von Campoformido beglückwünschte und ihn gleichzeitig zum Haupt der Gesandtschaft in Rastatt ernannte, fügte Larevellière-Lépeaux im Namen des Direktoriums hinzu: „Ihre Gegenwart und Ihr Genie werden den langsamen Gang der germanischen Unterhandlungen beschleunigen."

Eigentlich fand man es sonderbar vom Direktorium, daß es den General Bonaparte nach Rastatt sandte, da dieser doch den Frieden von Campoformido abgeschlossen hatte. Mit anderen Worten also sollte er, der mit den österreichischen Unterhändlern in Udine und Passeriano Paragraphen für Paragraphen durchgesprochen hatte, dem Vertrag jetzt eine ganz andere Auslegung geben! Hätte er länger in Rastatt verweilt, so wäre er manchmal gewiß in eine seltsame Lage versetzt worden.

Man ist nicht genau unterrichtet, ob Bonaparte wieder nach Rastatt zurückkehren sollte oder nicht; vermutlich ist sich die Regierung selbst nicht darüber klar gewesen. Jedenfalls lag es dem General persönlich durchaus nicht daran, sich am grünen Tisch mit den deutschen Diplomaten herumzustreiten, die ihm in Etikettefragen sicherlich weit überlegen waren! Klug war es jedoch vom Direktorium, wenigstens einen Mann von europäischer Bedeutung zum Haupt der französischen Gesandtschaft in Rastatt ernannt zu haben. Als Bonaparte wieder nach Paris zurückgekehrt war, drohte die französische Regierung beständig, den General von neuem nach Rastatt zu senden. Man fürchtete dort sein Kommen, denn die österreichischen Diplomaten wußten genau, daß es keine Kleinigkeit war, mit diesem Mann zu unterhandeln, der sich weniger wie irgendein republikanischer Unterhändler um althergebrachte Formen bekümmerte!

In den Briefen, die der junge Metternich in jenen Tagen an seine Frau nach Hause schrieb, kehrt fast beständig die Bemerkung wieder: „Man vermutet, daß er (Bonaparte) in etwa acht Tagen nach Rastatt zurückkommen wird", oder: „Man erwartet ihn am nächsten Dienstag", oder: „Wir erwarten ihn morgen." Der Freiherr von Edelsheim berichtet an den Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, daß Bonaparte am 18. oder 19. Dezember in Rastatt ankommen werde. Dann wird dessen Ankunft für den 31. Dezember angekündigt; endlich spricht man davon, daß der General am 26. Februar 1798 von Paris abreisen solle. In den anderen Gesandtschaftsberichten und Privatschreiben liest man ähnliche Bemerkungen. Man sieht, wie schon damals der Name Bonaparte in aller Munde war und seine Wirkung nicht verfehlte!

Aber auch der General wies den Gedanken, wieder nach Rastatt zu gehen, nicht ganz von sich. Schrieb er doch noch am 24. Januar 1798 an Berthier: „Es kann möglich sein, daß ich in diesen Tagen nach Rastatt reisen werde."

Auf Grund des am 1. Dezember in Rastatt abgeschlossenen Räumungsvertrags war der General Hatry, der Oberbefehlshaber der Mainzer Armee, am 16. Dezember bei Oppenheim über den Rhein gegangen und hatte die Festung Mainz von allen Seiten eingeschlossen. Am nächsten Tage forderte



J. J. von Görres.
(Gezeichnet von E. Steinle, gestochen von K. Müller.)

er den kurmainzischen General von Ruedt auf, die Festung zu übergeben. Dieser widersetzte sich zunächst dessen im Namen des Kurfürsten; schließlich aber fügte er sich den Umständen, da er auf eine Unterstutzung der Österreicher nicht rechnen konnte. Am 28. Dezember fand die Über-

gabe statt, und am 30. besetzten französische Truppen die alte Reichsstadt. Josef Görres, der ganz Franzosenfreund geworden war, schrieb am Neujahrstage: „Sie ist verloren, diese Sternschanze des Despotismus, zerschnitten der Saum der berüchtigten Reichsintegrität. Die Freiheit hat ihr Eigentum wieder in Besitz genommen; vernichtet ist die Hoffnung unserer Despoten, abgeworfen die alte Brücke, die sie noch mit dem linken Rheinufer verband. Trauert, Despoten! Die Übergabe von Mainz hat Euch den Todesstoß versetzt; freut Euch, Nationen, Eure Sache hat gesiegt, die Arme Eurer Widersacher sind gelähmt, ihre Stärke ist von ihnen gewichen; freut Euch, Bewohner des linken Rheinufers, der Vulkan, der auf die Verteidigung Eurer und ihrer Freiheit Flammen und Lava spie, ist erloschen!"

Nicht so schnell sollte die Räumung Venetiens durch die Franzosen und die Übernahme des Gebiets durch die Österreicher erfolgen! Nach derselben Übereinkunft vom 1. Dezember mußten die Franzosen bis spätestens den 30. Dezember 1797 das venetianische Gebiet verlassen haben. General Berthier war von seiner Regierung beauftragt worden, die Verhandlungen hinsichtlich der Übergabe Venetiens mit dem General Mack zu leiten. Aber bis zum 5. Januar 1798 hatte er noch keine Befehle aus Paris erhalten, das Land den Österreichern zu übergeben. Thugut kam daher in nicht geringe Unruhe, da er glaubte, es sei der französischen Regierung mit der Räumung Venetiens nicht ernst gewesen. Die Verzögerung hatte aber nichts weiter auf sich, und das von den Franzosen inzwischen aufs äußerste ausgesogene unglückliche Gebiet konnte am 18. Januar 1798 von den Österreichern in Besitz genommen werden.

Als die eigentlichen Verhandlungen in Rastatt begannen, waren die Beziehungen der am lebhaftesten beteiligten Staaten Österreich, Preußen und Frankreich äußerst gespannt. Österreich hatte im Frühjahr 1797 die preußische Vermitt-

lung nicht angenommen, und die Beziehungen waren seitdem nicht besser geworden.

Der Abschluß des Friedens von Campoformido hatte Preußen außerordentlich überrascht. Reubell, der dem preußischen Gesandten Sandoz-Rollin sehr geneigt war, ver-



Freiherr von Thugut.
Nach einem Stich von V. R. Grüner
(K. K. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, Wien)

hehlte diesem nicht, daß auch er persönlich nicht mit dem Abschluß dieses Friedens einverstanden sei. Er hoffe aber wenigstens, auf dem Kongresse mit den Preußen Hand in Hand zu gehen. „Die Österreicher sind Schwätzer, Rechthaber, Ränkeschmiede und Lügner“, äußerte er sich zu dem neuen preußischen Gesandten; „man kann seine Ge-

duld und seine Lunge an ihnen üben!" Der Tod des alten Königs Friedrich Wilhelm II., der am 16. November 1797 erfolgte, mag gewiß dazu beigetragen haben, eine Verständigung zwischen Preußen und Frankreich hinauszuschieben, denn der neue Herrscher Friedrich Wilhelm III. war noch zu jung und unerfahren, um selbständig in die große Politik einzugreifen. Frankreich machte große Verheißungen. Außer den bereits versprochenen Entschädigungen sollte der preußische König die Kaiserkrone und die Stadt Hamburg erhalten und den Vermittler zwischen Frankreich und England spielen. Friedrich Wilhelm III. wies aber alle Angebote zurück. Erst wollte er erfahren, was man Österreich in Campoformido versprochen hatte!

Der Gang der Verhandlungen war äußerst umständlich. Jedes einzelne Mitglied der Reichsabordnung las seine Vorschläge vor; dann wurde darüber verhandelt, und der „Directorialis" faßte die einzelnen Vorschläge in einem sogenannten „Conclusium" zusammen, das in der nächsten Sitzung „ajustiert" wurde. Darauf wurde der Beschluß der kaiserlichen „Plenipotenz" übersandt, und diese übermittelte dann das Schriftstück, das in deutscher Sprache abgefaßt war, den französischen Bevollmächtigten. In irgendwelchen mündlichen Verkehr traten die beiden Parteien jedoch nicht; man kann sich daher denken, wie lange die Antwort, die oft umständlich beraten wurde, auf sich warten ließ.

Am 9. Dezember 1797 hielt die Reichsdeputation endlich die erste Sitzung ab. Natürlich begann sie mit nichtigen Streitigkeiten über den Vorsitz und allerlei Fragen der Etikette. Als dann am 16. Dezember der Austausch der Vollmachten der französischen Bevollmächtigten und der Reichsabordnung erfolgen sollte, da erklärte Treilhard, daß diese unannehmbar seien, da sie auf Grundlage der Unteilbarkeit des Reichs abgefaßt wären. Nachdem diese Angelegen-

heit schließlich zum Vorteil der Franzosen erledigt war, erklärte Treilhard am 16. Januar den preußischen Abgeordneten, daß seine Regierung das gesamte linke Rheinufer fordere und die Säkularisationen für notwendig halte. Dies



Direktor Reubell.
(Nach einem Stich aus der K. K. Familien-Fideikommiss-Bibliothek, Wien.)

wiederholte er am nächsten Tage in ähnlichen Worten den österreichischen Abgeordneten. Die Reichsdeputation beriet am 22. Januar das französische Verlangen, doch da es sich mit der Unverletzlichkeit des Reichs nicht verein-

barte, so erklärte man es für unannehmbar. Am 28. Januar wiederholten die französischen Bevollmächtigten ihre Forderung. Schließlich kam man nach neuen Verhandlungen im Schoße der Deputation dahin, Frankreich die Hälfte des linken Rheinufers anzubieten. Dies geschah am 26. Februar. Am 1. und 2. März wurde das Conclusium angenommen und am nächsten Tage durch den Grafen Metternich den Franzosen übersandt. Diese antworteten bereits am 4. März durch eine Art Ultimatum, daß sie eine bejahende oder verneinende Antwort auf ihre Vorschläge erwarteten. Endlich nach nochmaligen langen Beratungen gab die Reichsabordnung nach, und der Beschluß wurde den Franzosen durch Metternich am 11. März überreicht.



Treilhard und Bonnier nahmen den Deputationsbeschluß, die Abtretung des ganzen linken Rheinufers betreffend, an und entgegneten, daß sie das rechte Ufer des Flusses erst nach dem abgeschlossenen Frieden mit dem Reich räumen könnten. Nachdem die erste Hauptfrage geregelt sei, könne nun auch die zweite, die Entschädigungsfrage durch Säkularisation geistlicher Besitzungen geregelt werden. Die Deputation ließ endlich am 4. April antworten, daß sie im Grundsatz bereit sei, die Entschädigungen durch Säkularisation zu bewirken.

Die Säkularisationsfrage stieß jedoch auf große Schwierigkeiten, denn es mußte vorher erst ein Einvernehmen zwischen Preußen und Österreich hergestellt werden, und das war sicherlich nicht leicht durchführbar. Sehr richtig kennzeichnet Talleyrand die damalige Lage in einem Brief an Treilhard vom 7. Februar 1798:

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich folgendes tun: Mir scheint, ein Schiedsspruch setzt einen Streit voraus. In der Lage, in der Sie sich befinden, zwischen zwei Mächten, die sich schwer verständigen können, müßte es Ihr erstes Bemühen sein, Neid und Erbitterung hervorzurufen, ja sogar einen Streit anzuregen und aufrechtzuerhalten, um dann Ihre Vermittlung notwendig zu machen. Denn sie kann nur dann mit Leichtigkeit und Vorteil zur Anwendung kommen, wenn sie angerufen wird. Man muß die Leute erst uneinig machen, wenn man sie zusammenbringen will! Diese hier haben vortreffliche Anlagen, sich zu hassen. Benutzen Sie das, um sie dahin zu bringen, wo wir sie haben wollen!"

Andererseits war man sich sowohl in Wien als auch in Berlin darüber einig, daß man nur durch ein gemeinsames Vorgehen gegen Frankreich zum Ziele gelangen würde, und daß es wünschenswert sei, die russische Vermittlung anzurufen. Erleichtert wurde die preußisch-österreichische Annäherung durch die Erbitterung der preußischen Gesandten, die von Treilhard und Bonnier in fast noch unhöflicherer und gröberer Weise behandelt wurden als die österreichischen Abgeordneten.

In einem Briefe vom 13. März 1798 stellte es Thugut dem Grafen Cobenzl anheim, sich den Preußen zu nähern und deren Absichten zu erforschen. Gegebenenfalls sollte Cobenzl auch mit den preußischen Abgesandten einen Vertragsentwurf aufsetzen. Cobenzl brachte diesen Vorschlag seines Ministers als eigenen Gedanken auf, und nach verschiedenen Verhandlungen, Ende März 1798, mit Görtz und Jacobi — weder Dohm noch Lehrbach nahmen daran teil — arbeitete er einen Vertragsentwurf aus, der zwar den Beifall der Preußen, aber nicht den des Grafen Lehrbach fand! Dieser hielt es für unmöglich, daß man gleichzeitig den geistlichen und weltlichen Fürsten eine Entschädigungs-

pflicht auferlegte und doch die weltlichen Fürsten davon freisprach! Cobenzl mußte sich von den berechtigten Einwänden seines Kollegen, der den Preußen übrigens mißtraute, überzeugen. Er teilte dem Grafen Görtz mit, daß er die von Lehrbach angefochtene Klausel nicht annehmen könne.

In Wien und Berlin war man jetzt im Grundsatz für eine Annäherung beider Staaten. Thugut hatte mit dem preußischen Gesandten Grafen Keller ebenfalls unterhandelt; nur in der Entschädigungsfrage konnte man sich nicht einigen. Inzwischen hatte Franz II. sich an Paul I. gewandt und ihn gebeten, den Vermittler zwischen Preußen und Osterreich zu spielen. Der Kaiser war daher sehr froh, daß der Zar am 16./27. März 1798 antwortete, daß er nicht nur die Rolle eines Vermittlers zwischen beiden Mächten annehme, sondern daß er schon durch seinen Gesandten in Berlin ähnliche Vorschläge unterbreitet habe. Ferner wünsche er engen Anschluß an Osterreich und Preußen und hoffe auch, Großbritannien und Dänemark für seine Absichten zu gewinnen.

Inzwischen hatte Bonaparte an Cobenzl geschrieben, daß er nicht wieder nach Rastatt kommen würde. Cobenzls Anwesenheit war jetzt nicht mehr so notwendig wie früher, als man noch mit der Möglichkeit der Rückkehr Bonapartes nach der Kongreßstadt rechnen konnte, und so erhielt er von Thugut am 12. April die Aufforderung, nach Wien zurückzukehren. Drei Tage später finden wir den Grafen bereits auf dem Wege nach der österreichischen Hauptstadt.

Alles war im besten Gange. Eine Einigung Preußens mit Osterreich durch russische Vermittlung schien auch nahe bevorstehend. Da trat ein Ereignis ein, mit dem man am wenigsten gerechnet hatte, und das den Frieden auf einige Zeit stark bloßstellte.

II.

Noch als sich Bonaparte in Rastatt befand, kam er mit Cobenzl auf die gegenseitig zu ernennenden Gesandten zu sprechen. Thugut aber wußte aus anderen Hauptstädten, wie schwer es sei, mit den Vertretern der französischen Republik zu verhandeln. Er hatte deshalb immer gezögert, den seit vielen Jahren freien Gesandtenposten in Paris besetzen zu lassen.

Der österreichische Minister war daher nicht wenig erstaunt, als ein neuer französischer Botschafter in Gestalt des Generals Bernadotte am 8. Februar 1798 abends in Wien eintraf! Bernadotte war am 11. Januar zum Gesandten in Wien ernannt worden und hatte von seiner Regierung Befehl erhalten, sich ohne Vorschriften, ohne das vollständige Gesandtschaftspersonal*) und ohne Paß von Mailand aus, nach der österreichischen Hauptstadt zu begeben. Man hatte nicht gewagt, ihn an der Grenze anzuhalten, da Bernadotte erklärte, er werde es als einen Akt der Feindseligkeit ansehen, wenn man ihm Schwierigkeiten mache, seinen Weg nach Wien fortzusetzen. Bonaparte hatte es zwar auf sich genommen, Cobenzl von der Ernennung Bernadottes zum Botschafter beim Kaiser zu benachrichtigen; die Ereignisse spielten sich aber so schnell ab, daß Cobenzl erst durch Privatnachrichten oder aus Zeitungen die Ankunft Bernadottes in Wien erfuhr!

Obgleich das französische Direktorium sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, bei der kaiserlichen Regierung anzufragen, ob Bernadotte als Gesandter angenehm sei, nahm man wohl oder übel den neuen Botschafter in

*) Es begleiteten ihn nur der Adjutant Villate, die beiden Ordonnanzoffiziere Gérard und Toussaint und der Sekretär Villot-Fréville. Der andere Sekretär Gaudin sollte mit den Vorschriften und dem Schlüssel zur Geheimschrift aus Paris kommen; ebenso war der andere Adjutant Maurin noch nicht in Wien eingetroffen.

Wien an*). Es war jedoch nur zu natürlich, daß sich unter den obwaltenden Zuständen der Empfang Bernadottes nicht zu glänzend gestalten konnte!

Nach Talleyrands Vorschriften, die vom 17. Januar datiert und nach den Vorgängen in Rom ausgefertigt worden waren, war die Stellung Bernadottes zunächst als ein Beobachtungsposten gedacht. Er sollte so wenig wie möglich auf die italienischen Verhältnisse zu sprechen kommen und jede Einmischung Neapels in die römischen Angelegenheiten zu verhindern suchen. Gegebenenfalls durfte er sofort den Krieg erklären. Wegen der wenig geklärten Lage in Deutschland erhielt Bernadotte von Talleyrand zunächst in bezug auf die deutschen Verhältnisse noch keine Weisung. Dagegen sollte er die russischen und englischen Einflüsse in Wien zu ergründen suchen und die Möglichkeit einer Wiederherstellung Polens zur Sprache bringen.

Die Aufgabe des neuen französischen Gesandten war durchaus nicht leicht, zumal man die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Österreich, die jahrelang unterbrochen waren, von neuem anknüpfen mußte. Um dies auszuführen, hätte es eines anderen Mannes bedurft als Bernadotte! Denn wenn dieser sich auch später zu einem tüchtigen Diplomaten entwickelte, so war er doch damals noch ein junger Hitzkopf, der, von jakobinischen Ideen durchdrungen, geradewegs aufs Ziel los ging. Später erhielten zwar Bernadotte, sowie auch die anderen auswärtigen Vertreter Frankreichs als Ergänzung zu ihren Vorschriften noch allgemeine Verhaltungsmaßregeln, die, wenn man sie richtig verstanden und befolgt hätte, gewiß zum

*) Aus Sparsamkeitsrücksichten wollte der Kaiser nur einen Gesandten zweiter Klasse, also einen bevollmächtigten Minister, nach Paris senden. Der Freiherr von Degelmann wurde zu diesem Posten bestimmt. Da aber die Französische Republik einen Botschafter nach Wien gesandt hatte, so dachte man daran, auch einen Gesandten erster Klasse zu ernennen. Doch blieb es schließlich beim alten, so daß Degelmann als bevollmächtigter Minister nach Paris ging.



Bernadotte.

(Gestochen von P. M. Alix nach der Zeichnung von H. Le Dru.)

Vorteil der französischen Gesandten ausgefallen wären. Zudem hatte Bernadotte nur ganz junge Leute zu Adjutanten und Sekretären, die ihm wegen ihrer geringen Lebenserfahrung viel mehr schadeten als nützten, war doch der älteste der beiden Adjutanten kaum 25 Jahre alt*).

Erst am 27. Februar fand die offizielle Vorstellung Bernadottes beim Freiherrn von Thugut statt, und am 2. März mittags erfolgte der Empfang beim Kaiser.

Durch ein feines einschmeichelndes Benehmen hätte ein Gesandter viel bei Thugut und bei den einflußreichen Persönlichkeiten des Landes erreichen können. Bernadotte hingegen verschaffte sich durch sein herbes, herausforderndes und unhöfliches Verhalten bald viele Feinde. Er beging sogar die Unklugheit, den Erzherzog Karl, der schon damals der volkstümlichste Mann in Wien war, zu beleidigen.

Unter dem Adel vermochte Bernadotte nur wenige Beziehungen anzuknüpfen; etwas mehr Glück hatte er in den mittleren Schichten des Volkes, die durch die Lasten des Krieges am meisten zu leiden gehabt hatten. Bei dem niederen Volke dagegen fielen seine immer zur Schau getragenen Gleichheitsideen auf unfruchtbaren Boden.

Die Wiener Polizei hatte natürlich ein wachsames Auge auf den unliebsamen Gast und das Gesandtschaftspersonal; sie tat alles, um ihnen den Aufenthalt so unangenehm wie möglich zu gestalten. Bernadotte zahlte mit gleicher Münze. Darin übertrafen ihn noch seine Sekretäre und Adjutanten, die sich über die österreichischen Zustände lustig machten und besonders an öffentlichen Orten und in den Theatern den Unwillen des Volkes durch ihr wenig taktvolles Benehmen herausforderten. Bernadotte seinerseits beschwerte sich, daß die Emigranten den Orden des Heiligen Ludwigs trugen, daß man im Hofalmanach Ludwig XVIII. noch als König von Frankreich anführe, und über ähnliche Nichtigkeiten.

*) Gaudin kam erst am 22. Februar und Maurin Anfang April in Wien an.

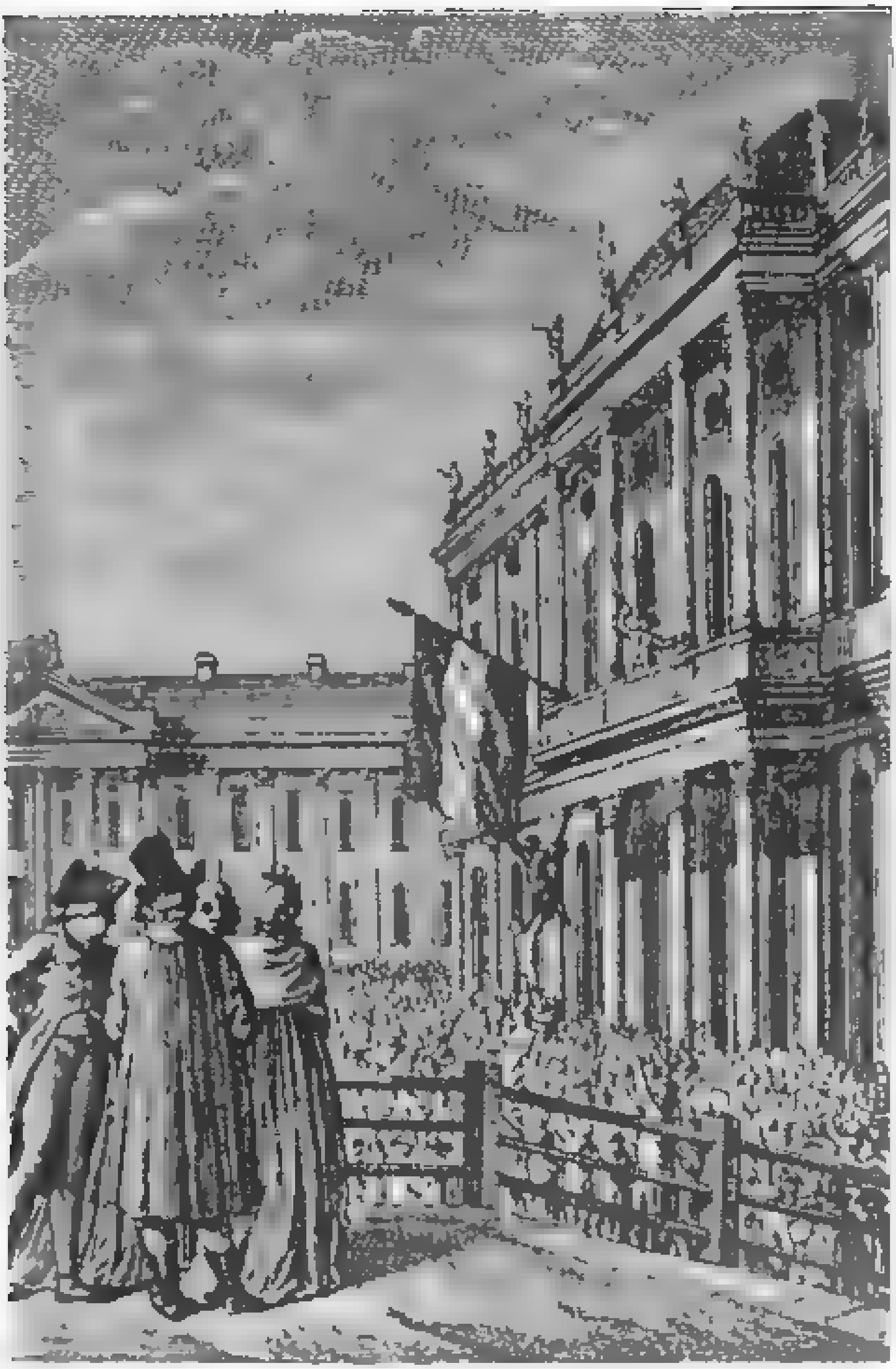
Ebensowenig wie bei den Wienern war Bernadotte unter seinen Kollegen beliebt. Er stattete nur dem Gesandten der Pforte und dem von Spanien Besuche ab; den Gesandten zweiter Klasse sandte er gedruckte Karten, auf denen geschrieben stand, daß er ihren Besuch annehmen würde. Sein Verkehr beschränkte sich fast ausschließlich auf die Vertreter der mit Frankreich befreundeten Gesandtschaften von Spanien, Sardinien, der Batavischen Republik und von Neapel. Alle diese Diplomaten aber verkehrten mit ihm mehr aus Zwang als aus Neigung, denn die Länder, deren Interessen sie vertraten, waren bisher von der Französischen Republik nicht gerade mit Gunstbezeugungen überhäuft worden!

Wegen der Krankheit der Kaiserin Maria Theresia, die am 1. März einer Tochter das Leben geschenkt hatte, fanden damals in der Hofburg keine größeren Festlichkeiten statt. Erst am 8. April, am Tage eines großes Empfangs beim Hofe, machte Bernadotte die Bekanntschaft der Monarchin. Sie schien sehr liebenswürdig, auch der Kaiser unterhielt sich eine Viertelstunde lang mit dem französischen Gesandten, natürlich zum größten Ärger des patriotisch gesinnten Adels.

Obgleich Bernadotte versuchte, die Absichten des russischen Gesandten Grafen Andrei Rasumowski und des englischen Gesandten Lord Auckland zu erforschen, so kam er natürlich in seinen Bestrebungen nicht weit, denn beide waren erprobte Diplomaten, die sich von einem Neuling wie ihm nicht ausforschen ließen. Auch bei Thugut und den führenden österreichischen Persönlichkeiten sollte er nicht viel Glück haben!

Sein politischer Erfolg war daher in Wien so viel wie null. Nur glaubte er ermittelt zu haben, daß ein neues Bündnis gegen Frankreich im Entstehen begriffen sei.

Da keine Aussichten vorhanden waren, daß sich Berna-



Der Aufstand vor dem französischen Gesandtschaftsgebäude in Wien.
(Nach einem volkstümlichen zeitgenössischen Stich.)

dottes Beziehungen zum österreichischen Minister und zu den nicht mit Frankreich verbündeten oder befreundeten diplomatischen Vertretern bessern würden, bat er, zumal er den Gesandtschaftsposten in Wien nur mit Widerwillen angenommen hatte, am 12. April den Minister Talleyrand um seine Abberufung. Er habe seine Aufgabe erfüllt, soweit es möglich gewesen sei, und ersuche nun das Direktorium, ihn wieder als General im Heere zu verwenden.

Inzwischen aber trat ein Vorfall ein, der ihn veranlaßte, aus Wien abzureisen, ehe er von seiner Regierung den Befehl dazu erhalten hatte.

Die französische Gesandtschaft befand sich im ersten Stock des ehemals dem Fürsten Karl von Liechtenstein gehörigen Hauses in der Wallnerstraße. Um auch äußerlich die neuen französischen Ideen zur Schau zu tragen, wie ihm das erst kürzlich von Talleyrand wieder ins Gedächtnis gerufen worden war, hatte Bernadotte einem Wiener Maler den Auftrag gegeben, ein Wappenschild zu malen, auf dem die Göttin der Freiheit abgebildet sei. Es sollte an dem Haus, worin sich der Sitz der Gesandtschaft befand, angebracht werden. Seit der Gründung der Republik war das Archivsiegel durch ein neues ersetzt worden, das eine Frau darstellte, die sich mit der einen Hand auf ein Bündel stützte und mit der anderen eine Picke hielt, auf deren Spitze sich die Jakobinermütze, das Zeichen der Freiheit, befand. Ein ähnliches Bild sollte das von Bernadotte bestellte Wappen schmücken.

Die Polizei schien aber von dem Vorhaben des französischen Gesandten Wind bekommen zu haben, denn sie veranlaßte den Künstler, gegen eine gewisse Entschädigung die Fertigstellung des Bildes zu verzögern. Als es endlich fertig war, war es so häßlich ausgefallen, daß der französische Gesandte befahl, es nicht zu verwenden, sondern ein anderes in Paris in Auftrag zu geben. Inzwischen sollte die

dreifarbige französische Fahne den Platz einnehmen, der für das Wappen bestimmt war. Bernadotte entschied dies aus eigener Machtbefugnis, ohne vom Direktorium dazu beauftragt worden zu sein. Jedenfalls war es eine bisher noch nie vorgekommene Tatsache, daß man in Wien eine fremde Fahne an einem Gesandtschaftsgebäude angebracht hatte.

Noch an demselben Tage, an welchem Bernadotte den Minister des Äußern in Paris bat, ein Wappen anfertigen zu lassen, wurde die französische Fahne*) am Hause aufgehißt. Es war am 13. April, zwischen 5 und 6 Uhr abends.

Zunächst fiel die Fahne den wenigen Leuten, die der Weg um diese Zeit durch die Wallnerstraße führte, nicht auf. Allmählich aber entstanden Gruppen von Neugierigen, und man stritt sich über den Zweck der französischen Flagge hin und her. Teils hielt man sie für einen französischen Freiheitsbaum, teils glaubte man ein Sinnbild darin zu erblicken, daß die Franzosen Wien als eine eroberte Stadt betrachteten!

Es war gerade ein Jahr her, daß die Wiener sich infolge des Anmarsches Bonapartes in großer Gefahr befunden hatten, und in wenigen Tagen wollte man die vor einem Jahre glücklich abgewendete Gefahr feierlich begehen. Die Gemüter waren daher sehr aufgeregt, und die Volksmenge vor der Gesandtschaft wurde immer größer. Der Polizeidirektor von der Leyen und später ein Adjutant des Stadtkommandanten begaben sich, um Unheil zu verhüten, zum

*) Die blau-weiß-rote Fahne war an einer langen Stange auf dem Balkon des Gesandtschaftsgebäudes befestigt. Da sie nur kurze Zeit zu sehen war, weil die Nacht bald hereinbrach, hatte sich das Volk allerlei falsche Vorstellungen über sie gemacht. In den damaligen, aber auch noch in neueren deutschen Darstellungen findet man die Bemerkung, die Fahne sei sechs Ellen lang gewesen und habe die Inschrift „Liberté, égalité ou la mort“ getragen. Dem ist aber nicht so. Die Fahnenstange war allerdings sehr lang, das Fahnentuch aber viel kleiner. Auf der einen Seite war aufgedruckt „République française“ und auf der anderen Seite „Ambassade de Vienne“.

französischen Botschafter und forderten ihn auf, die Fahne entfernen zu lassen. Man befürchtete, daß das Volk noch mehr aufgereizt werden könnte, denn es war das Gerücht verbreitet worden, daß Bernadotte einen Aufstand gegen den Kaiser ins Werk leiten wollte.

In echt republikanischer Dreistigkeit antwortete der französische Gesandte, die Fahne bliebe hängen, selbst wenn er sie mit dem Säbel in der Hand verteidigen sollte. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, ging er in großer Uniform vor dem Hause auf und ab und versuchte durch Drohungen die Menge zu veranlassen, sich zurückzuziehen.

Da die österreichischen Behörden sahen, daß Bernadotte nicht nachgeben wurde, so wäre es ihre Pflicht gewesen, sofort bewaffnete Macht herbeizuholen. Die endgiltige Regelung des Streitfalles hätte die Polizei dann den Diplomaten überlassen können. Man scheint aber zu jener Stunde, es war gegen 7 Uhr abends, den Ernst der Lage mit ihren Folgen noch nicht erkannt zu haben.

Von Stunde zu Stunde wurde die Volksmenge drohender. Steine flogen gegen die Fenster, die bald keine Scheiben mehr aufzuweisen hatten. Ein besonders mutwilliger Bursche, der Schornsteinfegerlehrling Rugler aus Schwaben, stieg sogar bis zum Balkon des Hauses hinauf und riß die Fahne herunter. Halb zerfetzt und verbrannt*) wurde sie von der wütenden Menge bis zum Schlosse geschleift und dort dem Offizier der Wache ubergeben.

Nicht zufrieden mit der Entfernung der Fahne, wurde das Volk, das von einigen Führern noch mehr gegen die Franzosen aufgestachelt wurde, immer heftiger. Es begnügte sich nicht mehr, das Gebäude mit Steinen zu bewerfen, son-

*) Unterwegs traf das aufgeregte Volk den Wagen des Fürsten Colloredo. Man entriß seinen Dienern die Fackeln, um damit die verhaßte französische Fahne zu verbrennen.

dern sprengte schließlich das Tor auf und versuchte, die Treppe hinaufzusteigen. Aber Bernadotte hatte sich mit dem Personal der Gesandtschaft dort aufgestellt und suchte den Eingang in seine Wohnung zu verhindern. Es fielen sogar Schüsse von seiten der Franzosen, die aber von der Menge nicht erwidert wurden. Diese begnügte sich, den Wagen des französischen Gesandten und alles, was ihr in den Weg kam, zu zertrümmern.

Bereits gegen 8 Uhr abends hatte Bernadotte wegen des Vorfalls an den Freiherrn von Thugut geschrieben; etwas später wiederholte er seine Bitte und fügte bei, daß die Fahne vom Pöbel abgerissen worden sei. Gleichzeitig bat er um Einschreiten der bewaffneten Macht. Ferner verlangte er seine Pässe, falls ihm nicht völlige Genugtuung geschehe, und die Fahne von neuem an seinem Hause angebracht würde.

Kurz vor Mitternacht wandte er sich zum letzten Male an den österreichischen Minister und bat um umgehende Zustellung seiner Pässe. Endlich nach Mitternacht, fünf Stunden, nachdem sich der Polizeidirektor zum französischen Gesandten begeben hatte und man voraussetzen mußte, daß der Volksauflauf größere Ausdehnung annehmen würde, trafen Infanterie und Kavallerie ein. In kurzer Zeit wurde nun die Menge aus dem Gesandtschaftsgebäude und den umliegenden Straßen entfernt. Jetzt begab sich auch der Freiherr von Degelmann, der als bevollmächtigter Minister nach Paris gehen sollte, zu Bernadotte, um ihn zu beruhigen. Er verließ den französischen Gesandten bald wieder, um in Kürze mit einem Schreiben des Herrn von Thugut zurückzukehren, worin der österreichische Minister sein Bedauern wegen des Vorfalles ausdrückte und die Bestrafung der Schuldigen versprach.

Am nächsten Tage tat der Kaiser, bei dem sich Bernadotte inzwischen über das nachlässige Verhalten Thuguts

hatte beschweren lassen, alles, um einen Bruch mit der Französischen Republik zu vermeiden. Gegenwärtig den Krieg von neuem beginnen, lag durchaus nicht in der Absicht der leitenden Männer Österreichs, denn Thugut wollte sich erst die Hilfe anderer Staaten verschaffen, ehe er wieder zu den Waffen greifen ließ. Bei den Franzosen stand es nicht anders. Bonaparte war völlig mit seiner überseeischen Expedition beschäftigt, und nichts wäre ihm unerwünschter gekommen, als wenn die Kriegsfackel auf dem Festlande von neuem aufgelodert wäre! Der unliebsame Zwischenfall mußte daher eine friedliche Lösung finden, die von beiden Seiten ersehnt ward.

Bernadotte besaß damals noch wenig Verständnis für höhere Politik. Der Besuch des Kabinettsministers Grafen Franz Colloredo konnte ihn auch nicht beruhigen. Eine Bekanntmachung des Staats- und Polizeiministers Grafen von Bergen, in welcher der Kaiser die Bevölkerung seiner Hauptstadt zur Ruhe mahnen ließ, brachte den französischen Gesandten noch mehr auf, da sie ihm zu mild abgefaßt dünkte.

Wiederholte Versuche des Freiherrn von Degelmann, sowie des Ministers des Innern Grafen Saurau, Bernadotte zu beschwichtigen, schlugen ebenfalls fehl. Der französische Botschafter wollte unbedingt, daß man die Fahne wieder anbrächte. Man kam jedoch seinem Wunsche nicht nach, und so verließ er am nächsten Sonntag mittags, den 15. April, mit seiner Begleitung die Kaiserstadt. Thugut hatte ihm vorsichtigerweise eine starke Bedeckung mitgeben lassen. Ohne weiteren Unfall gelangte die französische Gesandtschaft bis an die Grenze des Reichs. Am 23. April traf Bernadotte in Rastatt ein*).

*) Erst am 16. Mai erhielt Bernadotte von Talleyrand die Mitteilung, daß er am 13. Mai zum Befehlshaber der Militärdivision in Straßburg ernannt worden sei. Er glaubte sich aber durch diese Ernennung zurückgesetzt, begab sich sofort nach Paris und erhielt am 27. Mai den Posten eines bevollmächtigten Ministers bei der Batavischen Republik.

Unterwegs richtete er aus Wels ein weiteres Schreiben an Talleyrand, denn er hatte den Minister des Äußeren schon von Wien aus kurz von dem Zwischenfall in Kenntnis gesetzt*). In diesem zweiten, am 16. April abgefaßten Schreiben, heißt es unter anderem: „Diese Bösewichte haben den



Nach einem Stich von D. Weiß.
(K. K. Familien-Fideikommiss-Bibliothek, Wien.)

Plan gefaßt, die französische Gesandtschaft zu ermorden und unsere Köpfe auf Piken durch die Straßen zu tragen. Der ebenso feige als barbarische Russe konnte während des Tages weder sein Verlangen noch seine Hoffnung verbergen. Der schurkische, nichtswürdige Thugut, der unter der Last seiner Verbrechen und Jahre einherschreitet, erwartete

*) Die erste Depesche Bernadottes kam am 23. April in den ersten Morgenstunden in Paris an.

jeden Augenblick, daß man ihm die Meldung brächte, wir hätten aufgehört, zu leben! Der englische Gesandte mißt sich selbst den Ruhm dieses Tages bei und macht denen, die die Ausführung übernahmen, den Vorwurf, daß sie sich mit einem halben Erfolge begnügt hätten. Es war die Absicht dieser drei Tiger, daß wir erwürgt worden wären!"

Wie wankelmütig ist doch der Mensch, wie schwankt der Mann, der auf Kosten anderer emporzukommen sucht, in seinen Ansichten und Wertschätzungen hin und her! Nichts ist ihm heilig, wenn er nur zum Ziele kommt! „Diese ebenso feigen als barbarischen Russen" wurden etwa ein Jahrzehnt später Bernadottes beste Freunde, und der Mann, um dessen Gunst er seit seiner Bekanntschaft mit ihm buhlte, wurde zum „Usurpator", zum „Ogre corse", den es mit allen Mitteln zu bekämpfen galt. Bernadotte war nicht der einzige, der so handelte; und doch hatte ihm Napoleon nur Gutes getan! Es gibt noch Hunderte von Staatsmännern und Generalen jener Zeit, die ihre Meinung änderten wie die Wetterfahnen ihre Richtung. Es sind sogar zahlreiche gekrönte Häupter unter denen, die einst überglücklich waren, einen liebenswürdigen Blick, eine Gunstbezeugung, ein freundliches Wort von Napoleon zu erhaschen. Als aber des Kaisers Stern erblich, waren sie die ersten, die ihn verließen und beschmutzten!

Der Vorfall, der sich vor und in dem französischen Gesandtschaftsgebäude zu Wien ereignete, war außerordentlich bedauernswert. Man kann die Quellen auslegen wie man will, es bleibt immer zu beklagen, daß die Wiener Polizei nicht beizeiten wirksam eingriff, und daß Thugut, der gewiß rechtzeitig von dem Aufruhr Kenntnis erhielt, nicht sogleich Maßnahmen traf, um Soldaten aus den Vorstädten herbeizurufen. Mögen sich Bernadotte und seine Leute noch so herausfordernd benommen haben, die erhöhte persönliche Sicherheit eines Gesandten, die allgemein sogar mit

Unverletzlichkeit bezeichnet wird, ist seit dem Altertum anerkannt und eine der ersten Vorrechte des diplomatischen Vertreters eines Landes!

Das Verhalten Bernadottes in Wien fand naturlich verschiedentliche Beurteilung. Besonders scharf richteten ihn die diplomatischen Vertreter Osterreichs im Auslande.

Der österreichische Gesandte in Berlin, der alte Fürst Heinrich XIV. von Reuß, schrieb entrüstet über diesen Vorfall an seinen Kollegen in Petersburg, den Grafen Dietrichstein, in einem Privatbriefe: „Empört sich nicht jeder Tropfen Bluts in jeglicher ehrlichen Brust über das heillose Betragen dieses ruchlosen Jakobiner-Scheusals? O, möchte doch die Rache Gottes erwachen und diese Höllenbrut zerknirschen, und der guten Sache endlich die Oberhand gewinnen lassen! Dies nur lasse mich der Himmel erleben, dann will ich mich gern zu unsern Vätern schlafen legen!"*)

Während man in Wien den Vorgang so harmlos wie möglich hinzustellen suchte, tat man in Paris das Gegenteil. Man glaubte sich schwer gekränkt und nahm an, daß es wieder zum Kriege kommen würde. Erst am 23. April hatte Bonaparte an den Obergeneral Brune, sowie an die Generäle Baraguay d'Hilliers und Desaix geschrieben, daß sie die fur die beabsichtigte überseeische Expedition zu verwendenden Truppen wieder ausschiffen sollten. Diese Soldaten hatte er dann dem Obergeneral Brune zur Verfugung gestellt, denn er glaubte, in Italien den ersten Angriff der Österreicher erwarten zu müssen. Noch am 24. April früh war man entschlossen gewesen, die Sache bis zum Äußersten gehen zu lassen.

Aber am 25. April war die Stimmung umgeschlagen. Was war geschehen? Es scheint, als ob es Bonaparte und Talleyrand, die mit ihren orientalischen Plänen beschaftigt waren,

*) In ähnlicher Weise sprach sich der junge Metternich seiner Frau gegenüber in einem Brief aus Rastatt aus

gelungen war, das Direktorium umzustimmen und es zu einer friedlichen Beilegung des Vorfalls in Wien zu bewegen. Ausschlaggebend wird aber die Ankunft des französischen Gesandtschaftssekretärs Villot-Fréville aus Wien, der Einzelheiten über den Vorfall brachte, sowie das bald darauf erfolgte Eintreffen eines kaiserlichen Kuriers gewesen sein. Jedenfalls hatte sich Bonaparte dem Direktorium angeboten, selbst nach Rastatt zu gehen, um die Angelegenheit mit den Österreichern auf friedliche Weise abzuschließen*). In der Tat konnte der Regierung ein neuer Krieg nur die größten Ungelegenheiten bereiten, denn weder die äußere noch die innere Lage der Französischen Republik waren so beschaffen, daß man sich in einen neuen Krieg einlassen konnte.

Zur Klärung der unsicheren Lage mag der Umstand viel beigetragen haben, daß Thugut sofort nach dem Vorfall ein Schreiben an Talleyrand abgefertigt hatte, worin er den unangenehmen Zwischenfall aufzuklären suchte. Er beteuerte die Friedensliebe seines Herrschers und kündigte gleichzeitig die Abreise Degelmanns nach Paris an. Bonaparte seinerseits schrieb am 25., als sich das Direktorium endlich zu einer friedlichen Beilegung des Vorfalls bereit erklärt hatte, an Cobenzl: „Um alle dunklen Wolken zu zerteilen und eine schnelle, wirksame Erklärung zu erhalten, die den Frieden befestige oder den Krieg entscheide, hielt man es für nützlich, daß ich eine Zusammenkunft mit Ihnen oder einem andern, von Seiner Majestät dem König von Ungarn und Böhmen betrauten Gesandten hätte.

Trotz meines Widerwillens, mein Herr, gegen die diplomatische Laufbahn und gegen diplomatische Verhandlungen, habe ich sofort diese Gelegenheit ergriffen, um Europa und Seine kaiserliche Majestät von dem Wunsche Frankreichs

---

*) Der Beschluß scheint sofort nach Ankunft des Kuriers gefaßt worden zu sein. Der Entwurf ist von der Hand Merlins.

zu überzeugen, daß es die Schrecken eines Krieges vermeiden möchte, der für unsern armen Erdteil von unberechenbaren Folgen wäre. Soweit es von mir abhängt, suche ich das Friedenswerk zu befestigen, das ich für dauernd gehalten, weil wir es, abgesehen von den militärischen Ereignissen, auf dem gegenseitigen Wohle der beiden Staaten begründet hatten!

Wenn wir alle Leidenschaften beiseite lassen, wird es uns nicht schwer fallen, allen Argwohn zu heben, alle Interessen auszugleichen, die Intrigen der Mächte zu vereiteln, denen die Leiden des Erdteils gleichgültig sind. Sie suchen nur eine Gelegenheit, bei sich Frieden zu haben, indem sie hier Unruhe stiften . . .

Wenn aber das Wiener Kabinett von dem Einfluß oder den besonderen Interessen geleitet wurde, die, wie es scheint, die Maßnahmen der Polizei am 24. Germinal (13. April) geleitet haben, dann bleibt dem französischen Volke nichts weiter übrig, als sich aus der Zahl der europäischen Mächte streichen zu lassen oder selbst das Haus Österreich daraus zu streichen. Es wird sich ein furchtbarer Kampf entwikkeln, der eine weite militärische Laufbahn darbietet, an den indes der Mann, der die Leiden eines solchen Krieges kennt, nur denken kann mit dem Fluche auf den Lippen gegen die Völker und deren Nachkommen, die diesen Krieg hervorgerufen haben! . . ."

Wenige Tage nach Abgang dieses Schreibens teilte er am 28. April dem Vizeadmiral Brueys und den Generalen Kleber und Caffarelli mit, daß seine Abreise um einige Tage verschoben werden müsse; er hoffe jedoch, daß ihr keine ernstlichen Hinderungsgründe im Wege stehen würden. Auf alle Fälle entwarf er für den General Brune einen Plan zur Verteidigung Italiens, wenn es zum Kriege mit Österreich kommen sollte, und sandte ihn an Merlin de Douai, der damals Präsident des Direktoriums war.

Obgleich der General Bonaparte alle Vollmachten von seiner Regierung erhalten hatte, die Angelegenheit wegen des Zwischenfalls in Wien mit Cobenzl persönlich in Rastatt zu erledigen, entschied er sich doch in letzter Stunde anders, da er glaubte, daß man auch ohne ihn zum Ziele kommen würde. In der Nacht vom 3. zum 4. Mai verließ er Paris, um sich nach Toulon zu begeben.

III.

Die Besprechungen in Selz im Frühjahr und Sommer 1798 können als eine Art Zwischenspiel zum Rastatter Kongreß angesehen werden. Das Ergebnis dieser Verhandlungen konnte nichts anderes als ein Mißerfolg auf beiden Seiten sein. Frankreich hoffte, für die Kränkung seines Gesandten in Wien Genugtuung zu erhalten. Dies war aber bereits durch Thugut geschehen, soweit es in dessen Macht und Absicht stand, eine solche zu geben. Andererseits hoffte der österreichische Hof durch Sonderverhandlungen, Entschädigungen in Italien zu erlangen, obgleich das französische Direktorium von vornherein entschlossen war, diese Frage überhaupt nicht zur Verhandlung zuzulassen. Da weder die französische Regierung noch der Freiherr von Thugut bereit waren, Zugeständnisse zu machen, so konnte man wenigstens froh sein, daß die Beendigung der Konferenzen keinen Bruch zwischen beiden Mächten herbeiführte!

Seit den langwierigen Verhandlungen von Leoben und Udine war es beständig Thuguts Absicht gewesen, von dem verantwortlichen Posten eines Ministers des Äußeren zurückzutreten. Diese Stellung hatte ihm außerordentlich viel Arbeit, aber wenig Anerkennung seiner rastlosen und aufregenden Tätigkeit gebracht. Er hätte sich lieber mit dem Posten eines Konferenz-Marineministers begnügt und sich mit der Verwaltung der durch den Frieden von Campoformido an Österreich gekommenen italienischen Provinzen beschäftigt.

Thuguts Abschiedsgesuch wurde aber nur zum Teil angenommen. Er blieb als Konferenzminister weiterhin im Amte und erhielt in dem Grafen Cobenzl einen Mitarbeiter, der zum größten Teile die Geschäfte eines Ministers des Äußern übernahm.

Aber kaum war die Ernennung Cobenzls erfolgt, als man am 2. Mai in Wien die Nachricht erhielt, daß der General Bonaparte, das Haupt der französischen Friedensgesandtschaft, selbst wieder nach Rastatt kommen wolle, um alle strittigen Punkte zwischen der Französischen Republik und dem Kaiser selbst mit dem Grafen Cobenzl zu erledigen. Deshalb führte Thugut wie vordem die Geschäfte des Ministeriums des Auswärtigen weiter, denn es galt als ausgemacht, daß Cobenzl der Aufforderung Bonapartes Folge leisten musse.

Mit eingehenden Vorschriften versehen, reiste Cobenzl am 8. Mai von Wien ab und traf in der Nacht vom 11. zum 12. in Rastatt ein. Er war nicht wenig überrascht, weder Bonaparte dort vorzufinden, noch etwas Bestimmtes über dessen bevorstehende Ankunft erfahren zu können! Einige Tage später erhielt er durch Talleyrand die Mitteilung, daß der General nicht kommen würde. Dem Briefe des französischen Ministers war ein Schreiben Bonapartes vom 4. Mai beigeschlossen, in dem dieser Cobenzl mitteilte, daß er im Begriff gewesen sei, sich nach Rastatt zu begeben; da er jedoch erfahren habe, daß Cobenzl nach Wien gereist sei, habe er seine Reise aufgegeben. In einem ausführlicheren Brief vom 12. Mai machte Talleyrand Cobenzl die Mitteilung, daß an Bonapartes Stelle François de Neufchâteau mit ihm unterhandeln werde.

François de Neufchâteau war soeben aus dem Direktorium ausgeschieden. Da es verfassungsgemäß einem ehemaligen Direktor nicht erlaubt war, sich innerhalb zweier Jahre nach Aufgabe seines Amtes aus der Französischen Re-

publik zu entfernen, so schlug Talleyrand dem österreichischen Unterhändler vor, das kleine Städtchen Selz auf dem linken Rheinufer, das damals zu Frankreich gehörte, zum Sitz der Verhandlungen zu wählen. Cobenzl schien die Wahl des französischen Unterhändlers nicht zu mißfallen, denn man hatte ihm diesen sehr vorteilhaft geschildert. Er entschied sich daher, zu bleiben.

François de Neufchâteau war damals ein Mann von 48 Jahren. Er hatte schnell seinen Lauf in der Welt gemacht. Er war sehr begabt und hatte sich mehr auf schöngeistigem als politischem Gebiet einen geachteten Namen erworben. Im Jahre 1791 wurde er Sekretär der Gesetzgebenden Versammlung, dann Präsident derselben Körperschaft. Er behielt auch seinen Sitz als Abgeordneter im Konvent. Nachdem er vom 16. Juli bis 14. September 1797 Minister des Innern gewesen war, kam er an Stelle Carnots ins Direktorium, schied aber am 9. Mai 1798 wieder aus. Später schloß er sich Napoleon an, trat in den Senat und wurde im Jahre 1808 zum Reichsgrafen ernannt.

François de Neufchâteau war sanften Charakters und dem Kriege abhold. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen versöhnlichen, ehrlichen Mann mit guten Umgangsformen, also ganz das Gegenteil von Treilhard und Bonnier! Im Direktorium hatte er anfangs nur eine untergeordnete Rolle eingenommen und sich vorwiegend mit dem Elementarunterricht beschäftigt. Erst später hatte sich Reubell mit ihm in die Erledigung der diplomatischen Angelegenheiten geteilt.

Nach seinen Vorschriften durfte François de Neufchâteau über Rom, Neapel, Toscana und die Schweiz unterhandeln, doch nur über Gegenstände, die nicht in Rastatt zur Frage kommen sollten. Also hob der zweite Satz den ersten wieder auf! Dann hatte er wegen der Bernadotte angetanen Beleidigungen Genugtuung zu fordern. Weitere Vorschriften erhielt er erst später. Der ehemalige Direktor schien, wie er

selbst später einmal an Talleyrand schrieb, nur deshalb nach Selz gesandt worden zu sein, um das Nichtkommen Bonapartes Cobenzl gegenüber zu entschuldigen.

Cobenzl sollte ebenfalls Genugtuung für das unwürdige Verhalten Bernadottes in Wien verlangen, denn man be-



François de Neufchateau
(Nach einem Stich aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.)

trachtete den französischen Gesandten als den eigentlichen Urheber der Ereignisse am 13. April. Er sollte höchstens zugestehen, daß man in Wien die Urheber des Volksauflaufs bestrafen wolle. Hauptsächlich aber sollte der Gesandte versuchen, Entschädigungen für den Kaiser in Italien herauszuschlagen und die Rückgabe Roms an den Papst verlangen.

Am 30. Mai 1798 begab sich Cobenzl zum erstenmal auf das linke Rheinufer nach Selz, und wurde dort von François de Neufchâteau sehr liebenswürdig empfangen. Der Anfang schien günstig zu sein. Beide Unterhändler kamen überein, die beiderseitigen Ansprüche in Form von Denkschriften zusammenzufassen und sie bei der nächsten Zusammenkunft vorzulegen. Gleichzeitig überreichte François de Neufchâteau seinem Kollegen eine sehr schone Büste Bonapartes in Marmor. Cobenzl dagegen machte dem französischen Unterhändler im Auftrage seines kaiserlichen Herrn für den General Bonaparte einen reich mit Edelsteinen geschmückten Säbel, der auf 80 000 Gulden Wert geschätzt wurde, zum Geschenk.

Im Laufe des Monats Juni fanden in Selz verschiedene Sitzungen der beiden Diplomaten statt. Es wurde viel gesprochen und unterhandelt, doch konnte man zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangen. Der französische Unterhändler forderte Genugtuung für Bernadotte: das Wiederanbringen der Fahne durch österreichische Offiziere oder Beamte und Bestrafung der Ubeltäter! Wenn dies geschehen sei, dann werde man auf die österreichischen Forderungen eingehen.

Cobenzl hingegen hielt sich fest an seine Vorschriften, keine offizielle Genugtuung zu leisten und war im übrigen bestrebt, den zweiten und wichtigeren Teil seiner Instruktionen zur Ausführung zu bringen. Er suchte vor allem in Italien für den Kaiser und für den Papst Entschädigungen zu erlangen. Aber davon wollte François nichts wissen! Er hatte die österreichische Denkschrift, die ihm Cobenzl übergeben hatte, nach Paris gesandt und über die weiteren Unterhandlungen berichtet. An Stelle François de Neufchâteaus war Treilhard ins Direktorium gewählt worden*). In Abwesenheit Reubells arbeitete er am 7. und 10. Juni neue

*) Er verließ am 19. Mai Rastatt, um die neue Würde anzunehmen.

Vorschriften für den Unterhändler in Selz aus, die die gespannte Lage nur noch verschärften. François sollte nochmals Genugtuung für den Bernadotte angetanen Schimpf verlangen, auf Italien sich aber gar nicht einlassen und wegen der Deutschland betreffenden Angelegenheiten auf Rastatt verweisen, da dort der Ort für diese Geschäfte sei.

So unterhandelte man in den nächsten Sitzungen ergebnislos, obgleich der Ton immer höflich und zuvorkommend blieb. Es schien jedem der beiden Diplomaten, als ob der andere die Unterhandlungen nur hinausschieben wolle, um Zeit zu gewinnen, damit ihre Regierungen währenddessen einen neuen Krieg vorbereiten könnten. Schließlich teilte François de Neufchâteau im Namen seiner Regierung dem Grafen Cobenzl mit, daß die französische Regierung verzichte, eine offizielle Genugtuung für Bernadotte zu erhalten. Es genüge dem Direktorium, wenn die österreichische Regierung die Schuldigen bestrafe und den materiellen Schaden ersetze. Vielleicht wollte man in Paris freie Hand für den ägyptischen Feldzug haben und gegenwärtig einen Krieg vermeiden. Cobenzl jedoch blieb fest, denn inzwischen hatte er von der Besitznahme Maltas durch Bonaparte erfahren. Die Schweiz war auch größtenteils von französischen Truppen besetzt worden. Was würde der Welt noch bevorstehen, wenn das so weiter ginge?

Cobenzl glaubte nicht mehr an die Aufrichtigkeit des Direktoriums, den Frieden zu erhalten, denn das wahre Ziel der überseeischen Expedition Bonapartes war ihm damals noch nicht bekannt. „Es bleibt Eurer Majestät nur übrig", schrieb er an den Kaiser, „zu den Waffen zu greifen. Frankreich will, nach dem, was in Italien und der Schweiz vorgefallen ist, nicht zurücktreten noch unsere Grenzen ausdehnen lassen. Das Direktorium wünscht zwar noch keinen offenen Streit. Es ist aber augenscheinlich, daß ein bleibender Frieden nur dann möglich ist, wenn unsere gerechten Beschwer-

den erledigt und die wesentlichen Interessen unserer Monarchie befriedigt werden!“

Erreicht wurde also trotz des persönlichen guten Willens der Unterhändler in Selz nichts. Es erfolgte aber auch kein Bruch der diplomatischen Beziehungen, sondern man schied in der letzten Sitzung vom 7. Juli als gute Freunde. Nachdem sich Cobenzl vergewissert, daß François am 9. Juli Selz verlassen hatte, reiste er am 10. nach Wien ab, wo er bereits am 13. eintraf. Er war bis nach der Abreise des französischen Unterhändlers geblieben, damit man seiner Regierung nicht den Abbruch der Unterhandlungen zur Last legen könne.

Die leitenden Staatsmänner Österreichs waren nach den ergebnislosen Verhandlungen in Selz entschlossen, nicht früher an einen wirklichen Frieden mit Frankreich zu glauben, als bis die Franzosen die Schweiz und Italien verlassen hätten, und bis die verloren gegangenen österreichischen Gebiete wieder gewonnen wären. Um mit Erfolg die Französische Republik zu bekämpfen, dazu bedurfte man kräftiger Bundesgenossen, vor allem aber hoffte man auf ein tätiges Eingreifen des neuen Zaren Paul I.!

SIEBENTES KAPITEL

DAS ENDE DES KIRCHENSTAATS

(September 1797 bis März 1798)

VERFASSUNGSÄNDERUNG IN DER ZISALPINISCHEN REPUBLIK

(Februar bis Dezember 1798)

I.

Bonaparte verfolgte dem Kirchenstaat gegenüber eine andere Politik als das Direktorium*). Die Regierung, vor allem Larevellière-Lépeaux und später auch Merlin de Douai, waren für eine Auflösung der päpstlichen Herrschaft. Bonaparte hingegen wollte, teils aus militärischen und politischen Gründen, teils, um mehr Hilfsquellen aus Rom zu ziehen, den Papst schonen. Er riet daher zur Mäßigung.

Hätte er im Februar 1797 die Dinge auf die Spitze getrieben, so wäre der Krieg mit Neapel unausbleiblich gewesen. Und gerade damals machte der Kaiser große Anstrengungen, um nochmals das Kriegsglück auf die Probe zu stellen und Italien wieder zu erobern. Bei einem Zusammenstoß mit Neapel wäre Bonapartes Heer zwischen zwei Feuer geraten und die französische Herrschaft in Italien sehr gefährdet worden. Ferner hätte Frankreich, falls es im Frühjahr 1797 der weltlichen Macht des Papstes ein Ende gemacht, niemals so viele Millionen und Kunst-

*) Vgl. dazu das 10. Kapitel des zweiten Bandes, Seite 270—287

schätze aus dem Kirchenstaate gezogen, denn man hatte sich mit der Zahlung einer Kriegssteuer durch den Vertrag von Tolentino, wenn auch wider Willen, einverstanden erklärt.

Die ungeheuren Kriegskosten, die Auslieferung und Wegführung zahlreicher Kunstwerke, die Unterschleife Hallers, des Generalverwalters der Finanzen, und der übrigen französischen Zivilkommissare brachten in Rom allmählich eine Erbitterung hervor, die einen baldigen Ausbruch von Feindseligkeiten gegen die verhaßten Fremden vermuten ließ.

Das gerade war es, was die leitenden Kreise Frankreichs wünschten, denn nach dem 18. Fructidor war die Kriegspartei in Paris immer stärker und anmaßender geworden. Der Frieden mit Österreich war abgeschlossen, der mit dem Deutschen Reiche stand bevor. Man hatte jetzt die Hände frei, um den Einfluß Frankreichs und seine Machtbefugnisse auszudehnen. Man befürchtete durchaus nicht mehr, mit Neapel in offene Zwistigkeiten zu geraten, geschweige denn mit Rom, das noch im Februar 1797 seine unglaubliche militärische Schwäche bewiesen hatte.

Da Cacault den Papst mit zu viel Achtung behandelte, hatte das Direktorium Joseph Bonaparte zum Gesandten in Rom ernennen lassen. Am 1. August trat dieser seinen neuen Posten an. Joseph war ein Mann von gemäßigten Grundsätzen und in diplomatischen Dingen wenig erfahren. Über seine Rolle in Rom ist nicht viel bekannt; er scheint aber persönlich zu den Republikanern im Kirchenstaat nicht in Beziehung getreten zu sein.

Das Direktorium war jetzt zu einem Bruch mit dem Papst bereit. Schon am 10. Oktober 1797 hatte Talleyrand im Auftrage des Direktoriums an den neuen französischen Gesandten in Rom in diesem Sinne schreiben müssen. Die große Schar der diplomatischen Agenten niederen Grades tat das ihrige, um, so viel sie konnte, Unfrieden und Unzu-

friedenheit zu stiften, wußte sie doch sehr wohl, daß sie im Palazzo Corsini, dem Sitze der französischen Gesandtschaft, immer Schutz und Unterstützung finden würde.

Daß Pius VI. die Zisalpinische Republik anzuerkennen verweigerte, und den General Marquis de Provera, der den Franzosen so oft auf Seiten der Österreicher im Felde gegenübergestanden, zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Trup-



Joseph Bonaparte.

pen ernannt hatte, trug nicht wenig dazu bei, die Beziehungen zu Frankreich zu verschlimmern.

Eine Gelegenheit, sich in die inneren Angelegenheiten des Staates einzumischen, sollte sich den Franzosen gar bald bieten. Am 27. Dezember 1797 kam es in der Nähe der französischen Botschaft zu einem Auflauf, der am nächsten Tag größeren Umfang annahm. Unruhestifter hatten einen päpstlichen militärischen Posten angegriffen, waren aber

zurückgeworfen worden und suchten Schutz im Bereiche der französischen Gesandtschaft. Ein Teil der päpstlichen Soldaten verfolgte die Aufrührer bis in den Hof. Es war gerade Essenszeit. Joseph Bonaparte eilte, von den Generalen Duphot und Sherlock, dem jungen Eugen Beauharnais und anderen Offizieren seines Gefolges begleitet, in den Hof und machte den eindringenden päpstlichen Soldaten heftige Vorwürfe, daß sie das Gesandtschaftsrecht auf die gröbste Weise zu verletzten wagten. Bei dieser Gelegenheit wurde der junge General Duphot getötet. Nur mit Mühe konnte man den verstümmelten und beraubten Leichnam im Gesandtschaftsgebäude in Sicherheit bringen.

Es ist schwer, sich ein genaues Bild über diese Vorgänge vor der französischen Gesandtschaft und besonders über den Tod Duphots zu bilden, denn die Meinungen der Augenzeugen gehen außerordentlich auseinander. Auch der Bericht Joseph Bonapartes an seine Regierung, der in größter Eile und Bestürzung abgefaßt wurde, verschafft uns keine Klarheit. Jedenfalls sind die Depeschen des spanischen Gesandten Azara und des preußischen Legationssekretärs dem römischen Hofe entschieden ungünstig.

Joseph Bonaparte war über den Tod des Mannes, der die Absicht hatte, sich in den nächsten Tagen mit seiner Schwägerin zu verheiraten, und über die Verletzung des Gesandtschaftsrechts außer sich. Trotz aller Vorstellungen des befreundeten Gesandten von Spanien, Chevalier d'Azara, und des Geschäftsträgers des Großherzogs von Toscana, Angiolini, vor allem aber des päpstlichen Staatssekretärs, Kardinal Doria Pamfili, eines gemäßigten und einsichtsvollen Mannes, beschloß Joseph Bonaparte unverzüglich abzureisen. Am 29. Dezember früh brachte er seine Absicht zur Ausführung.

Nichts konnte dem Direktorium angenehmer sein, als diese von der päpstlichen Regierung ganz unverschuldete Verletzung des Völkerrechts!



General Duphot.

(Nach einem Stich aus der Sammlung A. Emiliani.)

Die Nachricht von den Vorfällen in Rom kam am 11. Januar 1798 in Paris an. Sogleich vereinigten sich die Direktoren in außerordentlicher Sitzung und beriefen auch Bonaparte dazu. Zuerst wollte man die äußersten Maßnahmen treffen, den Papst absetzen und den Kirchenstaat der Zisalpinischen Republik einverleiben. Der General riet aber auch jetzt noch zu einer ruhigeren Betrachtung der Sachlage und sprach Joseph gegenüber seine Unzufriedenheit über die Ereignisse in Rom aus. Im Auftrage des Direktoriums, besonders unter Mitwirkung des damaligen Präsidenten Merlin de Douai, erteilte Bonaparte dem General Berthier, der nach seinem Abgang*) das Italienische Heer befehligte, in einem Schreiben vom 11. Januar eingehende Vorschriften über einen nach Rom zu unternehmenden Marsch. Das Schriftstück zeugt von einer gewissen Eile, und es mangelt ihm an Klarheit und Schärfe.

Berthier sollte einige bereits auf dem Wege nach Frankreich befindliche Halbbrigaden aufhalten, um seine Truppen zu verstärken und dann so schnell wie möglich nach dem Kirchenstaat marschieren. Erst in Macerata sollte er ein Manifest gegen den Papst erlassen, daß er käme, um die Mörder des Generals Duphot zu bestrafen. In Rom angekommen, hatte er den Auftrag, die Häupter der Gegner Frankreichs, vor allem den Kardinal Albani, verhaften zu lassen. Ferner war ihm ans Herz gelegt worden, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um eine Römische Republik einzurichten, ohne daß er sich jedoch selbst daran beteilige.

An demselben Tage fertigte Bonaparte auch Vorschriften für den General Brune aus, der als außerordentlicher Gesandter nach Neapel ging, um den dortigen Hof von einer Besetzung des Kirchenstaats abzuhalten und ihm die

*) Berthier hatte am 12. Dezember 1797 Befehl erhalten, Paris zu verlassen, um sich nach Mailand zu begeben, wo er am 18. oder 19. Dezember eintreffen sollte.

daraus entstehenden Gefahren vor Augen zu führen. Jedenfalls wurde Brune beauftragt, wenn es sein müßte mit einem sofortigen Einfall zu Wasser und zu Lande zu drohen.

General Berthier war wenig von der Ehre erbaut, daß man ihn mit dem Befehl über eine Strafexpedition nach Rom betraut hatte. Er war zu unselbständig, ein Heer zu befehligen und fürchtete auch die Verantwortlichkeit, die ein solcher Posten mit sich bringt. Viel lieber wäre er Bonapartes Generalstabschef der Armee von England*) gewesen, statt die Kassen für dessen Heer füllen zu müssen, wie er sich Bonaparte gegenüber beklagte!

Am 18. Januar erhielt Berthier den Befehl Bonapartes, und noch am Ende desselben Monats setzte er sich von Ancona aus in zwei Kolonnen, von denen die eine über Macerata, Tolentino und Serravale, die andere über Fossombrone, Cagli und Nocera marschierte, auf die Ewige Stadt in Bewegung.

Unterwegs, in Loretto, nahm er einige hundert päpstliche Soldaten gefangen; die ihm entgegengeschickten Gesandten des Papstes und der Könige von Neapel und Spanien empfing er jedoch nicht. Am 10. Februar kam er vor den Toren Roms an und nahm in der Villa Mellini auf dem Monte Mario sein Hauptquartier. Hier schloß er am selben Tage mit den Abgeordneten des Papstes ein Übereinkommen ab, auf Grund dessen die Herrschaft des Papstes bestehen bleiben sollte. Doch mußte sich Pius VI. verpflichten, sechs Millionen Piaster zu bezahlen, zahlreiche Kunstwerke auszuliefern, 3000 Pferde zu stellen, die „Mörder“

*) Das wußte Bonaparte sehr wohl, denn als er Berthier am 11. Januar die Vorschriften für den Marsch auf Rom übermittelte, fügte er noch ein vertraulich gehaltenes Schreiben hinzu, in dem es hieß: „Sie sind übrigens zum Generalstabschef der Armee von England ernannt worden, doch, wohlverstanden erst, wenn Sie Italien den Frieden und die nationale Ehre wiedergegeben haben!“ Bonaparte hatte Berthier übrigens bereits am 6. Januar angekündigt, daß er zum Generalstabschef der nach England bestimmten Armee ernannt werden würde.

Duphots bestrafen zu lassen und die Besetzung der Engelsburg durch die Franzosen zu gestatten. Am nächsten Tage, den 11. Februar, es war an einem Sonntage, ruckten die ersten französischen Truppen unter General Cervoni in Rom ein und besetzten außer dem Monte Mole, den Forts



General Berthier.
(Nach einem zeitgenössischen Stich.)

Perugia und Civita Castellana das Kapitol, den Monte Cavallo und den Dreieinigkeitsberg.

Noch ehe Berthier seinen Marsch nach Rom angetreten hatte, waren ihm zwei Bittschriften von der demokratischen Partei in Rom zugegangen. Man bat ihn, die tyrannische Regierung des Papstes umzustoßen und für die Er-

mordung des Generals Duphot blutige Rache zu nehmen. Als er dann vor Rom angekommen war, hoffte er, daß ihn die römischen Republikaner mit offenen Armen empfangen würden. Er täuschte sich aber sehr und machte noch am selben Tage (am 10. Februar) in einem Briefe an den General Bonaparte seinem Herzen Luft: „Ich habe in diesem Lande nichts wie die tiefste Bestürzung gesehen,“ schrieb er; „von einem Sinn für Freiheit habe ich nirgends die geringste Spur gefunden. Ein einziger Patriot ist zu mir gekommen; er hat mir das Anerbieten gestellt, ich solle 2000 Galeerensklaven in Freiheit setzen; Sie können sich vorstellen, wie ich ihn verabschiedet habe. Der größte Dienst, den Sie mir leisten könnten, wäre meine Abberufung.“

Berthier verfuhr, seinem rechtschaffenen Charakter und seinen Vorschriften gemäß, sehr mild; doch bald nach seiner Ankunft in Rom erhielt er ein neues Schreiben vom Direktorium, das wesentlich schärfere Maßnahmen gegen den Papst verlangte. Berthier sollte nichts weniger tun, als die Herrschaft des Papstes auflösen und eine Römische Republik einrichten.

Der Generalverwalter der Finanzen, Haller, der mit den römischen Zuständen wohl vertraute aber rücksichtslose General Cervoni, vor allem aber der verhaßte Bassal, ein ehemaliger Pfarrer von Notre-Dame in Paris und Mitglied des Jakobinerklubs, trugen eifrig dazu bei, die Wünsche des Direktoriums bald zu verwirklichen und das Volk gegen die päpstliche Herrschaft aufzuwiegeln. Denn um der Staatsveränderung einen gewissen Schein des Rechts zu verleihen, sollte der Anlaß aus dem Schoße des römischen Volkes selbst erfolgen.

Berthier hatte vorsichtigerweise alle militärischen Maßnahmen treffen lassen, um in jeder Weise den Ereignissen gegenüber gerüstet zu sein. Es sollte aber nicht so weit kommen, denn am 15. Februar, dem Jahrestage der Wahl



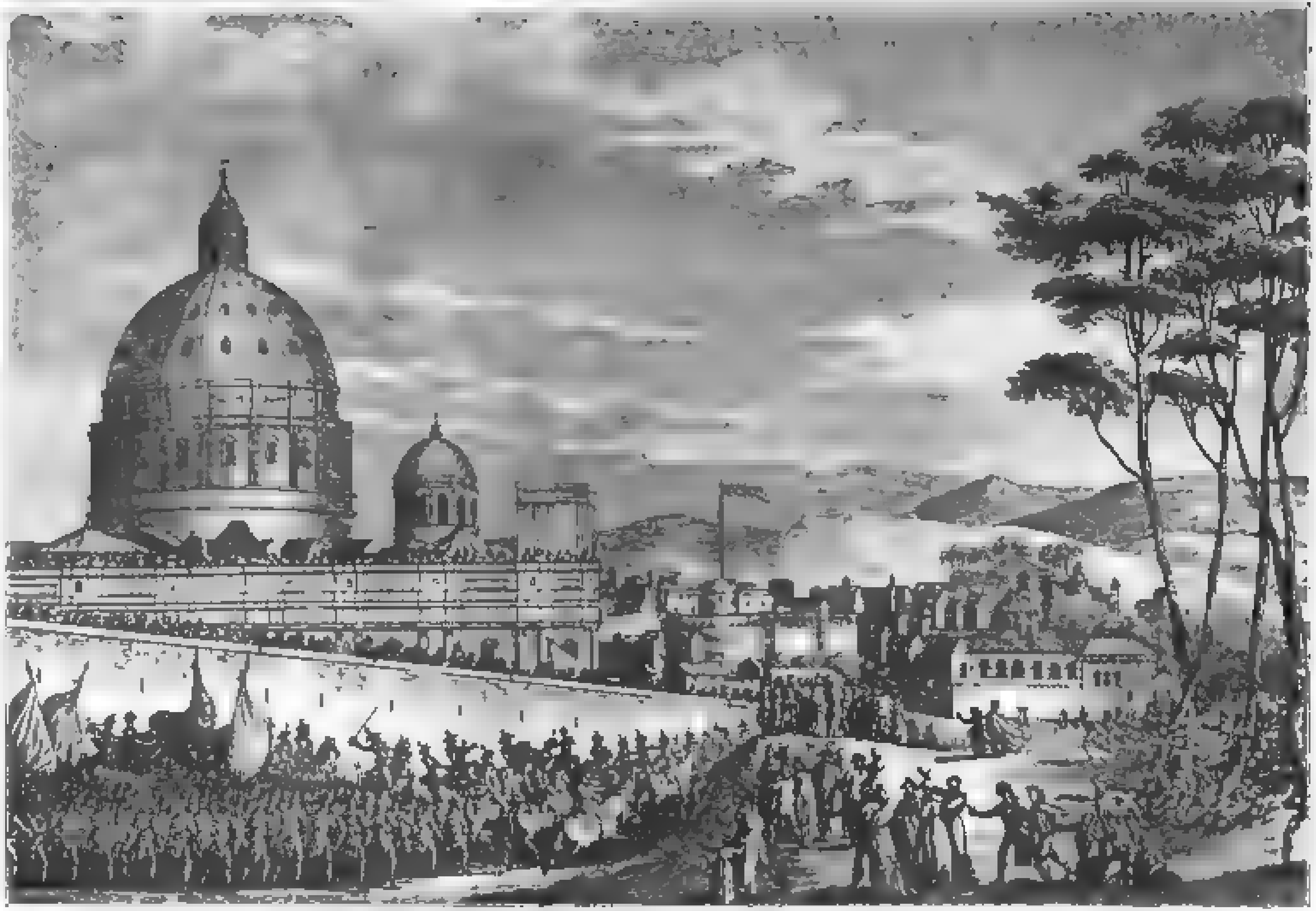
General Cervoni überreicht dem Papst Pius VI. den Befehl des französischen Direktoriums, Rom zu verlassen.
(Sammlung A. Emßlnol.)

des Papstes Pius VI., versammelten sich einige hundert Leute, Republikaner, Neugierige oder Nichtstuer, die zu jeder Zeit zu Unruhen bereit sind, auf dem Campo Vaccino, dem ehemaligen Forum, pflanzten einen Freiheitsbaum auf und hielten begeisterte Reden auf die Freiheit des römischen Volkes.

Unter den Rufen „Es lebe die Freiheit" erklärte sich das römische Volk für frei, und vier Notare nahmen diese „Tat des souveränen Volkes" offiziell in einer Urkunde auf, die von den Anwesenden unterzeichnet wurde. Man wählte eine provisorische Regierung von sieben Konsuln*) und sandte acht Abgeordnete an Berthier, um den französischen Obergeneral von dem Entschluß der römischen Nation in Kenntnis zu setzen. Berthier nahm die Abgesandten gnädig auf, und an der Spitze seines glänzenden Generalstabes, eines Bataillons Grenadiere und 300 Mann Kavallerie hielt er zum ersten Male seinen feierlichen Einzug in Rom, um dem römischen Volke die Freiheit zu geben. Als ihm eine zweite Abordnung am Porto del Popolo einen Olivenkranz überreichte, nahm er diesen in bescheidener Weise nur im Namen des Generals Bonaparte, des Befreiers von Italien, an. Auf dem Kapitol hielt er darauf eine feierliche Ansprache an das Volk, das er zu der wiedergewonnenen Freiheit beglückwünschte und es an seine Vorfahren Cato, Pompejus, Cicero und Brutus erinnerte.

Währenddessen überbrachte der General Cervoni dem Papste die Mitteilung, daß Pius VI. aufgehört habe, zu regieren. Es war gerade am 23. Jahrestage seines Regierungsantrittes. In erbärmlicher Weise wurde der durch Kummer, Sorgen und Krankheit niedergebeugte Pius von Haller behandelt. Er ertrug aber alle ihm angetanen Kränkungen mit Würde und Geduld. Als ihm der General Cervoni im Namen der

*) Es waren: Carlo Luigi Costantini, Riganti, Bassi, Gioachino Pessuti, der Herzog Bonelli, Maggi und Stampa



Einzug der Franzosen in Rom, 15. Februar 1798

Gestochen von C. Schleich, Sohn, nach einer Zeichnung von K. Girardet. — (Sammlung Kirchenen.)

französischen Regierung eine Pension von 300 000 Franken anbot, falls er auf seine Würde verzichten wolle, antwortete er: „Ich erkenne keine anderen Ehren an, als die, mit denen mich die Kirche ausgezeichnet hat. Auf Grund einer freien Wahl besitze ich meine Würde allein von Gott und kann und darf nicht darauf verzichten. Ich bin beinahe 80 Jahre alt, brauche keine Pension und habe nichts mehr im Leben zu befürchten. Diejenigen, die die Macht in den Händen haben, mögen meinen Körper der Gewalt und Demütigung preisgeben, doch ist meine Seele so stark, so frei und so standhaft, saß sie lieber in den Tod gehen, als ihre Ehre und ihren Gott beleidigen würde!"

General Cervoni war von Berthier zum Befehlshaber der Stadt Rom ernannt worden. Als solcher hatte er am nächsten Tage, am 16. Februar, vom Monte Citorio aus die Zusammensetzung der von Nicola Corona und Ennio Quirino Visconti geleiteten vorläufigen Regierung dem Volke bekannt zu geben.

Am 22. Februar kamen die Kommissare des Direktoriums Monge, Daunou und Florent in Rom an. Faipoult war schon früher aus Genua eingetroffen. Außer Florent waren es lauter bekannte Namen. In wenigen Tagen sollten sie auf Grund der vom Direktorium empfangenen Vorschriften gemeinsam mit dem kommandierenden General in Rom die Verfassung der Römischen Republik ausarbeiten.

Zum Teil nach dem Muster der französischen Verfassung wurden fünf Konsuln*), 32 Senatoren und 72 Tribunen eingesetzt. Als Generalsekretär erhielt die neue Republik den ehemaligen Jakobiner Bassal, einen schlecht beleumundeten Mann. Das Land wurde in acht Departements und, ebenfalls nach französischem Muster, in entsprechend viele Kantone und Gemeinden eingeteilt.

*) Es waren: Angelucci, Ennio Quirino Visconti und Reppi aus Rom, Panazzi aus Ancona und De Matheis aus Frosinone

Diese in größter Schnelligkeit ausgearbeitete Verfassung trat bereits am 20. März in Kraft. Ehe aber die neue Republik mit Frankreich ein Bündnis abgeschlossen hatte, durften die Gesetze auf Grund des Paragraphen 369 nur mit Zustimmung des französischen Obergenerals erlassen werden.

Die ganze Einrichtung der Römischen Republik war weiter nichts als ein Possenspiel des Direktoriums, und die Verfassung war nur eine mittelmäßige Nachahmung der französischen. Nachdem man Millionen über Millionen aus dem unglücklichen Kirchenstaat gezogen hatte, gab man ihm in kürzester Zeit eine Regierung, die das Land ganz von Frankreich abhängig machte. Natürlich waren die fünf Konsuln sowie die übrigen Beamten nur willige Werkzeuge der Franzosen.

In schamloser Weise verfuhr man mit den Besitzungen des Papstes, seiner Familie und der Kirchenfürsten. In gleicher Weise gingen auch die Agenten des Direktoriums mit den Kirchen, den öffentlichen und privaten Sammlungen um, die sie schonungslos ausplünderten. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und die Stadt wurde mit neuen Kriegssteuern belastet. Natürlich wanderte ein großer Teil der gestohlenen und sonst unrechtmäßig erworbenen Sachen in die Hände ungetreuer Beamter und höherer Offiziere, die dann den Erlös mit liederlichen Frauen verpraßten, während das Heer Hunger und äußerste Not litt.

Haller besaß sogar die Dreistigkeit, die Ringe von den Händen des Heiligen Vaters zu verlangen. Und als Pius VI. ihn bat, man möge ihn doch in Rom seine alten Tage beschließen lassen, antwortete ihm der Elende: „Sterben können Sie überall!“ Haller scheute sich auch nicht, sich die Privatbibliothek und die Garderobe des Papstes anzueignen. Nichts war vor diesen Banditen sicher: die Privatsammlungen des Papstes, überhaupt der ganze Vatikan wurde von den französischen Zivilbeamten ausgeplündert!



Abreise des Papstes Pius VI. nach Siena, von französischen Dragonern begleitet
(Sammlung A. Emiliani.)

Am 17. Februar teilte man dem Kardinal Doria mit, daß der Papst nach Toscana gebracht werden sollte. Am 20. Februar, noch vor Tagesanbruch, mußte der unglückliche kranke Greis Rom verlassen, um sich als einfacher Privatmann nach dem Ort seiner Bestimmung zu begeben. Über Monterosi, Viterbo und Montefiascone kam der Heilige Vater am 23. Februar an der Grenze Toscanas, und am 25. in Siena an. Hier stellte ihm der Erzbischof das Augustinerkloster zur Verfügung. Gern hätte der Großherzog von Toscana dem Papste mehr Erleichterung und Entgegenkommen erwiesen, aber er war selbst nicht mehr eigener Herr in seinem Lande und fürchtete den Zorn des Direktoriums.

Die Direktoren wollten den Papst zuerst nach Portugal bringen lassen; in einem Briefe vom 26. Februar befahlen sie sogar dem General Berthier, den Gefangenen nach Brasilien zu schaffen! Es ist augenscheinlich, daß die französische Regierung hoffte, der gebrechliche, todkranke Mann würde auf der Überfahrt sterben. Vermutlich wurde die zu seiner Überführung bestimmte Fregatte von den Engländern aufgegriffen; jedenfalls blieb Pius VI. vorläufig in Siena, bis der Großherzog Ferdinand III. ihn aus politischen Gründen am 25. Mai 1798 nach der Kartause bei Florenz schaffen ließ. Des alten Papstes Tage waren gezählt, aber man ließ ihn hier nicht einmal in Ruhe sterben. Nach der Besetzung Toscanas im nächsten Jahre wurde er zuerst nach Turin, dann nach Valence überführt, wo er am 29. August 1799 sein trauriges Dasein beschloß.

Berthier hatte, wie erwähnt, den Befehl über das zur Besetzung des Kirchenstaates bestimmte Heer nur sehr ungern übernommen. Beständig erging er sich in Klagen gegen Bonaparte wegen der Stellung, die ihm dieser gegeben habe. Bereits am 1. Januar 1798, lange noch ehe sich das Heer in Marsch gesetzt, und später noch zu wiederholten Malen, hatte er das Direktorium um seine Entlassung gebeten. Sie

sollte ihm auch bald bewilligt werden! Sei es, daß ihn das Direktorium für zu milde zum Oberbefehlshaber der Armee in Rom hielt und mit seinen menschenfreundlichen Maßnahmen unzufrieden war, sei es, daß Bonaparte ihn für seine überseeische Expedition in der Nähe haben wollte, jedenfalls wurde Berthier durch den General Massena ersetzt, der sich infolge seiner Rücksichtslosigkeit besser zur Brandschatzung des Kirchenstaats eignete als Berthier*).

Massena traf am 19. Februar in Rom ein. Während seines Oberbefehls erfolgte die Wegführung des Papstes, und die systematische Ausbeutung und Plünderung der Stadt Rom nahm erst jetzt die richtige Ausdehnung an.

Nicht allein Berthier, sondern das ganze Heer, das sich nach Ruhe und nach der Heimat sehnte, war mit dem Zuge nach Rom unzufrieden gewesen. Aus Achtung vor Berthier schwieg man, doch sobald Massena den Oberbefehl übernahm, brach der offene Aufstand aus.

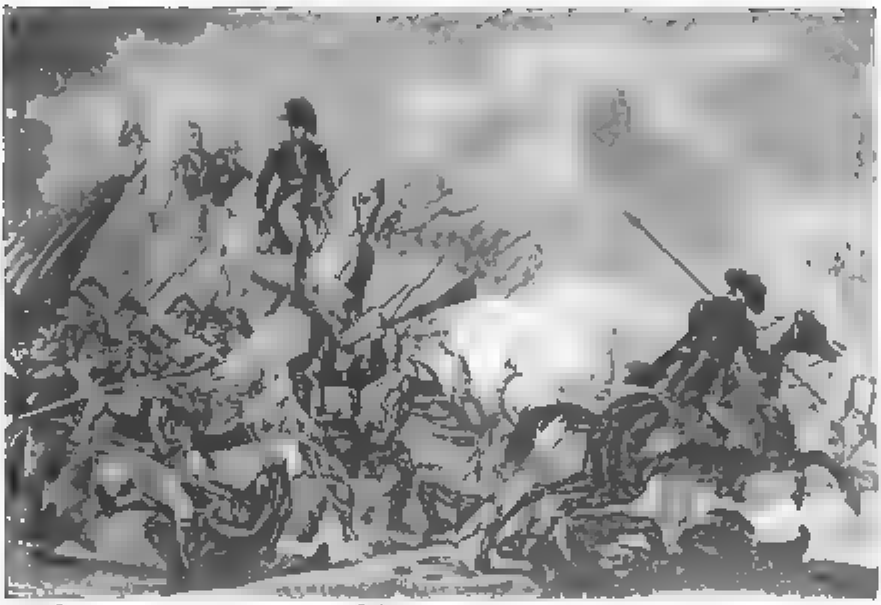
Massena war als General vor dem Feinde bei seinen Soldaten zwar sehr beliebt, das hinderte jedoch nicht, daß er von Freund und Feind wegen seines habgierigen Wesens bitter gehaßt wurde. Als Verwaltungsbeamter und Organisator taugte er gar nichts, da er statt das Wohl des Staates immer nur sein eigenes Interesse im Auge hatte. Wie gewöhnlich befanden sich in seinem Gefolge eine Menge Leute, die sich unter dem Namen von französischen Beamten allerlei Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen und sogleich daran gingen, englische Waren, Besitztümer von Emigranten und römischen Einwohnern zu beschlagnahmen oder sie sich unter irgendeinem Vorwand anzueignen.

Während sich so mancher höhere Offizier und Zivilbeamte auf Kosten des Staates bereicherte, befand sich das übrige Heer, wohl auch infolge schlechter Verwaltung der eingegangenen Gelder, in der denkbar ungünstigsten Verfassung.

*) Zunächst ging aber Berthier wieder nach Mailand zurück

Ohne Sold, ohne Schuhe, die Kleidung in Fetzen und ohne genügende Ernährung, fehlte es den niederen Offizieren und Soldaten am nötigsten. Statt der erhofften Vorräte an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und anderen unentbehrlichen Gegenständen fand man fast nichts vor; und das wenige, das vorhanden, wurde auch noch von ungetreuen Beamten verschleudert. Der noch von Berthier ausgeschriebene Kriegskostenbeitrag ging nur langsam ein. Die Erbitterung im Heere erreichte ihren Höhepunkt, als man erfuhr, daß der von Berthier versprochene rückständige Sold nur teilweise ausgezahlt werden sollte, und daß der General Massena den Oberbefehl über das Heer übernehmen würde. Man war empört, daß man die Truppen vernachlässigte, und daß man den geachteten französischen Namen in den Schmutz zog. In den Lagern begann es zu gären, und am Tage nach dem feierlichen Trauerfest zu Ehren des Generals Duphot, am 24. Februar, begaben sich nach einer großen Parade auf dem Piazza Colonna etwa 300 Subalternoffiziere, die sich von der gesamten Mannschaft unterstützt wußten, nach dem Pantheon und erließen eine Bittschrift an den General Berthier, ihren ehemaligen Oberbefehlshaber. Sie verlangten in würdigen, aber entschiedenen Worten Auszahlung des rückständigen Soldes innerhalb 24 Stunden, Bestrafung derer, die sich unrechtmäßiges Gut angeeignet hatten und Rückgabe desselben an die rechtmäßigen Eigentümer. Es gelang aber weder dem General Valette noch dem General Leopold Berthier, dem Bruder des Obergenerals Alexander Berthier und Generalstabschef Massenas, die aufständischen Offiziere und Mannschaften zur Pflicht zurückzurufen.

Noch am Abend desselben Tages begaben sich eine Abordnung von 12 Offizieren, dann sämtliche aufrührerische Offiziere, 3—400 an der Zahl, zu Massena selbst und überreichten ihm eine Abschrift der Beschwerde an den General Berthier. Massena empfing die Abgeordneten schlecht. Diese



A MASSÉNA,

Maréchal d'Empire Prince d'Essling Duc de Rivoli, Né à Nice, Alpes Maritimes, en 1758

[illegible]

(Einzelblatt aus der Sammlung Kircheisen.)

aber ließen sich nicht einschüchtern und sagten ihrem Oberbefehlshaber Dinge, die ein kommandierender General der Französischen Republik vorher wohl noch nicht zu hören bekommen hatte! Nachdem man Wachen vor dem Hause Massenas gelassen hatte, begab sich die Abordnung von neuem zum General Berthier, von dem man erfahren hatte, daß er die Stadt mit zwei Millionen barem Gelde verlassen wollte. Aber auch ihm gelang es nicht, die Offiziere zu beruhigen; jedoch versprach er ihnen, zu bleiben.

Der nächste Tag brachte keine Besserung der Lage. Nicht weniger als fünf Abordnungen von Offizieren fanden sich bei Massena ein und verlangten die Verhaftung mehrerer Zivil- und Militärbeamten, vor allem aber des verhaßten Haller*). Der General sah sich gezwungen, den Wünschen der Offiziere nachzugeben. Nachdem er sich mit seinen höheren Offizieren beraten hatte, ließ er den Generalmarsch schlagen. Offiziere und Mannschaften gehorchten, doch als man sie zur Stadt hinausführen wollte, verweigerten sie den Gehorsam. Sie weigerten sich überhaupt, fernerhin unter Massena zu dienen. „Gebt uns Dallemagne! Wir wollen Dallemagne zu unserm Befehlshaber!“ riefen sie.

Massena sah sich machtlos und wußte nichts Besseres zu tun, als den allgemeinen Wunsch der Offiziere und Soldaten zu erfüllen und abzureisen. Berthier übernahm das Kommando von neuem, doch nur, um es sofort Dallemagne zu übergeben. Dieser stand damals in seinem 22. Dienstjahre und war bei den Truppen sehr beliebt. Er besaß eine höhere Bildung als viele seiner Waffengefährten, war ruhig, besonnen, tapfer und ein kluger Beobachter.

*) Haller wurde von den aufständischen Offizieren in Anklagezustand versetzt. Er verstand es aber, sich geschickt herauszureden, denn er hatte in den fünf Direktoren und in Bonaparte hohe Gönner. Ihnen hatte er schöne Kameen — natürlich aus dem Vatikan geraubte — gesandt, die wertvollste für Bonaparte, der sie seiner Frau schenkte. Jedenfalls verteidigte Bonaparte Haller, und dieser konnte später wieder nach der Zisalpinischen Republik zurückkehren.

Massena selbst verließ Rom noch an demselben Abend. Es war am 25. Februar. Er begab sich zuerst nach Viterbo, dann nach Ronciglione*), auf dem Wege nach Ancona.

Ein Teil der Bevölkerung Roms, besonders die Bewohner von Trastevere, die mit ihren „Befreiern" wenig zufrieden waren, benutzten den Zwiespalt im französischen Heere. Von einigen Priestern zu Pferde angeführt, griffen sie am Abend der Abreise Massenas zu den Waffen und töteten etwa 20 französische Soldaten. Die aufständischen Offiziere und Mannschaften vergaßen jedoch ihre Pflicht nicht und stellten sich sogleich dem General Dallemagne zur Verfügung. Schonungslos wurde der Aufstand, der sich auch auf das flache Land, bis nach Velletri, ausgedehnt hatte, von den Generalen Vial und Murat niedergeworfen. Dies geschah in der Nacht vom 25. zum 26. Februar.

Sowohl Berthier, Massena, die Kommissare Faipoult und Daunou als auch der Ausschuß der Offiziere berichteten in mehreren Schreiben an die französische Regierung, der sie den Sachverhalt auseinandersetzten, um ihr Verhalten bei den jüngst stattgefundenen Vorgängen in Rom zu rechtfertigen. Besonders interessant ist das Schreiben Daunous vom 28. Februar an seinen früheren Konventskollegen Larevellière-Lépeaux. In ziemlich unparteiischer Weise erstattet der Kommissar Bericht über das unverschämte Treiben gewisser Generale und höherer Offiziere und Verwaltungsbeamter. Er verdammte zwar die Gehorsamsverweigerung der Subalternoffiziere und Soldaten, doch fand er ihre Klagen und Wünsche durchaus gerechtfertigt.

Infolge des einsichtsvollen Verhaltens Dallemagnes schien die Ruhe im Heere allmählich wiederzukehren, und der stellvertretende Obergeneral glaubte, daß Massena jetzt

*) Von hier aus stattete er am 29. Februar dem Direktorium einen langen Bericht über die Vorgänge vom 24.–27. Februar ab.

wohl den Oberbefehl wieder übernehmen könne. Massena kehrte deshalb am 13. März nach Rom zurück und erließ am folgenden Tage eine Bekanntmachung an die Truppen, worin er sich gegen die erhobenen Anschuldigungen zu verteidigen suchte.

Er hatte jedoch nicht mit der Unversöhnlichkeit der Soldaten und Offiziere gerechnet, die sich von neuem zusammentaten und ihn durchaus nicht mehr als ihren Oberbefehlshaber anerkennen wollten. Von neuem forderten sie ihn auf, die Stadt zu verlassen! Auf den Rat seiner höheren Offiziere blieb aber Massena in Rom. Man kam endlich mit den aufständischen Offizieren überein, daß er sich den Truppen nicht zeige, und daß bis auf Eintreffen eines Bescheids vom Direktorium der General Dallemagne nach wie vor die Geschäfte des Oberbefehlshabers führen sollte. Zu gleicher Zeit richteten die Offiziere eine neue Adresse an die Regierung in Paris, in der sie ihre Wünsche und Beschwerden nochmals auseinandersetzten und um Abhilfe baten. Mit Erlaubnis des Generals Dallemagne begaben sich vier Offiziere am 18. März nach Paris, um die Bittschrift dem Direktorium zu überreichen*).

Wenige Stunden, nachdem die Abgeordneten der Offiziere Rom verlassen hatten, kamen verschiedene Schreiben des Direktoriums im Hauptquartier an. Die Regierung hatte sich nun entschieden, Stellung zu dem Zwist zwischen Heer und Oberbefehlshaber zu nehmen. Massena wurde am 8. März angewiesen, den Oberbefehl vorläufig an Dallemagne abzugeben und sich zunächst nach Genua zurück-

*) General Dallemagne hatte den vier Offizieren einen Urlaub von neun Dekaden bewilligt. Kaum in Paris angelangt, wurden sie verhaftet und mit noch zwei anderen Offizieren von der Römischen Armee nach Briançon gebracht, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Nach mehreren Verhören wurde das Urteil im August gefällt. Es fiel aber sehr milde aus, denn die sechs angeklagten Offiziere wurden nicht nur freigesprochen, sondern auch in ihre früheren Rangstellung wieder eingesetzt.



General Gouvion Saint-Cyr.
Nach einem Stich von C. Barth.
(Sammlung Kircheisen.)

zuziehen*), wo er weitere Befehle erhalten würde. In einer Bekanntmachung an die Truppen warfen die Direktoren zwar dem Heer ihr Unrecht vor, jedoch in sehr schonender Weise. Nach vier weiteren Tagen kam endlich in Rom die Nachricht an, daß Massena endgültig durch den General Gouvion Saint-Cyr ersetzt sei, der sich bereits auf dem Wege zum Heere befinde.

Die Ernennung Gouvion Saint-Cyrs war in größter Eile erfolgt. Am 8. März hatte der General dem Direktor Reubell einen Besuch gemacht, und dieser hatte ihn gefragt, ob er Italienisch spräche. Auf seine bejahende Antwort erhielt er am nächsten Tage vom Präsidenten des Direktoriums, Merlin de Douai, den amtlichen Auftrag, binnen 24 Stunden nach Rom abzureisen, um den General Massena im Oberbefehl abzulösen.

Am 26. März kam Gouvion Saint-Cyr in Rom an, wo er das Heer noch in großer Unruhe vorfand. Er war ein Mann von Talent und bei den Soldaten beliebt. Er hatte bereits im Vorjahre sechs Divisionen des Heeres von Deutschland unter Augereau befehligt. Am Tage nach seiner Ankunft ließ er die Offiziere zu sich kommen und warf ihnen ihr Verhalten vor. Sie antworteten, daß die Ehre des Heeres auf dem Spiel gestanden hätte, aber weder Berthier noch Massena habe sie erhören wollen. Sie hätten folglich nicht anders handeln können. Die Adresse an das Direktorium könnten sie durchaus nicht für ungesetzlich ansehen, denn Bonaparte habe ihnen im vorigen Jahre selbst das Beispiel dazu gegeben, das auch von den Generalen Augereau, Massena und Joubert von der Italienischen Armee und

*) Massena ging dann nach Antibes. Er sollte erst bei der Expedition nach England verwendet werden. Sein Name befand sich zwar auf der von Bonaparte am 12. Januar ausgefertigten Liste, schließlich wurde er aber gestrichen. Erst im August wurde er wieder angestellt, und zwar zunächst bei dem Heere Jouberts in Mainz. Am 19. Dezember 1798 erhielt er den Befehl über die Helvetische Armee.

Hoche von der Sambre-Maasarmee nachgeahmt worden sei! Man sieht, welch zweischneidiges Schwert ihnen die Generale selbst in die Hände gegeben hatten, und wohl aus diesem Grunde fiel später der Urteilsspruch des Direktoriums gegen die Abordnung der Offiziere so mild aus. Jedenfalls versprachen die Truppen Gehorsam und baten den neuen Obergeneral, er möge sich für sie beim Direktorium verwenden.

Gouvion Saint-Cyr hatte zwar im Heere die Ordnung wieder hergestellt, doch gegen die Intrigen der Zivilkommissare war er machtlos. Die Franzosen machten sich im Kirchenstaate immer unbeliebter, und überall drohte der Aufstand auszubrechen. Die Unruhen in der Nähe des Trasimenischen Sees im April, in der Gegend von Toscana und im Juli in Terracina und Frosinone, ferner in der Umgegend der Hauptstadt wurden bald blutig unterdrückt.

Die Stellung Gouvion Saint-Cyrs, eines durchaus rechtschaffenen Mannes, wurde wegen der Umtriebe und Anschwärzungen Bassals und der französischen Kommissare immer unhaltbarer. Schließlich erhielt der Obergeneral seine Abberufung und bekam ein Kommando bei der Rheinarmee. An seiner Stelle ging Championnet nach Rom.

Inzwischen war die neue Römische Republik ins Leben getreten, eine weitere unglückliche Schöpfung des Direktoriums. Durch die neuen Kriegskostenbeiträge war das Land dem Untergange nahe, und jetzt mußte auch noch in Civita Vecchia auf Kosten der neuen Republik eine vollständige Division für die Expedition Bonapartes nach Ägypten ausgerüstet werden!

Das Direktorium hatte jedoch seine Macht weiter, bis an die Grenzen Neapels ausgedehnt und sich neue Geldmittel verschafft. Sonderbarerweise tat der Kaiser nichts, ebenso-

wenig wie bei der Demokratisierung der Schweiz, um den Ausdehnungsgelüsten Frankreichs halt zu gebieten!

II.

Wenden wir jetzt unsere Blicke nach dem Norden von Italien, nach der jungen Zisalpinischen Republik, die ihr Dasein Bonaparte verdankte. Sie bestand seit dem Juli 1797*). Dort lagen zwar die Dinge besser, als in der römischen Schwesterrepublik, denn Bonaparte hatte die fünf Direktoren und die höchsten Beamten selbst eingesetzt. Als er aber das Land verlassen hatte, begannen die Schwierigkeiten der neuen Regierung, die ebenfalls wie die in Rom bis zum Abschluß eines Bündnisses mit der Mutterrepublik von dem in Mailand befehligenden französischen Obergeneral abhängig war.

Als Bonaparte am 12. Dezember 1797 dem General Berthier eingehende Vorschriften über seine militärischen Befugnisse übersandte, verfehlte er nicht, ihm auch mitzuteilen, wie er sich der zisalpinischen Regierung gegenüber zu verhalten habe. Er ermächtigte ihn sogar nach eigenem Ermessen, Mitglieder der beiden Räte abzusetzen oder sie des Landes zu verweisen.

Auf Wunsch Talleyrands hatte Bonaparte ihm am 14. Januar 1798 Angaben über die Zisalpinische Republik, besonders in bezug auf ihre militärische Lage, gemacht. Talleyrand hatte darauf noch im selben Monat einen Bündnisvertrag ausarbeiten lassen, der dem neuen Staate große Lasten aufbürdete. Das Land sollte im Kriegsfalle nicht allein Frankreich seine sämtlichen Hilfsquellen zur Verfügung stellen, eine Besatzung von 25 000 Mann Franzosen ernähren, für deren Unterhalt allein eine Summe von 18 Millionen jährlich angesetzt worden war, sondern auch noch 22 000 Mann eigener Truppen unterhalten. Die Festungen

*) Vgl. den zweiten Band der Geschichte Napoleons. Seite 401 und 425.



Papiergeld der Römischen Republik.
(Sammlung Kircheisen.)

blieben in den Händen der Franzosen*). Selbstverständlich wurden auch die englischen Waren im ganzen Lande verboten.

Der Vertrag wurde am 26. Februar 1798 in Paris zwischen Talleyrand und den zisalpinischen Abgesandten abgeschlossen und den Räten in Mailand zur Annahme vorgelegt. Im Rate der Jungen wurde der Vertrag, wenn auch mit geringer Stimmenmehrheit, angenommen, doch im Rate der Alten fast einstimmig am 13. März 1798 abgelehnt.



Das Direktorium der Zisalpinischen Republik wies jedoch darauf hin, daß der französische Obergeneral auch ein Wort mitzureden hätte. Berthier hatte inzwischen Rom verlassen. Am 17. März erließ er von Genua aus eine dro-

*) Ehe die Militärverschwörung in Rom ausbrach, empörten sich Anfang Februar 1798 die drei Halbbrigaden, die die Besatzung von Mantua bildeten, verweigerten den Gehorsam und verlangten sofortige Bezahlung des rückständigen Soldes. Sie drohten, mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückkehren zu wollen um die Royalisten aus der Regierung zu verjagen und sich ihr Recht zu holen! Es gelang den Generalen Miollis und Baraguay d'Hilliers erst wieder, die Ruhe herzustellen, als man sich die nötigen 500 000 Franken verschafft hatte, die sie zum Teil von der zisalpinischen Regierung erhielten.

hende Bekanntmachung an die Zisalpiner, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Der Rat der Alten gab am 20. März seine Zustimmung.

Daß man in einem von den französischen Waffen eroberten Lande gewagt hatte, einen Vorschlag des französischen Direktoriums nicht sofort anzunehmen, erregte die größte Erbitterung in Paris, und man wollte wie gewöhnlich sogleich zu den äußersten Maßnahmen schreiten. Aber auch jetzt, wie seinerzeit in Rom und in der Schweiz, riet Bonaparte wieder zur Mäßigung. Er schrieb am 27. März 1798 an die Regierung: „Bürger Direktoren, die Zeitungen verbreiten die Nachricht, daß Sie verschiedene Mitglieder der Räte der Zisalpinischen Republik haben verhaften lassen, und daß in diesem Augenblick die Rede davon ist, Moscati und Paradisi, zwei Mitglieder der genannten Republik, festnehmen zu lassen.

Ich glaube, es ist meine Pflicht als Bürger, der gewisse Kenntnisse über die Personen und Ereignisse der letzten zwei Jahre besitzt, Ihnen zu bemerken, daß Frankreich und die Freiheit keine aufrichtigeren Freunde hat als diese beiden Direktoren . . .

Eine Herabwürdigung der Zisalpinischen Republik, bereits im Anfang ihrer Entstehung, und der Verlust ihrer besten Bürger wäre ein wirkliches Unglück für Frankreich und ein Triumph für den Kaiser und seine Anhänger!"

Das Direktorium nahm aber keine Notiz von diesem Schreiben; es beantwortete es nicht einmal.

Inzwischen hatte das Direktorium es für zweckentsprechender gehalten, Berthier, der Bonaparte auf seiner überseeischen Expedition begleiten sollte, durch Brune zu ersetzen. Dessen politische Kenntnisse schienen hier besser am Platze zu sein als in der Schweiz. Am 2. April kam der neue Obergeneral in Mailand an und übernahm am 4. April das Kommando über das Italienische Heer.

Eine der ersten Maßnahmen Brunes war, die Direktoren Moscati und Paradisi durch den ehemaligen Minister der auswartigen Angelegenheiten Testi und durch den Inspektor Lamberti zu ersetzen. Der Generalsekretär Sommariva und verschiedene Abgeordnete wurden von ihren Posten entfernt und die Zeitungen unterdrückt. Man sieht, wie wenig die gemäßigten Ratschläge Bonapartes befolgt wurden!

Da man im Schoße des französischen Direktoriums selbst nicht einig war, konnte natürlich auch keine einheitliche Politik in Italien befolgt werden. Barras begünstigte Brune, und Larevellière-Lépeaux sandte, um dessen Einfluß zu vermindern, einen gewissen Trouvé, einen noch jungen, aber tätigen und geschickten Mann als Gesandten nach Mailand. Als Moscati noch Präsident des zisalpinischen Direktoriums war, hatte er seinen Kollegen Merlin de Douai gebeten, einen geeigneten Mann nach Mailand zu schicken, mit dem man mündlich verhandeln könnte. Larevellière-Lépeaux hatte dem Wunsche Moscatis entsprochen.

Trouvé sollte die Verfassungsänderung der Zisalpinischen Republik durchsetzen, die Macht des Direktoriums vermehren, hingegen die Zahl der Mitglieder der beiden Räte zu vermindern suchen. Am 15. Mai kam er in Mailand an. Es gelang ihm ebensowenig wie Brune, viele Anhänger unter den einflußreichen Männern des Landes zu finden. Auch vermochte er sich nicht mit dem Obergeneral ins Einvernehmen zu setzen. Dieser glaubte Bonaparte nachahmen zu können und wollte seinen persönlichen Willen zur Ausführung bringen.

Schließlich hatte das Direktorium auch noch den Zivilkommissar Faipoult nach Mailand gesandt, der in die verwirrten Finanzen der Zisalpinischen Republik ein wenig Ordnung bringen sollte. Das untergrub natürlich auch das Ansehen Brunes und seiner Generale, und diese wurden noch mehr gegen die Zivilbeamten aufgebracht.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen der französischen Militär- und Zivilgewalt in Mailand spitzten sich derart zu, daß Brune sich am 22. Juli selbst nach Paris begab, während Trouvé seinen Sekretär David ebenfalls dahin sandte. Das zisalpinische Direktorium seinerseits schickte den General Lahoz, das Haupt der radikalen Partei und den Befehlshaber der zisalpinischen Truppen nach der französischen Hauptstadt. Dort hatte Lucien Bonaparte im Rate der Fünfhundert das Wort für seinen Bruder Napoleon ergriffen und in scharfen Worten die Verfassungsänderung der Schwesterrepublik, das Werk Napoleons, verteidigt.

Alles dies aber brachte keine Änderung in der Politik der französischen Regierung hervor. In Mailand zeigte man sich auch nicht willfähriger. Schließlich griff das französische Direktorium zu dem radikalen Mittel eines Staatsstreiches. Trouvé ließ infolgedessen am 30. August den Sitzungssaal des Gesetzgebenden Körpers umstellen, und nur die Abgeordneten, die von Trouvé und Brune unterzeichnete Eintrittskarten besaßen, wurden eingelassen. Auf diese Weise erlangte der französische Gesandte die Annahme der neuen Verfassung. Der Rat der Jungen wurde auf 80, der der Alten auf 40 vermindert, auch die Zahl der Beamten wurde herabgesetzt. Der ehemalige Polizeiminister Sopranzi und der ehemalige Justizminister Luosi ersetzten Testi und Savoldi und bildeten mit Adelasio, Alessandri und Lamberti das Ausführende Direktorium. Natürlich wurde auch der Rat der Abgeordneten auf Wunsch Trouvés stark verändert.

Weder die Mehrheit des zisalpinischen Volkes, noch Brune und seine ihn beratenden Offiziere, noch die französische Regierung waren mit dieser erneuten Verfassungsänderung zufrieden. Die Zisalpiner verhielten sich passiv. Brune verhehlte gelegentlich der Feier des 18. Fructidor nicht seine Abneigung gegen die neue Regierung, und sein Generalstabschef Leclerc, der Gemahl Pauline Bonapartes, bat um

seine Entlassung. Als das Direktorium endlich einsah, daß ein Zusammenwirken Brunes und Trouvés nicht möglich sei, ernannte es Trouvé zum Geschäftsträger in Stuttgart und forderte Brune auf, eine neue Verfassungsänderung vornehmen zu lassen.

Am 12. Oktober kam Fouché als Nachfolger Trouvés an. Schon der Name sagt genug für die Wahl des Direktoriums! Der neue Gesandte suchte sich zuerst bei den leitenden Männern Mailands einzuschmeicheln, um seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Bald trat er aber mit seinen wirklichen Absichten hervor.

In der Nacht vom 18. zum 19. Oktober 1798 ließ Brune von neuem das Gebäude der Gesetzgebenden Körperschaft umstellen. Die Direktoren Adelasio, Luosi und Sopranzi mußten ihre Entlassung geben und wurden durch den ehemaligen Polizeiminister Brunetti, den Abgeordneten des Rates der Jungen, Sabatti, und den Polizeibeamten Smancini ersetzt. Ebenso wurde ein Teil der Abgeordneten neu gewählt. Fouché handelte seiner Gewohnheit gemäß und leugnete, seine Hand mit im Spiele gehabt zu haben!

Aber auch diese Veränderungen waren nicht im Sinne der französischen Regierung ausgefallen. Die französischen Kommissare Faipoult und Amelot erhoben Einspruch gegen die Maßnahmen Brunes und der Militärpartei und brachten sie zur Kenntnis ihrer Regierung. Das Direktorium schrieb darauf am 26. Oktober an Brune, daß es die von ihm veranlaßten Veränderungen für ungültig ansähe. Es verbot Fouché, weiterhin mit der Zisalpinischen Republik zu verhandeln, bis die Verfassung wieder so hergestellt worden sei, wie sie vor dem 19. Oktober bestanden habe!

Brune wurde seines Postens enthoben*) und erhielt Joubert, der sich wenig in politische Angelegenheiten mischte.

*) Er verließ Mailand am 2. November 1798 und erhielt später den Oberbefehl über das Heer in Holland.



Joseph Fouché.
(Nach einem Stich aus der Sammlung Kircheisen.)

zum Nachfolger. Man beging jedoch die Unklugheit, Fouché in seinem Amte zu lassen. Er und der französische Generalstab fuhren fort, zu intrigieren. Endlich wurde Fouché durch Rivaud ersetzt, der am 6. Dezember das wenig beneidenswerte Amt seiner Vorganger übernahm.

Am 7. Dezember 1798 schritt man zu einem vierten Staatsstreich! Das zisalpinische Direktorium wurde fast wieder so hergestellt, wie es vor dem 19. Oktober war; jedoch behielten einige von Brune eingesetzte Abgeordnete ihre Stellung. Jedenfalls war man in Mailand auch nicht zufriedener als zuvor. Das Ansehen des neuen Staates, der nur von den wenigsten Mächten anerkannt wurde, gewann jedenfalls nicht durch die wiederholten Änderungen in der Regierung, die natürlich viel mehr dem französischen Direktorium als dem zisalpinischen Volke zur Last gelegt werden müssen!

ACHTES KAPITEL

DER SEEKRIEG ZWISCHEN FRANKREICH UND ENGLAND UND DEREN VERBÜNDETEN

I.

(1793—1798)

Die französische und die englische Marine. — Toulon, 1793. — Korsika, 1794—1797. — Gefecht im Meerbusen von Genua, 13. und 14. März 1795. — Schlacht im Meerbusen von Gascogne, 1. Juni 1794. — Gefecht bei den Hyerischen Inseln, 13. Juli 1795. — Seeschlacht beim Kap São Vicente, 14. Februar 1797. — Unternehmen Nelsons auf Teneriffa, 24. und 25. Juli 1797. — Meuterei in der englischen Marine, 1797. — Expeditionen nach Irland, 1796—1798. — Seeschlacht bei Kamperduin, 11. Oktober 1797.

Der Seekrieg, der mit geringen Unterbrechungen von 1793 bis 1815 dauerte, begründete und befestigte für immer Englands Überlegenheit zur See über die übrigen europäischen Staaten und verschaffte dem britischen Reiche eine große Anzahl von Kolonien, die es für die in den Kriegsjahren erlittenen Opfer an Geld und Gut in den folgenden Friedensjahren reichlich entschädigten. Obgleich auch die Kaper der Franzosen und ihrer Verbündeten dem englischen Handel fortgesetzt großen Schaden zufügten, so wurde doch dessen Entwicklung nicht gehemmt. Die Finanzkraft des Landes mußte damals eine harte Prüfung bestehen, war doch

England zu jener Zeit der Bankier aller Staaten, die mit Frankreich im Kriege lagen oder sich von der napoleonischen Herrschaft befreien wollten. Trotz der ungeheuren Staatsschulden, die das Parlament während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges und während der Kriege mit der Französischen Republik und dem Kaiserreich wiederholt aufnehmen mußte, erholte sich das Land dank der unbegrenzten Herrschaft zur See während des Konsulats und des Kaiserreiches bald wieder, nachdem der Frieden unter den Großmächten durch die beiden Verträge zu Paris, in den Jahren 1814 und 1815, auf Jahre hinaus gesichert worden war.

Beim Ausbruch des Kriegs mit England konnte Frankreich seinem Gegner nur eine weit geringere Zahl an Schlachtschiffen entgegenstellen, als dieser aufzubringen vermochte. England besaß 115 Schlachtschiffe, Frankreich aber nur 77, von denen sich noch einige auf den Werften befanden. Die französischen Fahrzeuge hingegen waren größer, mit zahlreicheren Geschützen stärkeren Kalibers bewaffnet und meist bessere Segler. Das Admiralsschiff Trogoff-Kerlessys „Le Commerce de Marseille" hatte 118 Kanonen an Bord und galt für das schönste Kriegsschiff der Welt. Es wurde nur in bezug auf Stärke der Artillerie von der spanischen „Santissima Trinidad", die 130 Geschütze an Bord führte, übertroffen. Als die Engländer im Laufe des Krieges mehrere Schiffe erbeuteten, bedienten sie sich ihrer als Modelle für ihre eigenen Schiffe, wie zum Beispiel des Le „Tonnant" und des „Franklin".

Die durch die Mehrzahl der britischen Schiffe bedingte Übermacht wurde durch die Güte des französischen Schiffsmaterials nahezu ausgeglichen. Dagegen bestand ein sehr großer Unterschied in der Bemannung beider Marinen. Und dieser Unterschied sollte auch entscheidend auf den Ausgang des Krieges wirken.

Bereits bei der Darstellung der Belagerung von Toulon konnte man einen Einblick in das Wesen der Offiziere und Mannschaften der republikanischen Marine tun. Die Offiziere gehorten den adligen und begüterten Ständen an und waren dem Königtum treu. Die Unteroffiziere und Soldaten hingegen fühlten sich begreiflicherweise zu den neuen republikanischen Ideen hingezogen, die ihnen soziale Gleichstellung mit ihren Vorgesetzten zusicherten. Schon dadurch mußte ein unnatürlicher Zustand entstehen, der infolge des zunehmenden, durch die Zersetzung der Gesellschaft bedingten Ungehorsams noch verschlimmert wurde.

Viele der französischen Offiziere, die nicht wenigstens äußerlich den neuen Ideen anhingen, waren dem Schaffot zum Opfer gefallen, wenn sie nicht bei Zeiten Gelegenheit gefunden hatten, sich ins Ausland zu retten. Andere, die sich der Revolution in die Arme warfen, taten es aus persönlichem Interesse, weil sie für sich daraus Nutzen zu ziehen hofften; sie gehörten indes durchaus nicht zu den besseren Bestandteilen des Offizierskorps. Daher war es natürlich, daß viele Offiziersstellen unbesetzt blieben oder durch Leute ausgefüllt wurden, die nichts oder nur sehr wenig von ihrem schweren Berufe verstanden. So ereignete es sich einmal in den ersten Jahren des Krieges, daß die Mannschaft einer Fregatte eines Nachts ihren Kapitän absetzte und die Leitung des Schiffes einem Leutnant der Marineinfanterie anvertraute, der vielleicht ein tüchtiger, energischer Offizier war, gewiß aber wenig davon verstand, ein Kriegsschiff in einem heftigen Sturme oder im hitzigen Gefecht zu befehligen!

Die Unordnung in der Verwaltung und die daraus hervorgehende Verschleuderung der Vorräte in den staatlichen Magazinen durch unredliche Beamte trugen auch dazu bei, den Wert der französischen Marine herabzusetzen. Man verwendete nur minderwertige Hölzer, schlechtes Eisen, sowie schlechten Hanf für das Takelwerk und die Segel. Infolge



Horatio Nelson.

(Lithographie von C. Motte nach C. Brocas.)

des Rückganges oder vollständigen Stillstandes zahlreicher Handwerke und Gewerbe in den ersten Jahren der Revolution fehlte es an vielen Materialien; und wenn man die Verträge liest, die Bonaparte während des ersten italienischen Feldzuges mit den Besiegten abschloß, wird man verstehen können, warum bei den geforderten Naturallieferungen der Hanf und manchmal auch das Schiffsbauholz eine so große Rolle spielten!

Die Besatzung der englischen Schiffe war der der französischen an Güte meist überlegen. Die britischen Offiziere waren größtenteils bessere Seeleute als die Franzosen, und die englischen Matrosen und Seesoldaten waren infolge besserer Schulung, größerer Übung und straffferer Manneszucht im Führen der Segel und im Bedienen der Geschütze ihren Gegnern voraus.

Obschon es der englischen Marine beim Beginn des Krieges an Mannschaften fehlte, und man zu dem gewaltsamen, eines freien und hochstehenden Landes durchaus unwürdigen Mittel, dem Pressen, greifen mußte, so gelangte man doch im Laufe des Krieges nach und nach dahin, annähernd genügende Besatzungsmannschaften für die Schiffe aufzubringen. Jeder Kapitän war jedoch gewissermaßen sein eigener Werbeoffizier, und die Zusammensetzung der Schiffsmannschaft ließ in moralischer Hinsicht oft sehr viel zu wünschen übrig. War aber ein Kapitän beliebt und im Ergreifen von Prisen vom Glück begünstigt, dann war es ihm ein Leichtes, die nötigen Mannschaften zusammen zu bekommen.

Als Horatio Nelson am 30. Januar 1793 zum Befehlshaber des „Agamemnon" ernannt wurde, sollte es ihm keine großen Schwierigkeiten machen, die Besatzung seines Schiffes zu vervollständigen, denn trotz seiner Jugend war er als ein tüchtiger und von der Glücksgöttin begünstigter Offizier bekannt.

Er war im Jahre 1758 geboren und machte bereits in seinem zwölften Lebensjahre mit seinem Onkel, dem Kapitän Suckling, seine erste Seereise nach Westindien. Nach verschiedenen anderen Reisen wurde er am 10. April 1777 zum Leutnant auf dem „Lowestoffe“ und am 11. Juni 1779 zum Postkapitän auf der Fregatte „Hinchingbrock“ ernannt. Mit Auszeichnung focht er in dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege. Die darauf folgenden zehn Friedensjahre verwendete er, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollkommnen, die er in jungen Jahren etwas vernachlässigt hatte.

Am 18. März 1784 war er zum Befehlshaber der Fregatte „Boreas“ ernannt worden, die nach Westindien beordert wurde. Dort lernte er die Witwe des Arztes Dr. Nisbet, eine Kreolin, kennen, mit der er sich am 11. März 1787 in Nevis vermählte. Er wurde aber kurze Zeit nach seiner Verheiratung in die Heimat abberufen. Am 4. Juli desselben Jahres ging er im Hafen von Spithead vor Anker.

Die fünf Jahre, die zwischen seiner Rückkehr nach England und dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich liegen, gehören zu den unglücklichsten und unfruchtbarsten im Leben Nelsons. Obgleich er die Gunst des Prinzen William Henry besaß, vielleicht auch gerade deshalb, schuf er sich viele Feinde im Ministerium und bei Hofe, und trotz aller seiner Bemühungen sollte es ihm nicht gelingen, wieder ein Kommando zur See zu bekommen. Endlich aber hatten seine Schritte doch Erfolg, und am 30. Januar 1793 erhielt er den Oberbefehl über den „Agamemnon“, ein Schlachtschiff von 64 Kanonen.

Zwei Tage nach Nelsons Ernennung erklärte der Konvent England den Krieg, der beinahe zum vollständigen Verlust der französischen Marine führen und das größte seemännische Genie Englands aller Zeiten hervorbringen sollte.

Eine der ersten Maßnahmen der englischen Admiralität

var, eine Flotte unter dem Vizeadmiral Lord Hood nach em Mittelmeere zu senden. Bereits drei Wochen nach erolgter Kriegserklärung ging das englische Geschwader am 3. Februar 1793 von Spithead ab und traf am 15. Juli vor Toulon ein. Dieser wichtige französische Kriegshafen befand ich damals in den Händen der Royalisten, die die Stadt am 29. August den verbündeten Engländern und Spaniern übergaben*).

Am 22. August 1805 schrieb der Kaiser Napoleon in Verzweiflung über die fortgesetzten Niederlagen oder Unglücksfälle, die seine Flotten erlitten, an den Admiral Villeneuve in Cadix: „Wenn Frankreich zwei oder drei Admiräle hätte,



die sterben wollten, so würden die Engländer bald klein werden!“ Der Kaiser täuschte sich ebenso wie diejenigen, die während der Revolution die Zügel der Regierung in den Händen hatten. Zu sterben waren Frankreichs Admirale und Kapitäne wohl gern bereit, und die Revolutionszeit hat auch genügend Beispiele von wahrem Heldenmut und glühender Vaterlandsliebe gekannt. Aber mit dem bloßen Einsetzen seines Lebens gewinnt kein General oder Admiral eine Schlacht! Der Grund lag tiefer. Es fehlte der französischen Marine der Republik und des Kaiserreichs nicht an Leuten, die ihr Leben dem Vaterlande gern geopfert hätten, sondern an großen Männern, die die Fähigkeiten besaßen, die in den ersten Jahren der Revolution zugrunde gerichtete Marine wieder zu organisieren und zum Siege zu

*) Die Belagerung Toulons zu Wasser und zu Lande wurde bereits im ersten Bande der Geschichte Napoleons auf S. 244 bis 270 ausführlich dargestellt, worauf ich die Leser dieses Bandes verweisen muß.

führen. Ja, wenn man aus einem guten General einen ebensolchen Admiral hätte machen können, dann wäre es um die Engländer schlecht bestellt gewesen, und mancher Sieg wäre ihnen wohl entrissen worden!

England dagegen fehlte es nicht an großen Seehelden. Einem Samuel Hood, einem Jervis, einem Nelson, kaum einem Cornwallis, Collingwood oder Duncan konnte Frankreich ähnliche Namen entgegenstellen. Hood, Jervis und Nelson konnten den besten französischen Marschällen, was Genie und Selbständigkeit im Handeln anlangte, an die Seite gestellt werden; Nelson aber übertraf sie alle!

Lange Zeit, ehe Nelson Sir John Jervis kennen lernte, hielt er Lord Hood für den hervorragendsten Seeoffizier seiner Zeit. Als er aber dann Gelegenheit hatte, unter Jervis' Flagge zu dienen, änderte sich seine Ansicht, ohne daß er deshalb die Eigenschaften Hoods geringer einschätzte.

Mit der Übernahme des Oberbefehls über die Mittelmeerflotte durch Sir John Jervis begann eine neue Ära in der Seegeschichte Englands; dieser Admiral ist als der englische „Organisateur de la victoire“ zu betrachten*). Der Zustand der Schiffe seiner Flotte, die militärische Ausbildung und die Mannszucht der Offiziere und Mannschaften sind als musterhaft und epochemachend für die englische Marine zu bezeichnen. Der junge Kapitän Nelson konnte keinen besseren Lehrmeister als Sir John finden. Ihm ist auch das Verdienst zuzuschreiben, die Fähigkeiten Nelsons voll und ganz erkannt zu haben. Denn als ein Teil der Mittelmeerflotte im Jahre 1798 Bonaparte verfolgen sollte, ernannte er zum Befehlshaber dieses Geschwaders den jüngsten Admiral und zog sich dadurch viele Feinde zu.

Merkwürdig ist, daß sich aus den Handlungen Napoleons, des größten Feldherrn seiner Zeit ähnliche Grundsätze ent-

*) Sir John Jervis wurde im Jahre 1734 geboren, trat mit 15 Jahren in die Marine ein und wurde 1787 Konter-, 1793 Vizeadmiral



Lord C. Collingwood.
(Gestochen von S. Cousins nach dem Gemälde von F. Howard.)

wickeln lassen, wie aus den Taten und Handlungen Nelsons, des größten Seehelden jener Tage. Dieser begnügte sich nicht, dem Feinde einige Schiffe genommen oder ihn zur Aufgabe der Schlacht gezwungen zu haben: Die völlige Vernichtung seines Gegners war sein eifrigstes, sein größtes Bestreben. Und trotz des glänzenden Sieges bei Abukir bereitete es ihm großen Kummer, daß ihm Villeneuve mit einigen Schiffen entwischt war! In dieser Hinsicht wie in mancher anderen finden wir völlige Übereinstimmung in den Ideen Napoleons und Nelsons. Trotz numerischer Schwäche wichen beide nicht dem Feinde aus, sondern suchten ihn auf. Jedoch strebten sie danach durch größere Schnelligkeit in ihren Handlungen, bei größerer Beweglichkeit und Güte ihrer Truppen oder Schiffe im gegebenen Augenblicke da, wo sie über den Feind herfielen, die Übermacht zu haben, um den Gegner zu schlagen und zu vernichten.

In einer Beziehung aber unterscheidet sich Nelson von Napoleon vollkommen. Nelson suchte Seehelden heranzubilden, ihnen Initiative anzuerziehen, während Napoleon sich nur geeignete Werkzeuge schaffen wollte, die fast mechanisch seine Befehle auszuführen hatten. Nelsons Befehle waren klar abgefaßt und erschöpfend in den Umrissen. Seine Unterführer waren so erzogen, daß sie bei veränderten Verhältnissen entsprechend handeln konnten und die Einzelheiten selbst bestimmen mußten. Man denke nur an die Fahrt, die er im Sommer 1798 im Mittelländischen Meere unternahm, um die Flotte Brueys' ausfindig zu machen. Sobald sich die Gelegenheit bot, versammelte er seine Kapitäne auf dem „Vanguard“, um jede Möglichkeit im Falle des Zusammentreffens in Betracht zu ziehen und zu erörtern!

Napoleon hingegen ordnete in seinen Befehlen gewöhnlich alles bis in die kleinste Einzelheit an, wodurch er zwar sein großes Genie, das alles erfaßte, bewies, aber vergaß, daß die geringsten Zwischenfälle, besonders wenn es sich um große

Entfernungen des Schauplatzes handelte, alle Maßnahmen umstoßen mußten. Und doch lag während der früheren Jahre seines Lebens das Geheimnis seines Erfolgs in dieser außerordentlichen Konzentration in einem einzigen Hirn! Als es aber später galt, von Paris aus nach Spanien, nach Neapel, nach Polen Befehle zu übermitteln, die oft schon in dem Augenblick, in dem sie gegeben wurden, überflüssig oder falsch waren, da sich die Verhältnisse inzwischen vollkommen geändert hatten, da sollte diese Methode, die nur Maschinen, aber keine selbständig handelnden Feldherren oder Politiker erzog, wesentlich zu seinem Falle beitragen.

Nachdem Toulon im Dezember 1793 den Republikanern wieder in die Hände gefallen war, und die englische Flotte den Hafen hatte verlassen müssen, begab sich Lord Hood, der zu jener Zeit für den ausgezeichnetsten Admiral der englischen Flotte galt, mit seinem Geschwader nach Korsika. Paoli hatte bereits seit August 1793 zu den Engländern Beziehungen angeknüpft, da er bei einer fremden Besitzergreifung der Insel der englischen Herrschaft den Vorzug gab*). An Bord der englischen Flotte befand sich Sir Gilbert Elliot, der die Unterhandlungen mit Paoli leiten und die Zivilgewalt Korsikas übernehmen sollte. Am 17. Februar fiel San Fiorenzo in die Hände der Engländer, und den Franzosen blieben nur noch Bastia und Calvi als letzte Stützpunkte ihrer Macht.

Sir Gilbert Elliot, der spätere Graf Minto, war von seiner Regierung zum Vizekönig über die neue englische Besitzung ernannt worden. Kaum 43 Jahre alt, hatte er schon ein sehr tätiges, an Erfolgen reiches Leben hinter sich. Er hatte erst kurz vor seiner Ernennung verschiedene diplomatische Sendungen in Italien erfüllt und konnte gewissermaßen als

*) Vgl. Bd. I S. 293 ff.



Pasquale Paoli.
Nach einem Stich von D. Berger.
(Sammlung Kircheisen.)

ein höherer Kommissar der englischen Regierung im Mittelländischen Meere angesehen werden. Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und seines gemessenen Verhaltens in kritischen Lagen war Sir Gilbert bei Freund und Feind in gleicher Weise geachtet und beliebt.

Am 10. Juni 1794 versammelten sich die korsischen Abgeordneten in Corte, und in der Konsulta vom 15. Juni wurde die Insel als von Frankreich losgelost erklärt. Am 19. erfolgte die Gründung des anglo-korsischen Königreichs, das von Sir Gilbert Elliot als Vizekönig an Stelle Georgs III. verwaltet werden sollte. Nachdem Bastia im Mai 1794 kapituliert hatte, begab sich Admiral Hood vor Calvi, das sich nach länger als zweimonatiger Belagerung endlich Anfang August den Engländern ergab.

Paolis Rolle auf Korsika war nun ausgespielt. Für seine großen Verdienste ums Vaterland gab man ihm den Titel: „Gründer und Wiederhersteller des Vaterlandes". Außerdem ließ ihm der König Georg III. ein Jahrgeld von 2000 Pfund Sterling anbieten und ihn auffordern, seine Tage in England zu beschließen.

Wenn auch Paoli scheinbar sein Amt aus freiem Willen niedergelegt hatte, so tat er es doch mehr aus Notwendigkeit, da ihm die Mittel zu weiterem Widerstand gegen die Franzosen fehlten als aus Zuneigung für die Engländer, die durch ihre Sprache, Gesinnungsart und Religion den Korsen vollständig fern standen. Hatte er auch auf seine politische Tätigkeit verzichtet, so blieb er doch noch immer der eigentliche Führer seines Volkes, das ihn mehr als einen bloßen Sterblichen verehrte, obgleich man schon anfing, zu ihm nicht mehr dasselbe Vertrauen zu haben wie ehedem! Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Engländern den Einfluß, den er auf seine Landsleute ausübte, zu zeigen. Zur großen Erleichterung des Vizekönigs verließ Paoli endlich im Herbst die Insel für immer. Er schiffte sich am 14. Ok-

tober 1794 in San Fiorenzo ein, begab sich zunächst nach Livorno und dann nach London.

Die ersten Handlungen der neuen Regierung mußten sich auf die Verteidigung der Insel beziehen, und Elliot tat alles, was ihm mit seinen schwachen Hilfskräften möglich war, um einen Handstreich der Franzosen auf die Insel abzuwehren. Ende des Jahres 1794 verfügte er über kaum 3500 Mann, einschließlich der korsischen Milizen, so daß es der ganzen Wachsamkeit der Flotte bedurfte, um eine Landung der Franzosen auf Korsika zu verhindern. Lord Hood kehrte im Oktober 1794 nach England zurück, um den Winter in der Heimat zu verbringen. Er durfte seine Admiralsflagge auf der „Victory" nicht wieder aufziehen, denn er geriet wegen der Verstärkung der Mittelmeerflotte mit dem neuen Lord der Admiralität, Lord Spencer, in Meinungsverschiedenheiten und mußte den Oberbefehl ganz niederlegen*). Als Nelson die Absetzung Hoods, den er sehr verehrte, erfuhr, schrieb er an seinen Bruder: „O, die elende Admiralität! Diese Leute haben den besten Offizier unserer Marine zum Aufgeben seiner Befehlshaberstellung gezwungen. Die frühere Admiralität mag durch ihre Untätigkeit und durch ihre Nachlässigkeit den Verlust einiger Kauffahrteischiffe verursacht haben, die jetzige hat aber eine ganze Kriegsflotte gefährdet. Lord Hoods Abgang ist ein Nationalunglück."

Der Vizeadmiral Hotham erhielt an Stelle Hoods den vorläufigen Oberbefehl über die Flotte im Mittelländischen Meere. Wenn er sich in dem Treffen am Capo Corso im Golf von Genua energischer gezeigt hätte, würde er vielleicht das dauernde Kommando über das Geschwader erhalten haben.

„Hotham ist sicherlich der beste Mensch, der sich denken läßt," schrieb damals Nelson, „aber er nimmt alles zu philo-

*) Er wurde im März 1796 Gouverneur des Greenwich-Hospitals und starb im Jahre 1816.



Admiral Lord Nelson.

(Nach einem Gemälde von L. F. Abbott.)

sophisch. Hier wäre ein tätiger und unternehmender Mann erforderlich, er ist aber weder das eine noch das andere. Wenn nur jeder Monat hingeht, ohne daß wir einen Verlust erlitten haben, fühlt er sich befriedigt. In keiner Beziehung ist er mit Lord Hood zu vergleichen. Dieser ist wirklich der bedeutendste Offizier, den ich kennen gelernt habe. Lord Howe ist allerdings auch ein Offizier von ungemeinen Fähigkeiten zur Fuhrung und Leitung einer Flotte, aber das ist auch alles. Lord Hood ist gleich ausgezeichnet in jeder Lage, worin ein Admiral sich befinden kann."

Wie wir im ersten Band gesehen hatten, war bereits seit Ende des Jahres 1794 eine Expedition gegen Korsika im Gange, bei welcher Napoleon die Artillerie befehligen sollte*).

Dieses Unternehmen fand aber schon sein Ende, ehe man die Küste Frankreichs verließ, denn die Flotte, die sich vor Abgang der Transportschiffe mit der feindlichen am 13. und 14. März 1795 in der Nähe des Capo Corso gemessen hatte, war geschlagen worden, und die Landungstruppen erhielten am 19. Marz Befehl, sich wieder zur Italienischen Armee zu begeben.

Obgleich der Verteidigungszustand der Insel wegen der zu geringen Truppenstärke viel zu wünschen übrigließ, war die administrative Lage Korsikas im Laufe des Jahres 1795, dank der Mitarbeit Pozzo di Borgos, der bei der Gründung des Königreichs einstimmig zum Staatsrat ernannt worden war, zufriedenstellend. Aber Pozzo di Borgo schuf sich durch sein herrisches und wenig zugängliches Wesen viele Feinde, und bei dem zur Unruhe geneigten Charakter des korsischen Volkes war es vorauszusehen, daß der Sturm bald wieder losbrechen würde.

Inzwischen hatte Elliot das 100. Regiment aus Gibraltar erhalten, und auch eine Verstärkung der englischen Flotte

*) Vgl. Bd I, S 293—297

trug wesentlich dazu bei, die Sicherheit nach außen hin zu vermehren, so daß das Jahr 1795 unter weit günstigeren Voraussetzungen als das verflossene für den Vizekönig seinen Anfang nahm. Elliot begann bereits seine Augen auf Sardinien zu werfen, das er für die Krone Englands zu erobern trachtete.

Aber die Siege Bonapartes in Italien und andere Umstände, die der Weltlage bald eine andere Gestaltung und der englischen Politik eine andere Richtung gaben, sollten auch auf Korsika von großem Einfluß sein!

Längs der Riviera, besonders in dem Korsika am nächsten liegenden Hafen Livorno, hatten sich alle mit der jetzigen Lage unzufriedenen und Frankreich geneigten Korsen gesammelt. Sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um von neuem einen Handstreich auf die Insel zu unternehmen. Bereits am 21. Mai 1796 und dann am 20. Juli aus Castiglione ergingen an den Bataillonschef Bonelli, der sich nach Korsika begeben sollte, Weisungen, den Aufstand auf der Insel vorzubereiten. In Bocognano, wohin sich Bonelli begeben hatte, brachen zuerst die Unruhen aus. An der Spitze von 2000 Mann, denn die Regimenter Boll und Dillon waren kürzlich auf Korsika gelandet und hatten die Besatzung in willkommener Weise verstärkt, machte sich der Vizekönig auf, den Widerstand zu unterdrucken. Es sollte ihm auch auf gütigem Wege gelingen. Aber mit der Ruhe auf Korsika war es vorbei. Man war die englischen Regierung satt; die republikanischen Agenten taten das ihrige, und der Vizekönig sah immer mehr seine Macht und seine Volkstümlichkeit schwinden. Als kluger und vorsichtiger Mann war er beizeiten darauf bedacht, für die Flotte seines Königs einen anderen Stützpunkt im Mittelländischen Meere zu wählen, falls es die Verhältnisse mit sich bringen sollten, die Insel Korsika zu räumen.

Ohne seine Regierung zu benachrichtigen, beschloß er im



Ansicht von Calvi.
(Sammlung des Prinzen Roland Bonaparte.)

Einverständnis mit dem Admiral Sir John Jervis, ein Truppenkorps nach Elba hinüberzusenden, um sich Porto Ferraios zu bemächtigen. Jervis war unterdessen am 11. November 1795 nach dem Mittelmeere abgegangen, um an Stelle Hothams die englische Flotte zu befehligen. Die Ausführung des Unternehmens gegen Elba übernahm der Kommodore Nelson mit seinem aus drei Schiffen bestehenden Geschwader. Fast ohne Schwertstreich nahmen die Engländer am 10. Juli von Elba Besitz. Die Insel gehörte dem Großherzog von Toscana, mit dem England damals in Frieden lebte. Elliot beunruhigte sich jedoch wegen dieser widerrechtlichen Handlung nicht besonders. Er beschloß seinen Bericht vom 11. Juli 1796 an den Herzog von Portland*), den Minister des Innern, mit den Worten: „Unser Einfall in einen Teil des großherzoglichen Gebietes wird, wie ich hoffe, nicht als eine Verletzung des Völkerrechts betrachtet werden. Da die Franzosen in Toscana sind, kann sich der Großherzog von Rechts wegen nicht beklagen, daß die Engländer die Insel Elba besetzen.“ Nachdem auch Capraja in die Hände der Engländer gefallen war, hoffte der Vizekönig sich auch des bereits durch ein englisches Geschwader blockierten Livorno bemächtigen zu können.

Alles war zur Abfahrt bereit. Da traf eine Depesche des Herzogs von Portland ein, die alle Hoffnungen Elliots zunichte machte. Es sollte ihm nicht allein das 100. Regiment entzogen werden, sondern dem Vizekönig wurde auch befohlen, Maßnahmen zur Räumung Korsikas zu treffen. Infolge der Siege der Franzosen in Deutschland und Italien, besonders aber infolge des Bündnisvertrags zu Ildefonso vom 27. Juni 1796 zwischen Frankreich und Spanien, hatte sich die Lage für die Engländer vollkommen verändert. Spanien war zu einem Kriege mit England bereit. Dieses mußte jetzt bedacht sein, seine verfügbaren Truppen aus

*) William Henry Cavendish Bentinck, dritter Lord von Portland.

dem Mittelmeere zur Verteidigung der eigenen Küsten heranzuziehen, denn die Gefahr einer feindlichen Landung rückte immer näher. Nicht allein Korsikas, sondern auch Gibraltars Besetzung wurde vom englischen Volke vielfach getadelt! Trotz aller Einwände Elliots, daß die Insel nicht schwer zu halten sei, und daß Korsika aufgeben auch Italien aufgeben hieße, wurde er dringend aufgefordert, den erhaltenen Befehlen nachzukommen. Er traf infolgedessen Anstalten zur Räumung der Insel.

Inzwischen war aber die von Bonaparte vorbereitete Expedition nach Korsika in vollem Gange. Am 11. August erhielt der Divisionsgeneral Casabianca von Bonaparte die Weisung, sich nach Livorno zu begeben. Am 25. August erfolgte der Befehl zur Bildung korsischer Kompagnien in Livorno, und am nächsten Tage, am 26. August, erhielt Saliceti eingehende Vorschriften, nach und nach kleine Abteilungen unter dem General Cervoni nach Bastia übersetzen zu lassen. Endlich, als Bonaparte vom General Gentili erfahren hatte, daß die Engländer im Begriff seien, die Insel zu verlassen, erhielt Gentili als Oberbefehlshaber des Landungskorps am 17. Oktober von Modena aus die eingehendsten Vorschriften. Bereits am 14. Oktober hatte Casalta mit dem Regierungskommissar Saliceti Livorno verlassen, und schon am nächsten Tage landeten sie, trotzdem sich das englische Geschwader in der Nähe des Hafens befand, in Maccinaggio, beim Capo Corso.

Ohne Zeit zu verlieren, marschierte Casalta auf Bastia, und trotz seiner geringen Truppenzahl ließ er Elliot zur Abfahrt auffordern. Nelson und andere höhere Seeoffiziere rieten zwar zum Widerstand, doch der Vizekönig ließ sich von korsischen Abgesandten umstimmen und erteilte Befehl, sich sogleich an Bord zu begeben. Die Einschiffung geschah fast mit Überstürzung, und am 17. Oktober 1796 verließ das ganze englische Geschwader Bastia.

Ajaccio war bereits am 16. Oktober geräumt worden, nur in San Fiorenzo befand sich noch eine englische Besatzung. Hierher begab sich nun Elliot mit dem Geschwader Nelsons. Aber General Casalta beschloß, den Engländern keine Zeit mehr zum wirksamen Widerstande zu lassen, obgleich diese auch durch die Besatzungen von Ajaccio und Calvi verstärkt worden waren. Schnell marschierte er den Engländern auf dem Landwege nach, wußte er doch, daß ihm Gentili bald folgen würde. Es kam aber auch hier nicht zum Kampfe, denn Elliot ließ sämtliche Truppen einschiffen und wandte sich dann nach Porto Ferraio. Inzwischen hatte nämlich unter den Mauern von San Fiorenzo die Vereinigung beider korsischen Generale stattgefunden.

Elliot ließ noch durch Sir John Jervis Piombino besetzen, legte dann sein Amt als Vizekönig von Korsika nieder und gab den Befehl über die Landtruppen an den General von Burgh. So endete nach zweijährigem Bestehen das Königreich Korsika, für dessen Besitzergreifung durch die Engländer ebensowenig Blut vergossen worden war als bei der Zurückeroberung durch die Franzosen. Die Insel sollte nun für immer zu Frankreich gehören.

Trotz der dreijährigen Anwesenheit einer starken englischen Flotte im Mittelländischen Meere unter den Befehlen Hoods, später Hothams und schließlich Jervis' hatte sie fast zu nichts anderm gedient als zur vorübergehenden Besetzung Korsikas! Infolge der ungünstigen politischen Lage im Sommer 1796 sah sich Großbritannien veranlaßt, auf seine Machtstellung im Mittelmeere zu verzichten. Als dann die Regierung auf Grund der dringenden Vorstellungen Elliots und Jervis' Gegenbefehl zur Räumung Korsikas und somit des Hauptstützpunktes der Flotte gab, war es zu spät. Viel mag auch das Verhalten des Konteradmirals Man beigetragen haben, daß die Lage sich nicht günstiger



Die Seeschlacht im Meerbus



on Gascogne am 1. Juni 1794.

gestaltete, denn dieser hatte Sir John Jervis die Möglichkeit genommen, eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Der Konteradmiral Man blockierte im Frühjahr Cadix, in dessen Hafen eine französische Flotte vor Anker lag. Wegen des gespannten Verhältnisses zwischen England und Spanien aber gab Jervis ihm Befehl, mit seinen sieben Schlachtschiffen zu ihm in die korsischen Gewässer zurückzukehren. Infolgedessen hob Man am 29. Juli die Blockade von Cadix auf. Er unterließ es aber, sich genügend mit Proviant zu versehen, so daß ihn Sir John Jervis wieder nach Gibraltar zurücksandte, um Lebensmittel zu holen. Der Admiral kam aber nicht wieder, denn inzwischen war der Krieg mit Spanien ausgebrochen. Eine weit überlegene spanische Flotte von 19 Schlachtschiffen unter Admiral Langara hatte auf das englische Geschwader Jagd gemacht. Admiral Man entkam zwar, sah sich jedoch veranlaßt, seinen Weg nach England zu nehmen. Die Admiralität war mit seinem Verhalten sehr unzufrieden, und er mußte bei seiner Ankunft in Spithead seine Admiralsflagge streichen.

Da Man nicht zurückkehrte, ging Jervis Anfang November mit seinem Geschwader in See. Am 1. Dezember erreichte er Gibraltar. Von dort brach er am 16. wieder auf, und am 21. Dezember 1796 warf er im Hafen von Lissabon Anker.

Während sich diese Ereignisse im Mittelländischen Meere abspielten, hatte am 1. Juni 1794 im Meerbusen von Gascogne eine Seeschlacht zwischen Admiral Lord Howe, dem Oberbefehlshaber der Kanalflotte, und Vizeadmiral Villaret-Joyeuse stattgefunden, die für die Engländer zwar siegreich ausging, doch auch nicht ohne Ruhm für den Gegner endete. Der französische Admiral sollte einem bedeutenden Getreidetransport, der aus Nordamerika erwartet wurde, entgegenfahren und ihn durch die englischen Kreuzer hindurch in die französischen Häfen geleiten. Als der Zusammenstoß beider

Flotten erfolgte, zählte die englische Kanalflotte 26 Schlachtschiffe, also ebensoviel als die französische. Villaret-Joyeuse verlor in diesem Treffen sieben seiner Schiffe. Aber auch die englische Flotte hatte stark gelitten, so daß der einige Tage darauf aus Amerika anlangende Getreidetransport mit dem Rest der Schlachtflotte ungehindert in Brest einlaufen konnte.

Trotz dieser Niederlage verließ Villaret-Joyeuse mit einer zahlreichen Flotte von 34 Linienschiffen und 13 Fregatten am 31. Dezember Brest von neuem und steuerte südwärts in die See hinaus. Obgleich viele Schiffe nur ungenügend ausgebessert und ausgerustet worden waren, sandte der Wohlfahrtsausschuß mitten im Winter eine Flotte hinaus. Ein Teil sollte unter dem Konteradmiral Renaudin mit sechs Schiffen zum Vizeadmiral Martin im Mittelländischen Meere stoßen, falls es ihm gelänge, der Wachsamkeit der englischen Flotte zu entrinnen. Aber es kam gar nicht so weit. Heftige Stürme und empfindlicher Proviantmangel veranlaßten die zahlreiche Flotte, die einige ihrer Einheiten einbüßte, wieder umzukehren, ohne ihre Aufgabe erfüllt zu haben.

Die französische Marine jener Tage war, ganz im Gegensatz zur englischen, arm an großen Seehelden, obgleich reich an tapferen Männern. Leider glaubte man im Nationalkonvent, daß man den Mangel an fachmännischer Bildung durch persönliche Tapferkeit ersetzen könne. Der Wohlfahrtsausschuß und die späteren Regierungen fanden daher immer mutige Leute genug, die nicht zurückschreckten, auf schlecht ausgebesserten und ausgerüsteten Schiffen in See zu stechen, um den Engländern eine Schlacht zu liefern, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu deren Vorteil ausfallen mußte. Die Engländer hatten alles für sich; vor allem besaßen sie tüchtige seemännische Bildung, die den Franzosen selbst noch während der Kaiserzeit abging, und einen unbeug-

samen, gestählten Willen, Eigenschaften, die das Glück an ihre Fahnen fesseln mußten!

Kaum war die französische Flotte wieder nach Brest zurückgekehrt, als der Wohlfahrtsausschuß im Februar 1795 durch den Konteradmiral Renaudin einen neuen Versuch machen ließ, einige Schiffe zum Geschwader des Vizeadmirals Martin stoßen zu lassen. Am 22. Februar 1795 segelten sechs Linienschiffe und drei Fregatten aus Brest ab, und am 4. April langten sie glücklich im Hafen von Toulon an. Inzwischen aber hatte auch der Vizeadmiral Hotham eine Verstärkung von neun Linienschiffen unter dem Konteradmiral Man erhalten, so daß die verbündete Flotte 21 englische und zwei neapolitanische Schlachtschiffe zählte. Am 13. Juli 1795 kam es bei den Hyerischen Inseln zum Gefecht, das trotz der großen englischen Übermacht zu keinen großen Ergebnissen führte, denn die Franzosen verloren nur ein einziges Linienschiff.

Ein entscheidender Sieg der Engländer hätte die militärische Lage der Franzosen an der Riviera äußerst gefährden und den Feldzug Bonapartes im nächsten Frühjahr arg bloßstellen können. Aber das Schicksal wollte nicht, daß ein Nelson an Stelle Hothams die englische Flotte befehligte und zum Siege führte!

Das Gefecht bei den Hyerischen Inseln war der letzte bemerkenswerte Zusammenstoß zwischen der englischen und der französischen Marine bis zur Schlacht bei Abukir und der Zerstörung einer der besten französischen Flotten. Jetzt sollten die Schläge, die Englands Admirale austeilten, nur die neuen französischen Bundesgenossen treffen, die Spanier und die Holländer, mit denen Frankreich am 22. Juli, beziehentlich bereits am 16. Mai 1795, Frieden und Bündnisse geschlossen hatte!

Schon jetzt mußte die französische Marine leider auf eine stattliche Zahl von Verlusten zurückblicken! Während der

ersten drei Kriegsjahre hatte Frankreich nicht weniger als 33 Schlachtschiffe verloren, wovon allerdings 13 in Toulon von den Royalisten dem Feinde übergeben worden waren. Ebensoviel hatte England erobert oder in den Grund gebohrt, und sieben Schiffe waren, da sie zu mangelhaft ausgerüstet oder ihre Mannschaften zu wenig seetüchtig waren, den Unbilden des Meeres zum Opfer gefallen. Hingegen konnte sich die englische Marine bis zur Seeschlacht von Abukir, also während dreier Jahre, keiner größeren Siege über die Franzosen rühmen!

Ehe Sir John Jervis das Mittelländische Meer verließ, hatte er Nelson beauftragt, die Garnison und die zurückgelassenen Vorräte von der Insel Elba zu holen. Am 26. Dezember 1796 traf Nelson mit seinen beiden Fregatten in Porto Ferraio ein. Er hielt sich hier einen Monat lang auf und verließ dann mit Sir Gilbert Elliot, dem ehemaligen Vizekönig von Korsika, am 29. Januar 1797 die Insel*). Am 9. Februar erreichte Nelson mit seiner Flottille Gibraltar, und am 13., dem Vorabend der Schlacht von São Vicente, traf er wieder bei seinem Vorgesetzten ein und übernahm von neuem den Oberbefehl über das Linienschiff „The Captain".

Auf Grund des zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossenen Vertrags vom 19. August 1796 hatte die eine Macht der anderen im Kriegsfalle 24 000 Mann, 15 Linienschiffe und 10 Fregatten zu stellen. Die Ratifikationen wurden am 12. September ausgewechselt, und wenige Tage darauf erfolgte der Befehl zur Beschlagnahme sämtlicher spanischen Schiffe durch die Engländer. Die Spanier antworteten mit einer Kriegserklärung an Großbritannien.

Die spanische Marine verfügte zwar über prachtvoll ge-

*) Der Befehlshaber der Landtruppen, General de Burgh, blieb jedoch, da sich die Befehle Sir John Jervis' nur auf die Seetruppen und Vorräte bezogen. Im Frühjahr 1797, nach der Schlacht von São Vicente, holte Nelson den Konvoi mit den Landtruppen aus dem Mittelmeere ab, um sie nach Gibraltar zu geleiten.



Admiral Sir John Jervis, Earl of Saint-Vincent.
Gestochen von H. Robinson nach dem Gemälde von J. Hoppner.
(Saint James' Palace.)

baute, schnell segelnde Schiffe, doch die Offiziere und die Mannschaften waren minderwertig. Napoleon setzte während des Kaiserreichs den Gefechtswert eines französischen Schiffes, wohl nicht vollkommen mit Recht, dem zweier spanischen gleich. Und da die Mannschaften eines französischen Schlachtschiffes einem gleichstarken englischen Schiffe an Geschicklichkeit im Handhaben der Segel und im Bedienen der Geschütze auf offener See zweifellos bedeutend unterlegen waren, so war das Verhältnis in bezug auf Güte der Besatzung zwischen der englischen und der spanischen Flotte noch viel ungünstiger. Andernteils wieder verfügte Spanien damals über mehr als 50 schöne Schlachtschiffe, denen Jervis kaum ein Drittel entgegenzustellen vermochte.

Die zum Auslaufen bereite spanische Flotte zählte 26 Schlachtschiffe und 11 Fregatten. Sie stand unter dem Oberbefehle des Admirals José de Cordova, eines tüchtigen Seemanns. Am 1. Februar 1797 verließ diese stolze Armada Cartagena, passierte am 5. Februar das Vorgebirge von Gibraltar und steuerte auf Cadix zu. Ungünstige Winde jedoch verhinderten den spanischen Admiral, in den heimatlichen Hafen einzulaufen.

Sir John Jervis hatte am 6. Februar aus England eine Verstärkung von sechs Linienschiffen erhalten, — denn die Gefahr einer französischen Landung in Irland war vorläufig vorüber*), — so daß er seine Flotte, die in den letzten Monaten durch allerlei Unglücksfälle fünf Einheiten verloren hatte, wieder auf 15 Schlachtschiffe bringen konnte. Admiral Cordova hatte von der aus England eingetroffenen Verstärkung noch nichts erfahren. Er glaubte auch nicht, daß es die bedeutend schwächere feindliche Flotte wagen würde, ihn anzugreifen. Überhaupt hofften seine Schiffe nach dem soeben überstandenen Sturm so schnell wie möglich den Hafen zu

*) Vgl. S. 230.

erreichen, wodurch ihre Bewegungen sich weniger einheitlich gestalteten.

Der englische Admiral kreuzte seit Anfang Februar in der Nähe des Kap São Vicente, da er irgendein nach Cadix bestimmtes feindliches Geschwader abzufangen hoffte. Da bekamen sich plötzlich am 13. Februar beide Flotten in Sicht. Am Morgen des 14. wurden dem englischen Admiral erst 20, dann 25 feindliche Schlachtschiffe gemeldet, die in zwei Gruppen von 19 und sechs Schiffen segelten, während seine eigene Flotte eng beisammen in zwei Abteilungen von acht und sieben Schiffen fuhr.

Mit größter Geschicklichkeit manövrierten seine Kapitäne, denn sie alle waren sich bewußt, wieviel auf dem Spiele stand, und daß England dringend eines Sieges bedürfe, um die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen. Der Admiral ließ direkt auf die Lücke zwischen beiden Gruppen zusteuern und gab dann Befehl, eine Kolonne zu bilden. Cordova suchte zwar, als er den Feind erblickte, sogleich seine Flotte zu ordnen, aber sei es, daß seine Schiffe zu weit auseinander fuhren, sei es, daß die Kapitäne schlecht manövrierten: seine Absicht mißlang. Gegen $11^1/_2$ Uhr eröffnete Kapitän Troubridge mit dem „Culloden", der an der Spitze der englischen Flotte segelte, das Feuer.

Noch ehe die englischen Schiffe herangekommen waren, hatte der spanische Admiral Befehl gegeben, zu wenden, um einen nördlichen, mit der englischen Flotte fast parallel laufenden Kurs einzuschlagen, jedoch in entgegengesetzter Richtung. Er glaubte nämlich, daß es ihm nicht gelingen würde, eine Vereinigung seiner Luvwartgruppe mit der Leegruppe herbeizuführen. Als Jervis der Bewegung des Feindes ansichtig ward, erteilte er seinerseits sofort Befehl zum Gegenmarsch. Als genialer Flottenführer ließ er die Richtung auf die Nachhut der größeren, also der Luvwartgruppe, nehmen.

Wie bei einer Flottenübung wurden seine Befehle ausgeführt. Entzückt rief er aus, als er das erste Schiff der Kolonne wenden sah: „Seht nur den Troubridge an, manövriert er nicht, als ob ganz England die Augen auf ihn gerichtet hätte!? Wollte Gott, es wäre wirklich bei dieser Schlacht zugegen, dann würde es den tapferen Befehlshaber des „Culloden" schätzen lernen wie ich!"

Es war gegen 1 Uhr, als Jervis die feindliche Stellung durchbrochen hatte und auf die spanische Nachhut zusteuerte. Die Spanier waren jedoch gute Segler, und es dauerte geraume Zeit, ehe die englische Vorhut die feindlichen Schiffe eingeholt hatte. Cordova seinerseits gab es noch nicht auf, sich mit seiner Leegruppe zu vereinigen, und steuerte auf Südost zu.

Jetzt trat eine Wendung im Gefecht ein, der der Erfolg des Tages zum großen Teile zuzuschreiben ist. Die englische Flotte fuhr, wie man sich erinnern wird, in einer Linie, um an einem bestimmten Punkte umzuschwenken und dann auf die feindliche Nachhut zuzusegeln. Es würde also lange gedauert haben, ehe die letzten englischen Schiffe an den Feind herangekommen wären. Zum Glück befehligte Nelson die englische Nachhut! Hinter seinem Schiffe befanden sich nur der „Excellent" mit Nelsons Freund Collingwood und ein kleineres Schiff, „The Diadem". Ohne von Jervis Befehle zu erwarten, denn die Zeit drängte, wendete Nelson plötzlich vor dem Wind aus der Linie, versperrte dem mächtigen spanischen Admiralsschiff, der „Santissima Trinidad", einem Dreidecker von 130 Kanonen, den Weg und veranlaßte ihn, umzudrehen! Inzwischen war auch Troubridge, der an der Spitze der englischen Kolonne mit dem „Culloden" segelte und den Kurs ein wenig verändert hatte, herangekommen. Die englische Vorhut warf sich vereint mit der Nachhut Nelsons auf die feindliche Flotte und brachte sie in völlige Verwirrung. Endlich traf auch Jervis mit dem

Rest der englischen Flotte ein, und die spanischen Schiffe wurden nun zwischen zwei Feuer genommen.

Sir Gilbert Elliot hatte vom Deck der Fregatte „Lively" aus das Gefecht beobachtet. Er sagte später zu Nelson: „Nichts in der Welt war heldenhafter als die Tat des „Captain". Die ruhmvolle Wendung des Schiffes, das die beiden Prisen fest in den Klauen hielt, hat nie seinesgleichen gefunden und wird nie übertroffen werden!"

Vier Schiffe, der „Salvador del Mundo", der „San Isidoro", der „San Nicolas" und der „San José" wurden genommen, letztere beiden durch Nelson, der auch den Degen eines spanischen Konteradmirals empfing.

Damit endete die Schlacht. Jervis wollte seinen Sieg nicht weiter verfolgen. Er war kein Nelson und begnügte sich mit dem erlangten Ergebnis!

Der spanische Admiral konnte mit seinen übrigen Schiffen entkommen. Von spanischer Seite aus wird behauptet, was wohl möglich sein kann, daß Cordova den Engländern am nächsten Tage nochmals eine Schlacht habe anbieten wollen, doch Jervis habe sie nicht angenommen.

Das Hauptverdienst in der Schlacht kam außer dem Oberbefehlshaber den Kapitänen Nelson, Collingwood und Troubridge zu. „Ihnen und dem „Culloden" (Kapitän Troubridge) gebührt die Ehre des Tages", schrieb Collingwood an seinen Freund Nelson. „Erlauben Sie mir, guter lieber Freund, Ihnen dazu Glück zu wünschen!"

Die Nachwelt hat den Anteil Nelsons an jenem Tage übertrieben, wie es so oft bei Männern geschieht, die durch die Glücksgöttin in ihrem Leben besonders ausgezeichnet wurden. Doch jedem das Seine! Jervis gehört das größte Verdienst, denn ohne Zaudern hatte er den weit überlegenen Feind angegriffen und die notwendigen Verfügungen getroffen, um den Sieg der englischen Flotte zu sichern. Andererseits darf man den Sieg der wohlgeschulten, wenn auch an Zahl



Kapitän Sir T. Troubridge.
(Nach dem Gemälde von Sir W. Beechey.)

geringeren Flotte über einen zahlreicheren Feind nicht überschätzen, denn die Spanier waren nur mittelmäßige Gegner. Jedenfalls kam der verhältnismäßig leicht erfochtene Sieg gerade zur rechten Zeit und trug viel zur Beruhigung der öffentlichen Meinung in England bei.

Die britischen Verluste von 73 Toten und 227 Verwundeten entfielen meist auf die Schiffe „Captain", „Culloden", „Excellent" und „Blenheim". Wieviel Mannschaften die Spanier verloren, ist nicht genau zu ermitteln. Sie müssen jedoch beträchtlich gewesen sein, denn allein auf den vier genommenen Schiffen befanden sich 603 Tote und Verwundete.

Sir John Jervis wurde für seinen Sieg zum Peer ernannt. Er erhielt den Titel Earl of Saint Vincent und Baron of Meaford mit einer lebenslänglichen Pension von jahrlich 3000 Pfund. Nelson erhielt am 17. März den Bathorden, und die anderen Offiziere wurden ihren Verdiensten entsprechend befördert oder mit Orden ausgezeichnet. Schon am 20. Februar erfolgte Nelsons Ernennung zum Konteradmiral, doch war seine Beförderung schon vor der Schlacht bei São Vicente beschlossen worden*). Die spanischen Offiziere hingegen, die am meisten an dem Verlust der Schlacht Schuld trugen, verloren ihre Posten; auch mußten zwei Admirale ihre Flagge streichen.

Die spanische Flotte begab sich nach der Schlacht nach Cadix und dann nach Algeciras. Jervis aber ging mit seinen vier Prisen nach Lissabon zurück.

Die englische Streitmacht wurde jetzt auf 21 Linienschiffe gebracht. Mit dieser ansehnlichen Flotte verließ der neue Graf von Saint Vincent am 31. März 1797 den Hafen von Lissabon, um vor Cadix zu kreuzen, denn dort befanden sich 28 spanische Linienschiffe zum Auslaufen bereit.

*) Die Nachricht von dem Siege bei São Vicente wurde erst am 3. März nachmittags in London bekannt.

Er hoffte auch eine der spanischen Silberflotten abzufangen, die aus Südamerika erwartet wurden. Aber alle seine Hoffnungen waren vergebens.

Da wirkte Nelson, dessen Tapferkeit bis zur Tollkühnheit ging, sich von seinem Oberbefehlshaber die Erlaubnis aus, einen Handstreich auf die Insel Teneriffa zu unternehmen. Er vermutete, daß sich dort im Hafen von Santa Cruz reich beladene Kauffahrteischiffe befänden. Am 15. Juli 1797 trat er mit vier Schlachtschiffen, drei Fregatten und einem Kutter den Raubzug nach Teneriffa an, der aber ein klägliches Ende nehmen sollte.

Die Spanier nämlich waren auf ihrer Hut und wiesen den von den Engländern in der Nacht vom 24. zum 25. Juli unternommenen Angriff auf Santa Cruz blutig zurück. Nelson verlor nicht allein 251 Tote und Verwundete, worunter einige tüchtige Offiziere, sondern büßte durch seine Waghalsigkeit auch noch seinen linken Arm ein! Krank und niedergeschlagen kehrte er am 16. August zu seinem Oberbefehlshaber zurück und begab sich dann, um seine Wunde heilen zu lassen, nach England. Erst im Dezember erklärte ihn sein Arzt für wiederhergestellt. Er erhielt am 19. des Monats den „Vanguard", ein Linienschiff von 74 Kanonen, auf dem er seine Admiralsflagge aufzog. Am 10. April 1798 ging er wieder zur See, um sich mit Lord Saint Vincent zu vereinigen. Dieser befand sich vor Cadix und blockierte die dort liegende verbündete französisch-spanische Flotte.

Einen glänzenderen Sieg als über alle französischen oder verbündeten Geschwader erfochten die britischen Admirale über ihre eigenen Flotten. In den ersten Monaten des Jahres 1797 waren auf den Geschwadern in Spithead, Plymouth und Sheerness Meutereien ausgebrochen, die sich nach und nach mit mehr oder weniger Heftigkeit auch auf die anderen englischen Flotten ausdehnten. Die Matrosen verlangten eine Erhöhung des Soldes, — denn die Preise der Lebensmittel



Nelson empfängt den Degen des Befehlshabers des „San Josef".
(Nach einem Gemälde von R. Westall.)

waren in den letzten Jahren ganz bedeutend gestiegen – eine bessere Verpflegung auf den Schiffen und gerechtere Verteilung der Prisengelder. Vor allem aber suchten sie die Erlaubnis zu erwirken, nach der Rückkehr nach England ihre Familien aufsuchen zu dürfen.

Die Verschwörung brach ganz unerwartet aus, und trotz vieler Zugeständnisse von seiten der Regierung konnte sie nur mit größter Strenge nach und nach niedergeworfen werden, da sie sich auch auf die in ausländischen Gewässern befindlichen Schiffe verbreitet hatte. Sogar bis auf die Cadix blockierende Flotte war der Geist des Aufruhrs verpflanzt worden. Mit gerechter, aber unerbittlicher Strenge stellte Saint Vincent bald auf seinen Schiffen die Ruhe wieder her. Sonderbarerweise zog die in Brest befindliche französische Flotte keinen Nutzen aus diesen bedauerlichen Zuständen in der englischen Marine, um einen Hauptschlag gegen die Engländer zu unternehmen. Die von der ersten unglücklich verlaufenen Expedition nach Irland zurückgekehrten Schiffsmannschaften waren vermutlich selbst so demoralisiert, daß man sie in absehbarer Zeit nicht, wenigstens nicht zu einer Seeschlacht verwenden konnte.

Im Verlaufe des Krieges mit England kam das Direktorium immer mehr davon ab, dem Gegner in offener Seeschlacht entgegenzutreten. Wegen des schlechten Zustandes der französischen Marine beschränkte man sich größtenteils auf den Kaperkrieg, der Englands zahlreicher Handelsmarine großen Schaden zufügte. Man bediente sich der Geschwader vielmehr nur zu mittelbaren Zwecken. Bis zum Frieden von Amiens im Jahre 1802 sandte die Regierung nur dreimal größere Flotten auf die See hinaus. Zweimal davon bildeten die französischen Geschwader nur die Bedeckung einer Streitmacht, die man über das Meer geleiten wollte. Das erste Mal im Jahre 1796, als Hoche eine Landung in Irland versuchte, und das zweite Mal im Jahre

1798, als Bonaparte sein Heer nach Ägypten überführte. Jedesmal indes nahm man seine Zuflucht, um den gehofften Zweck zu erreichen, mehr zur List und zur Überraschung des Feindes, als daß man sich auf die eigene Stärke und Geschicklichkeit verließ!

Die Chronik jener Jahre ist besonders reich an Darstellungen von Einzelgefechten, und sie berichtet von genommenen und wieder befreiten Kauffahrteischiffen. Obgleich die englischen Handelsschiffe gewöhnlich in größeren Massen segelten, die von einigen Kriegsschiffen begleitet wurden, so fielen doch zahlreiche einzelne Fahrzeuge den französischen Kapern in die Hände. Natürlich blieben auch die Engländer nicht untätig, und ihre Kreuzer brachten viele französische oder neutrale Schiffe, die mit Waren nach Frankreich bestimmt waren, auf.

Da die Engländer über eine sehr zahlreiche und gut ausgebildete Marine verfügten, die im Verlaufe des Krieges die französische Flotte immer mehr übertraf, so erklärt sich die neue Taktik der Gegner von selbst. Die Franzosen wagten sich nicht mehr aufs offene Meer hinaus, da jedes ihrer in den Kriegshäfen befindliche Geschwader allein zu klein war, um mit Wahrscheinlichkeit auf Erfolg einer der englischen Flotten entgegenzutreten. Die Engländer mußten sich daher begnügen, die französischen Kriegshäfen zu blockieren und zu verhindern, daß eine der feindlichen Flotten heimlich auslief, um sich mit einem anderen Geschwader in einem französischen oder verbündeten Kriegshafen zu vereinigen.

Brest war der wichtigste von den im Atlantischen Meere liegenden französischen Häfen. Es mußte daher das Hauptbestreben der englischen Kanalflotte sein, diesen Hafen aufs engste zu blockieren, um ein Auslaufen der französischen Flotte unter allen Umständen zu verhindern. Der Oberbefehl der britischen Kanalflotte lag früher in den Händen Lord Howes, seit dem Jahre 1796 aber in denen Lord

Bridports*). Beide betrauten meist einen ihrer Unterführer mit der Blockierung Brests. Es gelang den Franzosen jedoch zweimal innerhalb des neunjahrigen Seekriegs, die Wachsamkeit der Engländer zu täuschen. Einmal geschah dies im Jahre 1796, als Hoche die irländische Landung versuchte, und das andere Mal, als Vizeadmiral Bruix im Jahre 1799 mit 25 Linienschiffen aus Brest entschlüpfte, um ins Mittelmeer zu segeln.

Schon öfters hatten die französischen Regierungen im Laufe des 18. Jahrhunderts die Absicht gehabt, eine Landung in England oder besser in Irland zu versuchen. Jetzt, unter dem Direktorium, kam man, nicht zum wenigsten auf Veranlassung der Häupter der „United Irishmen“, eines Lord Fitzgerald, eines O'Connell und vor allem des Gründers der „United Irishmen“, des Rechtsanwaltes und Schriftstellers Wolfe Tone, auf eine Landung auf der von England unterdrückten Insel zurück. Seit dem Sommer 1796 war die Expedition eine entschiedene Sache, und Hoche, der am 26. Dezember 1795 zum General der Armee des Ozeans und am 20. Juli 1796 zum General der Armee von Irland ernannt worden war, beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem großen Plan, dem er sein ganzes Genie, sein ganzes Können, seine ganze Zeit widmen wollte.

Die französische Regierung wiegte sich in hoffnungsvollen Träumen, als sie am 19. Juli 1796 Hoche eingehende Vorschriften mit auf den Weg gab. Sie sah sich schon als Herrscherin über das Inselreich, dem sie bald Gesetze vorschreiben würde, und hatte alles vorgesehen, was im Falle des Gelingens geschehen sollte! Hoche zur Seite stand der Brigadegeneral Chérin als Generalstabschef. Ihm unterstellt waren unter anderen die Generale Grouchy, Hardy,

*) Alexander Hood, Viscount Bridport, war der jüngere Bruder Samuel Hoods. Seit dem Jahre 1793 war er zweiter Befehlshaber, seit dem 16. Mai 1796 aber erster Befehlshaber der Kanalflotte



Admiral Lord Bridport.
Nach einem Stich von J. Chapman.
(Sammlung Kircheisen.)

Humbert und Hédouville. Wolfe Tone diente als Adjutant unter dem Namen Smith. Als er die von dem amerikanischen Oberst Tate befehligte „Schwarze Legion“ oder „Armée des Francs“ sah, die aus allerlei Gesindel, Galeerensklaven und sonstigen Abenteurern gebildet waren, blutete sein Herz, doch sein Haß gegen alles, was englisch war, ließ ihm auch dieses Mittel recht sein.

Anfänglich sollte der Vizeadmiral Villaret-Joyeuse die Flotte befehligen, die den Auftrag hatte, das Expeditionskorps nach Irland zu geleiten.*) Er brachte dem Unternehmen aber nur geringes Vertrauen entgegen, denn er kannte die Untauglichkeit der französischen Marine; man warf ihm sogar gegenrevolutionäre Absichten vor. Im letzten Augenblick wurde er auf Hoches besondere Bitte durch den Vizeadmiral Morard de Galles ersetzt, der mit Auszeichnung unter Suffren im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gefochten hatte. Morard de Galles zur Seite standen die Konteradmirale Bouvet, Nielly und Richery. Um eine möglichst große Flottenmacht für die Expedition zu vereinigen, hatte Villeneuve Befehl erhalten, mit fünf Schiffen nach Brest zu segeln; Richery mit ebenfalls fünf Schiffen wurde aus Amerika erwartet, man hatte sogar gehofft, die Spanier würden sich mit einigen Fahrzeugen an der Expedition beteiligen. Richery kam zwar mit seinem Geschwader in Frankreich an, aber nur zwei Schlachtschiffe konnten für die Expedition nach Irland verwendet werden. Sie trafen am 11. Dezember in Brest ein. Villeneuve kam zu spät an, und die Spanier enthielten sich ganz der Beteiligung.

*) Auf Grund einer Eingabe des Marineministers Vizeadmirals Truguet vom 21. März 1796 war vom Direktorium folgende Neuordnung der Admirale gebilligt worden:
Im Dienst befanden sich die Vizeadmirale, Thévenard, Morard de Galles, Villaret-Joyeuse und Martin; die Konteradmirale: Le Large, Rosily, de Sercey, de Vence, d'Albarade, Bouvet, Renaudin, Nielly, Leisègues, Vanstabel, Cornic und de Richery; zu Konteradmiralen befördert wurden an demselben Tage die Abteilungschefs: Brueys, Blanquet du Chayla und Villeneuve.



L. Hoche als junger Offizier.
Nach dem Porträt von R. Le Febvre.
(Musée national de Versailles.)

Abgesehen von diesem Mißgeschick waren die Elemente dem Unternehmen anfänglich günstig. Es gelang, die Engländer zu täuschen, und am 16. verließen Hoche und Morard de Galles mit einem Geschwader von 17 Linienschiffen, 13 Fregatten, 5 Korvetten und 8 Transportschiffen und einem Landungskorps von 14 400 Mann die Reede von Brest und steuerten durch die Straße du Raz auf die Südwestküste von Irland zu. Sobald aber die Flotte die heimatlichen Gewässer verlassen hatte, änderte sich das Glück. Das Wetter wurde schlecht, die Dunkelheit brach schon herein, und da der Wind umschlug, gab Morard de Galles Befehl, nicht durch die Straße du Raz zu fahren. Die Befehle konnten aber nur teilweise verstanden werden, so daß sich die Befehlshaber zur See und zu Lande, die sich auf der Fregatte „Fraternité“ befanden*), nebst drei anderen Fregatten und einem Linienschiff am nächsten Tage von dem übrigen Geschwader getrennt sahen. Der unglückliche Zufall wollte, daß sie dasselbe überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekamen! Als der Nächstkommandierende, Konteradmiral Bouvet, am 19. die versiegelten Befehle öffnete, hatte er von den ausgelaufenen 43 Schiffen nur 34 Schiffe, darunter 15 Schlachtschiffe, unter seinem Kommando. Der Zweitkommandierende der Landungstruppen, Divisionsgeneral Grouchy, befand sich gleichfalls bei ihm. Ohne auf seinen Vorgesetzten zu warten, steuerte Bouvet seinen Befehlen gemäß der Bantry Bay zu. Am Abend des 22. Dezember warf er mit acht Schlacht- und sieben anderen Schiffen bei Bear Island Anker. Die übrigen Fahrzeuge blieben außerhalb der Bay, konnten sich aber auch die nächsten Tage nicht dem Lande nähern, da der Wind ungünstig wehte.

*) Seitdem Admiral Graf Grasse auf einem Linienschiff in der Schlacht bei der Insel Saint-Barthélemy im Jahre 1782 den Feinden in die Hände gefallen war, durften die französischen Admirale während, oder angesichts einer Schlacht ihren Posten nicht mehr auf einem Schlachtschiff, sondern mußten ihn auf einer Fregatte einnehmen.

Infolge des zum Sturm umgeschlagenen Windes wurden einige Schiffe von den Ankertauen losgerissen. Da kaum 4000 Mann gelandet werden konnten, beschloß man nach abgehaltenem Kriegsrat, die Expedition aufzugeben und zurückzukehren. Bouvet, dessen Schiff in die See hinausgetrieben war, war schon vorher umgekehrt. Auch Grouchy, der Zweitkommandierende der Landungstruppen, war ein Mann von viel zu geringer Entschlossenheit, als daß er den Umständen gemäß anders gehandelt hätte. So verließen die Schiffe in größeren oder kleineren Gruppen die irischen Gewässer, und am 14. Januar 1797, also fast einen Monat nach Abgang der stolzen Armada, waren 35 mehr oder weniger beschädigte Schiffe in die am nächsten gelegenen französischen Häfen wieder eingelaufen! Sechs Schiffe waren dem Feinde in die Hände gefallen, und vier Fahrzeuge waren gescheitert oder untergegangen. Ein fünftes Schiff, „Le Séduisant", ein Schlachtschiff von 74 Kanonen, war gleich bei Beginn der Ausfahrt aus dem Hafen von Brest auf eine Klippe aufgefahren, doch hatte man die Mannschaft zum größeren Teile retten können.

Die Fregatte „Fraternité", die die beiden Oberbefehlshaber an Bord trug, war von ihrem Kurse ganz abgekommen und hatte die übrige Flotte überhaupt nicht wiedergesehen. Sie wurde nach Süden verschlagen und kam am 14. Januar bei der Insel Ré an! Hoche betrat in La Rochelle den französischen Boden, krank und niedergedrückt, daß die mit so großen Hoffnungen begonnene Expedition ein so klägliches Ende nehmen mußte. Bouvet wurde ohne Untersuchung seines Postens für verlustig erklärt und erhielt erst unter dem Konsulat wieder eine Anstellung.

Bei einer Beurteilung der irländischen Expedition muß man sich vor allem fragen, was tat währenddessen die englische Marine? Wenn der mit der Überwachung von Brest betraute englische Admiral so unvorsichtig war, eine be-

deutende feindliche Flotte, die 14400 Mann Landungstruppen an Bord trug und die in Irland den größten Schaden hätte anrichten können, aus dem französischen Hafen auslaufen zu lassen*), konnte man dann nicht wenigstens sofort Maßnahmen treffen, um der feindlichen Flotte zu folgen, sie unterwegs oder bei der Rückkehr anzugreifen und zu vernichten?

Alle diese Fragen beschäftigten damals aufs eingehendste die öffentliche Meinung in England.

Die Überwachung des Kriegshafens von Brest war einem Unterführer der etwa 30 Schlachtschiffe starken englischen Kanalflotte anvertraut, die in Spithead ihr Hauptquartier hatte. Gewöhnlich kreuzten sieben bis acht Linienschiffe vor dem Hafen von Brest, aber da man von den bedeutenden Rüstungen der Franzosen erfahren hatte, war das unter Vizeadmiral Sir John Colpoys stehende Geschwader auf 15 Linienschiffe gebracht worden. Trotz des von Lord Saint Vincent aufgestellten Grundsatzes, daß sich bei östlichem Wind die englische Flotte nahe bei der Insel Quessant zu halten habe, befand sich das englische Geschwader etwa 40 bis 50 Seemeilen von dieser Insel entfernt.

Sir Edward Pellew, der spätere Lord Exmouth, kreuzte zwar mit einigen Fregatten in der Nähe von Brest, doch erst am 22. konnte Sir John Colpoys von einer der Fregatten, die ihm Pellew zugesandt hatte, aufgefunden und von der Abfahrt der Franzosen benachrichtigt werden. Über die Richtung, die die feindliche Flotte eingeschlagen hatte, war nichts bekannt. Am 21. oder 22. erhielt der Oberstkommandierende der Kanalflotte, Lord Bridport, direkt von Pellew

*) Kaum 45 Seemeilen von Bear Island entfernt lag die Stadt Cork, wo Vorräte im Werte von 30 Millionen Mark aufgestapelt waren, worunter ein großer Teil für die Flotte bestimmt war. Wenn die Landung nur einigermaßen vom Glück begünstigt gewesen wäre, dann würde wenigstens diese Stadt den Franzosen in die Hände gefallen sein.



Sir E. Pellew, später Lord Exmouth.
(Gestochen von W. Finden nach einem Porträt von W. Owen.)

Meldung, und am 31. Dezember wurde es in London bekannt, daß man französische Schiffe an der irischen Küste gesehen habe. Weder Colpoys noch Bridport zeigten sich der Lage gewachsen. Nachdem Colpoys lange gezaudert hatte, was er tun sollte, entschloß er sich endlich, nach Falmouth zu segeln und das Kap Lizard zu überwachen und dann nach Spithead zurückzukehren. Hier ging er am 31. Dezember vor Anker. Lord Bridport verließ am 25. Spithead, konnte aber erst am 3. Januar 1797 14 Linienschiffe unter seinem Befehle vereinigen und in See gehen. Als er jedoch erfuhr, daß die Franzosen in ihrer Absicht, in Irland zu landen, gescheitert seien, ging auch er wieder nach Spithead zurück. Obgleich zwei Geschwader von je 14 Schlachtschiffen gefechtsbereit gemacht worden waren, gelang es beiden doch nicht, ein einziges französisches Schiff aufzuheben! Man sieht, daß Bridport kein Saint Vincent und Colpoys kein Nelson oder ein anderer in Saint Vincents Schule groß gewordener Admiral war!

Als im nächsten Jahre in Irland die Revolution zum wirklichen Ausbruch kam, versuchte das Direktorium noch einige kleinere Landungen, denn das Hauptinteresse der Regierung war auf den ägyptischen Feldzug gerichtet. General Hardy sollte mit etwa 5000 Mann von Brest und Rochefort aus die irländische Küste zu erreichen suchen und Kilmaine mit einer starken Reserve im Falle des Gelingens folgen. Die kleinere Division unter General Humbert, die jedoch Hardy unterstellt war, ging mit 1150 Mann auf drei Fregatten und einem Aviso unter Leitung des Kapitäns Savary bereits am 4. August 1798 von Rochefort ab und verließ am 6. die Insel Aix. Nachdem Savary das Landungskorps glücklich am 21. August in Killala gelandet hatte, kehrte er nach der Heimat zurück. Humbert dagegen, ein Mann, der sich durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit in der Vendée vom einfachen Bauern zum Brigade-

general emporgeschwungen hatte, warf sich auf die sich ihm entgegenstellenden Engländer, schlug sie am 27. August bei Castelbar und eroberte die Grafschaft Connaught. Da er jedoch von den Irländern schlecht unterstützt wurde, unterlag er am 8. September bei Ballinamuck der englischen Übermacht. Mit seinen 850 Franzosen und etwa 1500 Irländern ergab sich Humbert dem 15000 Mann starken Heer des Vizekönigs von Irland, Lord Cornwallis'. Den Franzosen wurde meist eine gute Behandlung zuteil, aber man tötete eine große Zahl der aufständischen Irländer.

Am 14. September ging auch das Geschwader unter Segel, das Hardy, den eigentlichen Obergeneral der Expedition, an Bord trug. Am 16. September verließ es Brest. Die Flotte zählte ein Linienschiff, „Le Hoche", acht Fregatten und einen Aviso. Sie wurde von dem Abteilungschef Bompard befehligt. Als Hardy den Oberbefehl über die etwa 3000 Mann starken Landungstruppen übernahm, war er sehr wenig mit deren Haltung und Aussehen zufrieden. Er schrieb verzweifelt am 1. August an den Marineminister Bruix: „Ich habe eine Truppenschau vorgenommen. Ich habe die Truppen von allem entblößt gefunden, was einem wirklich Mitleid einflößt. In den Magazinen von Brest habe ich nicht einen Lumpen gefunden . . . . . !"

Der Wert der Landungstruppen sollte nicht auf die Probe gestellt werden. Die Flottille hatte allerdings von den Engländern unbemerkt den Hafen von Brest verlassen, doch wurde sie am nächsten Tage von einer feindlichen Fregatte gesehen. Diesmal handelten die Engländer entschlossener. Denn als sich Bompard dem Meerbusen von Lough Swilly, am Nordende von Irland, näherte, stellte sich ihm der Kommodore Sir John Waren mit vier Schlachtschiffen und vier Fregatten entgegen. Der Abteilungschef Bompard nahm das Gefecht am 12. Oktober an, doch verlor er sein Flaggschiff und sechs Fregatten, so daß nur zwei Fregatten nach

Frankreich zurückkehren und von der verunglückten Expedition Meldung erstatten konnten! Für Hardy war die Enttäuschung doppelt groß, denn er hatte von dem Schicksal Humberts vorher noch nichts erfahren; übrigens hatte er immer gefürchtet, daß dieser durch seine vorzeitige Abfahrt alles verderben würde.

Hardy und seine Gefahrten wurden gut behandelt und zum Teil bald ausgewechselt. Wolfe Tone, der irländische Patriot, aber wurde gefesselt ins Gefängnis geworfen und nach Dublin gebracht. Er entging nur dadurch der Hinrichtung durch den Strang, daß er sich im Gefängnis selbst tötete. So endete die letzte Expedition nach Irland, auf die die Irländer und viele Franzosen große Hoffnungen gesetzt hatten. Es ging zwar am 12. Oktober noch eine dritte Abteilung von Rochefort aus in See, doch als man den unglücklichen Ausgang der von Humbert und Hardy geleiteten Expeditionen erfuhr, kehrte die Flottille, ohne einen Landungsversuch gewagt zu haben, nach Frankreich zurück.

Wenn auch die französische Flotte nach der Ruckkehr aus der Bantry Bay und während der Meuterei in der englischen Marine zu einem neuen Einfall in England ungeeignet schien, so hoffte das Direktorium doch viel von einer Tätigkeit der verbündeten holländischen Flotte, der ein holländisch-französisches Expeditionskorps folgen sollte.

Infolge des Haager Vertrages vom 16. Mai 1795 hatte die Batavische Republik Frankreich 12 Linienschiffe und 18 Fregatten zur Verfügung zu stellen. Wenngleich die holländischen Schiffe an Zahl der Geschütze, an Ausrüstung, Schnelligkeit im Segeln und Ausbildung der Mannschaften den französischen und noch mehr den englischen Schiffen nachstanden, so war die vom Admiral de Winter befehligte Flotte doch nicht zu unterschätzen. Dem Admiral Duncan, der damals im 66. Lebensjahre stand, war von der englischen



General J. Hardy
(Gestochen von Coqueret nach einer Zeichnung von Kolbe.)

Admiralität die Aufgabe zuteil geworden, in Gemeinschaft mit einem unter Admiral Hanikoff stehenden russischen Geschwader die holländische Flotte zu überwachen. Im Herbst 1796 plante man sogar einen Angriff auf Helder und den Texel, den man aber aufgeben mußte, da die Möglichkeit eines Gelingens zu geringe Aussichten bot.

Als die Meuterei auf den englischen Geschwadern die englische Marine vollständig zu zerrütten drohte, erhielt die britische Admiralität im Mai 1797 die Mitteilung, daß die Holländer eine Landung an den englischen Küsten planten. Der Augenblick war sehr kritisch, denn die meisten englischen Schiffe befanden sich in offenem Aufstand, und nur wenige wären in der Lage gewesen, einen Kampf mit dem Feinde aufzunehmen. Zudem konnte man nicht mehr auf eine Mittätigkeit des russischen Geschwaders rechnen, da es in die Heimat abberufen worden war. Dem Admiral Duncan gelang es zwar, 12 Schiffe seefähig zu machen, aber in Yarmouth verließen die meisten der Mannschaften ihren Dienst, so daß er nur mit zwei Schlachtschiffen in See gehen konnte, um das Auslaufen der 14 Schlachtschiffe starken feindlichen Flotte aus dem Texel zu verhindern!

Die demokratische Partei in Holland war den Plänen des Direktoriums wohl geneigt, denn sie hoffte die an die Engländer verloren gegangenen Kolonien ganz oder teilweise wiederzuerobern. Hoche, der Kopf und die Seele der Landungsversuche auf den britischen Inseln, tat das übrige, um das Interesse wachzuhalten. Er hatte sich, bereits die tödliche Krankheit in der Brust, die ihn am 18. September 1797 hinwegraffen sollte, mit Wolfe Tone und dessen Anhängern, den „United Irishmen", im Haag besprochen und hoffte bestimmt, daß diesmal die Überfahrt gelingen werde. Sollte es ihm auch, wie er an seinen Waffengefährten, den General Hédouville schrieb, glücken, mit seiner Sambre- und Maasarmee bis nach Wien zu gelangen, so würde er doch



Admiral de Winter übergibt de



nun Duncan seinen Degen.

gern das Heer verlassen, um nach Dublin und dann nach London zu gehen!

In Holland sammelte sich ein 15 000 Mann starkes Expeditionskorps, das vom General Daendels befehligt wurde. Eine Division von 5000 Franzosen sollte dasselbe auf 20 000 Mann bringen. Der Admiral de Winter hatte 16 Schlachtschiffe und 10 Fregatten unter seinen Befehlen, und es ward ihm die Aufgabe gestellt, die Landungstruppen zu überführen, beziehentlich zu begleiten.

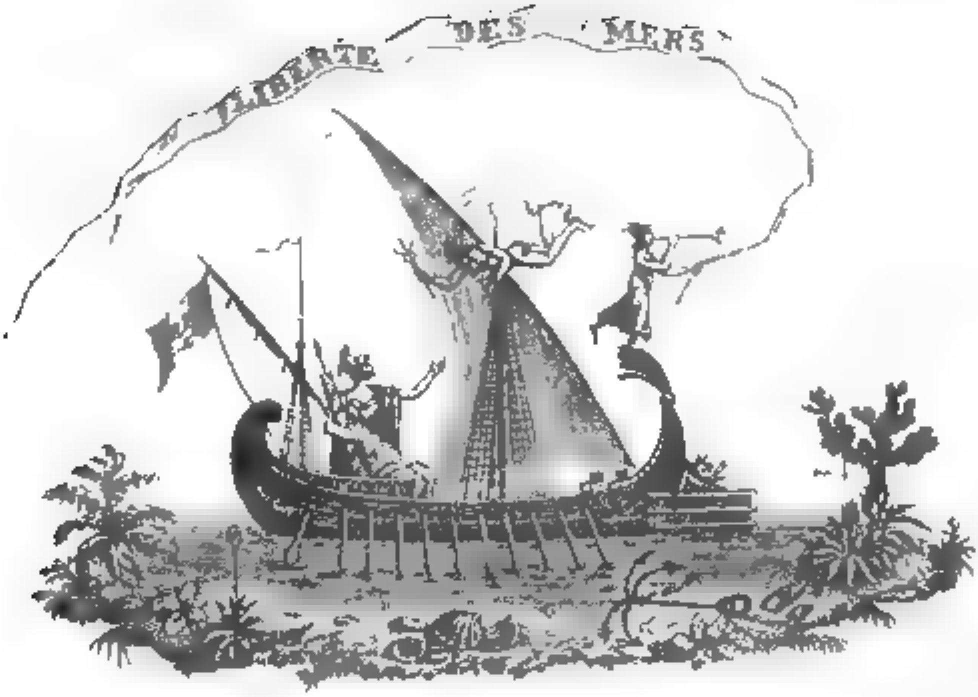
Admiral Duncan war in größter Verlegenheit. Glücklicherweise ging ihm im Juni eine beträchtliche Verstärkung zu, und er konnte die Blockade wirksamer gestalten und einer Ausfahrt der holländischen Flotte mit Zuversicht entgegensehen.

Im September kehrte Duncan nach Yarmouth zurück, da die Holländer die Landungstruppen wieder ans Land gesetzt hatten. Plötzlich, am 9. Oktober, erhielt er durch einen Kreuzer die Mitteilung, daß Admiral de Winter im Begriff sei, den Texel zu verlassen. Trotz aller Einwände des holländischen Admirals hatte sich seine Regierung doch entschlossen, eine Landung an der Clyde zu versuchen, und die Flotte verließ, 16 Schlachtschiffe und einige Fregatten stark, im Oktober 1797 den Texel. Am 11. Oktober kam es in der Nähe des Dorfes Kamperduin, zwischen Helder und Alkmaar, zu einer überaus heftigen Seeschlacht. Beide Flotten zählten je 16 Schlachtschiffe. Duncan erteilte zuerst Befehl, daß sich jedes seiner Schiffe einen Gegner suchen sollte, kam aber dann von der alten Taktik ab und beschloß vielmehr, die feindliche Linie zu durchbrechen und ihr den Rückzug abzuschneiden. Auf beiden Seiten focht man mit großer Erbitterung. Obgleich die englische Artillerie der feindlichen bedeutend überlegen war, so fügten die Holländer den englischen Schiffen doch großen Schaden zu, da sie nicht in das Takelwerk, sondern in den Rumpf

der feindlichen Fahrzeuge feuerten. Der englische Sieg war jedoch vollständiger wie je einer, den die Engländer bisher über die Franzosen in den Revolutionskriegen erfochten hatten. Trotzdem aber ist die Seeschlacht von Kamperduin wenig bekannt und von Seekriegsschriftstellern meist vernachlässigt worden. Neun Schlachtschiffe und zwei Fregatten fielen den Engländern in die Hände; nur sieben Schlachtschiffe konnten sich retten. Außerdem verloren die Holländer mehr als 1100 Tote und Verwundete; aber auch die englischen Verluste waren bedeutend, denn über 800 Briten waren tot oder kampfunfähig. Admiral Duncan wurde zum Peer und Viscount von Camperdown mit einer jährlichen Pension von 3000 Pfund Sterling ernannt.

Diese Niederlage der holländischen Flotte bei Kamperduin schloß jede Landungsgefahr in England von dieser Seite aus. Zwei Jahre später wurde die Gefangennahme der holländischen Flotte vervollständigt, denn als im August 1799 die Landung der Engländer und Russen auf der Insel Texel erfolgte, fielen den Siegern zwölf weitere Schiffe in die Hände.

DER FELDZUG NACH ÄGYPTEN
1798 1799



NEUNTES KAPITEL

BONAPARTE, OBERBEFEHLSHABER DER ARMEE VON ENGLAND

(November 1797 bis Februar 1798)

Nach Abschluß des Friedens von Campoformido kamen sowohl Bonaparte als auch das Direktorium mit erneutem Interesse auf einen Feldzug gegen England zurück. Alle Feinde der Französischen Republik waren zum Frieden gezwungen worden oder standen im Begriff, einen solchen abzuschließen. Nur England, das unversöhnliche Inselvolk, war unbesiegt geblieben, und alle Versuche, es zum Frieden zu veranlassen, waren bisher gescheitert.

Wenn Großbritannien auch infolge eines fünfjährigen Krieges mittelbar oder unmittelbar durch Schädigung des Handels oder durch Zahlung von Hilfsgeldern an seinen nationalen Reichtum stark geschädigt worden war, so hatte es doch in anderer Hinsicht durch Besitzergreifung eines

großen Teils der französischen, spanischen und holländischen Kolonien reichen Ersatz für seine Verluste gefunden.

In Paris hatte man im Verlaufe des Krieges alle Möglichkeiten, England beizukommen, in Betracht gezogen und zum Teil auch zur Ausführung gebracht*). Man kam aber immer wieder auf den Plan einer unmittelbaren Landung auf den britischen Inseln zurück, denn dort, und nur dort allein, würde man den Besiegten Gesetze vorschreiben können! Man hatte ja gesehen, daß Hoche im Dezember 1796 nahe daran war, sein Ziel zu erreichen. Einige tausend Mann hatten ungehindert in Irland landen können, und nur infolge untergeordneter Umstände war das Unternehmen vereitelt worden. Kam es doch nur darauf an, während einiger Stunden Herr des Ärmelkanals zu sein, währenddessen man die verschiedenen Landungskorps nach England überführen konnte.

Über die Notwendigkeit eines Feldzuges gegen das „perfide" Inselreich waren sowohl die öffentliche Meinung als auch die führenden Staatsmänner Frankreichs, im besonderen das Direktorium und Bonaparte, völlig derselben Ansicht.

Der Friede von Campoformido war abgeschlossen worden, und Berthier und Monge machten sich sogleich nach Unterzeichnung der Urkunde am 18. Oktober früh 2 Uhr auf, um den Vertrag dem Direktorium zu überbringen. Bonaparte aber setzte sich sofort nieder, um in einem längeren Briefe dem Direktorium die Gründe für den so schnellen Abschluß auseinanderzusetzen und bei dieser Gelegenheit die politische Lage Frankreichs Europa gegenüber zu erörtern. Er beendete das interessante Schreiben mit den Worten: „Es ist für unsere Regierung unbedingt notwendig, die englische Monarchie zu vernichten, sonst muß sie selbst gewärtig sein, durch die Verderbtheit und die Intrigen

*) Vgl. dazu das achte Kapitel: Der Seekrieg zwischen Frankreich und England.

dieses tätigen Inselvolkes vernichtet zu werden. Der gegenwärtige Augenblick ist uns besonders günstig. Vereinigen wir unsere ganze Tätigkeit auf die Flotte und zerstören wir



Das republikanische Triumvirat Barras, Reubel und La Revellière-Lépeaux.

England! Sobald dieses geschehen ist, wird Europa zu unseren Füßen liegen!"

Ein außerordentlicher Kurier brachte diesen Brief nach Paris; vermutlich kam er zu gleicher Zeit wie Berthier und Monge mit dem Friedensvertrag in Paris an. Die Abge-

sandten des Obergenerals trafen in der Nacht vom 25. zum 26. Oktober in der Hauptstadt ein, und das Direktorium beriet sogleich am nächsten Morgen die zu ergreifenden Maßnahmen. Noch am selben Tage beschloß es die Bildung einer Armee von England, deren Oberbefehl dem General Bonaparte anvertraut wurde. Da dieser vorerst als Haupt der Friedensgesandtschaft nach Rastatt gehen sollte, um mit den Abgesandten des Kaisers die Ratifikationen des Friedens von Campoformido auszuwechseln und eine Militärkonvention abzuschließen, erhielt General Desaix den vorläufigen Oberbefehl über die Englandarmee, mit der Weisung, sich unverzüglich nach Rennes zu begeben. Das Direktorium teilte dem General am 27. Oktober seine Ernennung mit und beauftragte die Marine- und Kriegsminister, sofort die notwendigen Schritte zur Ausführung des großen Unternehmens zu tun.

Bonaparte nahm den ihm übertragenen Oberbefehl an und deutete in einem Briefe an das Direktorium vom 5. November kurz an, welche Maßnahmen er zur Erreichung des Zieles für nötig erachtete. Wenige Tage später, am 9. November, nahm er eine neue Einteilung der in Italien stehenden Truppen vor und teilte dem vorläufigen Generalstabschef Vignolle mit, welche Heeresteile fur England bestimmt seien, und welche Generale sich zur Abreise nach der Nordküste Frankreichs bereithalten sollten. Es waren die Generale: Massena, Bernadotte, Brune, Joubert, Victor, Duphot, Pijon, Verdier, Point, Rampon, Menard, Gardanne, Mireur, Friant, Belliard, Veaux, Monnier, Lannes, Leclerc (der die leichte Kavallerie befehligen sollte) und Dumas (als Befehlshaber der Dragoner).

Die Artillerie sollten die Generale oder Stabsoffiziere Andréossy, Songis, Faultrier, Sugny, Lespinasse, La Tournerie, Doumic, Salva, Rozé, Jailliot, Delaitre, Lamogère und Dintroz befehligen.

Zu Befehlshabern des Genies waren ausersehen: der General Chasseloup-Laubat und die Stabsoffiziere Sanson, Morio und Maubert.

Der Generalverwalter Haller und der Oberkommissar Villemanzy, die an der Spitze der Zivilbeamten standen, erhielten besondere Befehle, die Verpflegung und den Marsch der Truppen nach der Nordküste Frankreichs zu regeln.

Am 17. November 1797 verließ Bonaparte Mailand und kam am 5. Dezember in Paris an. Gemeinsam mit dem Kriegsminister Schérer und dem Marineminister Pléville-le-Pelley traf er sogleich die weitestgreifenden Anstalten zur Vereinigung der Flotte in Brest und zur Ansammlung der Landtruppen in den Küstenplätzen.

Nachdem sich Bonaparte mit der Möglichkeit einer Landung eingehender beschäftigt hatte, arbeitete er am 14. Dezember einen vorläufigen Plan der acht „Operationen" aus, die er zur Erreichung seines Zieles für nötig erachtete.

Brueys sollte zunächst aus Korfu mit seinen sechs Schlachtschiffen und den anderen Fahrzeugen auslaufen und sich nach Brest begeben*). Das gleiche Ziel wurde den

*) Es ist unverständlich, daß man Brueys so lange vergessen konnte. Die Fahrt von Korfu bis nach Brest im Winter war an sich zu jenen Zeiten keine Kleinigkeit. Dazu bestand die Gefahr, daß das Geschwader durch die englische Flotte, die Cadix blockierte, vernichtet werden konnte. Manche Historiker haben als Grund der Aufgabe der Landung Bonapartes in England auch die Unmöglichkeit angeführt, daß Brueys rechtzeitig eintreffen konnte. Jedenfalls wäre dies teilweise die Schuld Bonapartes gewesen, der dem Admiral nicht rechtzeitig, vielleicht schon von Mailand aus, Befehl zur Rückkehr gab.

Brueys befand sich, wie man weiß, in Korfu und erwartete sehnsüchtig die Befehle Bonapartes. Obgleich das Geschwader fast keinen Proviant mehr besaß, was dem Marineminister bekannt sein mußte, gab dieser erst am 27. Januar 1798 Befehl, sofort nach Brest abzusegeln. Aber noch ehe der Befehl in Korfu eingetroffen war, hatte sich der Admiral, dessen Proviant fast aufgezehrt war, bereits zur Heimreise entschlossen. Die Abfahrt erfolgte am 24. Februar mit sechs französischen und fünf venezianischen Schlachtschiffen, zwei französischen und drei venezianischen Fregatten, sowie drei kleineren Schiffen.

vier bis fünf Schlachtschiffen in Toulon gegeben, deren Bewaffnung und Ausrüstung noch nicht völlig beendet war

In Brest lagen bereits 34 Schlachtschiffe. Ihre Ausrüstung und Bewaffnung sollte ebenfalls beschleunigt werden, damit die Flotte Ende März zum Auslaufen bereit sein konnte.

Im ganzen verfügte man damals über 57 Schlachtschiffe*. Es waren zwar noch sechs, beziehungsweise sieben im Bau, doch war es ausgeschlossen, daß diese bis zum ersten Floréal (20. April) zum Auslaufen bereitgemacht werden konnten. Dazu kamen noch ungefähr 30 Fregatten und 15 Korvetten und etwa 50 kleinere Fahrzeuge.

Mit seinem weitschauenden Blick vergaß Bonaparte Spanien und Holland nicht; beiden war je eine „Operation" gewidmet. Beide verbündete Länder gedachte man mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln am Feldzug gegen England mitwirken zu lassen. Der Vizeadmiral Truguet sollte in seiner Eigenschaft als Gesandter in Madrid und der ehemalige Minister des Äußern Delacroix in gleicher Weise im Haag für das überseeische Unternehmen tätig sein. Bei der ungünstigen Stimmung jedoch, die in beiden Staaten gegen das französische Direktorium herrschte, war nicht viel auf deren Mitwirkung zu rechnen.

In dem Plane Bonapartes zur Eroberung Englands sucht man vergeblich den Namen Malta. Vermutlich hatte er die Besitzergreifung dieser Insel auf spätere Zeiten verschoben, um sein Augenmerk ganz auf die unmittelbare Landung im Mutterland zu richten.

Schließlich nahm es das Direktorium noch auf sich, England der Mittel zu berauben, sich in Portugal festzusetzen. Frankreich hatte mit Portugal am 10. August 1797 Frieden geschlossen. Der Rat der Fünfhundert und der Rat der

*) Es befanden sich: 34 Schlachtschiffe in Brest, 2 Schlachtschiffe in Lorient, 1 Schlachtschiff in Rochefort, 5 Schlachtschiffe in Toulon, 6 Schlachtschiffe in Korfu. Dazu kamen noch 9 venezianische Schlachtschiffe, die zwischen 74 und 64 Kanonen führten.

Alten hatten zwar den Vertrag innerhalb zweier Monate ratifiziert, aber der Regent genehmigte ihn nicht, da er sich den Engländern angeschlossen hatte und von diesen Hilfsgelder und Truppen empfing. Ohne gerade im Kriegszustande mit Portugal zu sein, bestand auch kein Frieden zwischen diesem Staate und Frankreich. Teils um Portugal zur Nachgiebigkeit zu zwingen, teils um die Engländer zu verhindern, auf der pyrenäischen Halbinsel festen Fuß zu fassen, erteilte das Direktorium am 29. Januar 1798 dem General Augereau den Oberbefehl über die 10. Division in Perpignan, mit dem Auftrage, gegebenenfalls in kürzester Zeit durch das verbündete Spanien zu marschieren und Portugal zu Lande anzugreifen.

Es blieb nun noch die Geldfrage zu regeln. Ein Feldzug gegen England war, wenn er gelingen sollte, mit großen Kosten verbunden; es fehlte aber an Geld, und Kredit war fast keiner vorhanden. Nach allerlei Versuchen kam man auf eine Anleihe zurück, die viel Aussicht auf Erfolg versprach, denn die öffentliche Meinung war dem Unternehmen sehr geneigt. Die Regierung hoffte durch Ausgabe von Scheinen von je 1000 Franken 80 Millionen zu erlangen, allein die Anleihe wurde nur zu einem Viertel gezeichnet. Auch eine Beschlagnahme der englischen Waren hatte nur ein mittelmäßiges Ergebnis zu verzeichnen.

Trotz der schlechten Finanzlage hoffte man doch noch die notwendigen Gelder aufzubringen. Die Einmischung in die römischen und die schweizerischen Verhältnisse, obgleich sie vermutlich nicht durch den nach England geplanten Feldzug veranlaßt wurden, mußte auch einige Millionen abwerfen, zum wenigsten konnte der Marsch und der Unterhalt der Truppen nach den Küsten von der Kriegsbeute bestritten werden.

Wir kommen nun zur endgültigen Zusammensetzung des Heeres. Es sollte aus 40 Halbbrigaden Infanterie, 32 Regi-

mentern Kavallerie, 4 Regimentern Artillerie, 4 Kompagnien Arbeitern, 4 Kompagnien Minierern, 2 Bataillonen Schanzgrabern und 2 Abteilungen Brückenbauern bestehen.

Nach Beschluß vom 12. Januar 1798 umfaßte die Generalität 18 Divisions- und 47 Brigadegenerale. Berthier war Generalstabschef. Kilmaine befehligte die Kavallerie, Marescot das Genie und Lespinasse die Artillerie. Die übrigen Divisionsgenerale waren: Kleber, Gouvion Saint-Cyr, Lefèbvre, Championnet, Massena, Sérurier, Victor, Brune, Dumas, Baraguay d'Hilliers, Dallemagne, Hautpoult, Duhesme und Grenier. Die Brigadegenerale hießen: Lannes, Rampon, Menard, Verdier, Point, Duphot*), Lanusse, Chambarlhac, Belliard, Veaux, Monnier, Friant, Pijon, Dessolle, Kellermann, Leclerc, Cervoni, Murat, Mireur, Walther, Dommartin, Dulauloy, Sorbier, Tharreau, Girard genannt Vieux, Montrichard, Davout, Decaen, La Boissière, Lecourbe, Oudinot, Gardanne, Vandamme, Mermet, Olivier, Soult, Richepance, Chasseloup, Caffarelli-Dufalga, Boisgérard, Legrand, Humbert, Klein, Ney, Hardy, Damas, Vial.

Der Generalarzt war der Doktor Desgenettes. Ihm zur Seite standen Percy als Oberchirurg und Larrey und Yvan als Chirurgen. Unter den Zivilbeamten des Heeres seien genannt: Sucy, Dubreton, Lambert, Mathieu und Aubernon.

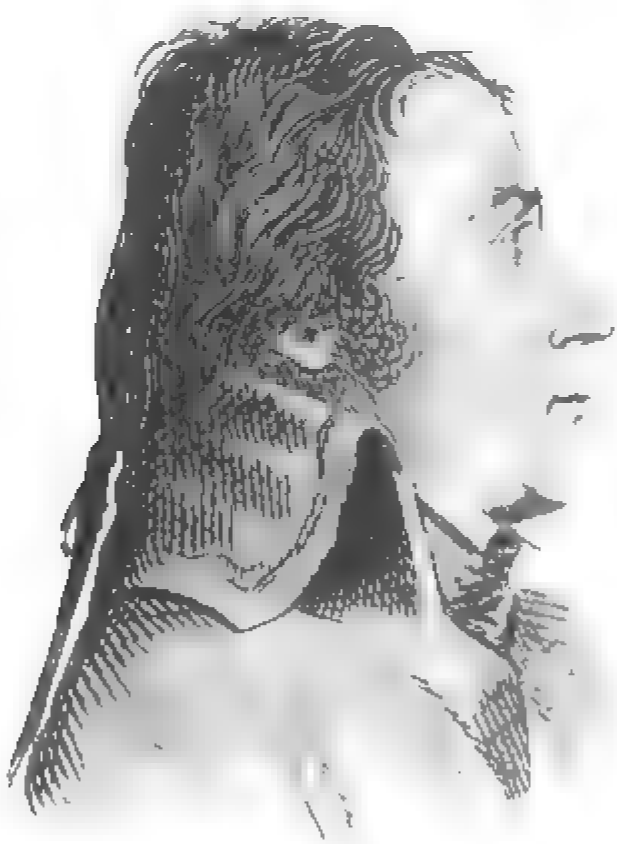
Die in fünf Divisionen eingeteilte Infanterie war 42 200 Mann, die Kavallerie 4600 Mann stark.

Um die Verhältnisse der Küste zu studieren, hatte Bonaparte bereits im Januar den Marineingenieur Forfait und den Brigadechef Andréossy nach Le Havre und den anderen Küstenplatzen des Kanals gesandt. Mit größter Genauigkeit unterzogen sich beide der ihnen befohlenen Aufgabe. Besonders zufrieden scheint der Obergeneral mit Andréossy

*) General Duphot befindet sich noch auf der Liste, obgleich er bereits am 27. Dezember 1797 während eines Aufstandes in Rom getötet wurde.

gewesen zu sein, denn dieser wurde für seine Verdienste nach der Rückkehr Bonapartes nach der Hauptstadt zum Brigadegeneral ernannt.

Wahrscheinlich hatte Bonaparte auch Agenten nach England geschickt, um dort die Lage im Falle einer Landung zu studieren. Um diese Zeit war ein gewisser Gallois



General Andreossy.
(Nach einer Zeichnung von A. Delertre

von der französischen Regierung beauftragt worden, nach London zu gehen, um dort wegen der Auswechslung von Kriegsgefangenen zu verhandeln. Bonaparte wollte die Gelegenheit benutzen und einen seiner Offiziere als Spion mitsenden. Marmont wurde dazu ausersehen, doch weigerte er sich hartnäckig, diesen Auftrag auszuführen.

Um nichts dem Zufall zu überlassen und um die letzte

Hand ans Werk zu legen, beauftragte der Obergeneral am 7. Februar Desaix nach Brest, Kleber nach Le Havre und Caffarelli nach Dunkerque zu gehen. Er selbst verließ am 8. Februar — nach manchen Angaben am 9. — Paris, um eine etwa zwölftägige Besichtigungsreise an die Küste zu unternehmen. In seiner Begleitung befanden sich nur der General Lannes, der Adjutant Sulkowski, der Sekretär Bourrienne und der Kurier Moustache.

Am 9. Februar besuchte Bonaparte vermutlich Etaples, Boulogne und Ambleteuse, am 10. Calais und am 11. und 12. Dunkerque. Meist erschien der Obergeneral in den Hafenplätzen unter dem Namen eines seiner Adjutanten. Er überraschte die Offiziere und Beamten durch seine große Sachkenntnis. Ohne Unterlaß dehnte er seine Besichtigungen oft bis Mitternacht aus. Er fragte nicht nur die Offiziere und Militärbeamten aus, sondern wandte sich ebensooft an Matrosen, Küstenfahrer, Fischer und Schleichhändler.

Nachdem er am 12. Februar in Dunkerque mit Caffarelli, Andréossy und Forfait gesprochen, und nachdem er Caffarelli befohlen hatte, nach Boulogne zu reisen, begab er sich am nächsten Tage nach Belgien. Vorher hatte er noch Andréossy und Forfait beauftragt, nach dem Haag zu gehen, um vor allem zu ermitteln, auf wieviel kleine Fahrzeuge man dort rechnen könne.

Den 14. und 15. Februar verbrachte er in Nieuport, Ostende, Gent und Antwerpen. Am nächsten Tage traf er in Brüssel ein. Auch hier wollte er unerkannt bleiben. Im Theater, das er am Abend besuchte, erkannte man ihn jedoch und brachte auch hier dem Sieger von Italien begeisterte Huldigungen dar. Über Lille, Douai, Saint-Quentin und La Fère kehrte Bonaparte mit seinem kleinen Gefolge am 20. Februar nach der Hauptstadt zurück.

Fast gleichzeitig mit ihm kam auch der erste Bericht des Geniegenerals Caffarelli über die Beförderungsmittel in

Boulogne, Ambleteuse, Calais und Dunkerque in Paris an. Dieser Bericht war mit großer Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet worden, ließ aber die Unzulänglichkeit der verfügbaren Hilfsmittel erkennen. Weitere Berichte Caffarellis an Bonaparte und den Befehlshaber des Genies, General Marescot, ergänzten seine früheren Beobachtungen.



General Caffarelli.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre).

Über die Reisen Desaix' in die Bretagne und Klebers nach der Normandie ist wenig bekannt. Die Ergebnisse scheinen jedenfalls für die geplante Landung in England nicht sehr günstig gewesen zu sein. Beide Generale kamen auch in der zweiten Hälfte des Februar nach Paris zurück. Erst am 26. hatte Bonaparte eine lange Unterredung mit Desaix; vermutlich war dieser erst am Tage vorher in der Hauptstadt angelangt.

Noch ehe Bonaparte den mündlichen Bericht des Generals Desaix empfangen hatte, faßte er seine Beobachtungen und die seiner Generale in einem umfangreichen und interessanten Schriftstück zusammen, das er am 23. Februar dem Direktorium unterbreitete. Es zerfällt in zwei Teile, in einen allgemeinen und einen besonderen.

Der Bericht beginnt mit den Worten: „Wie sehr wir uns auch bemühen, wir werden erst in mehreren Jahren die Überlegenheit zur See erlangen.

Eine Landung in England zu wagen ist das kühnste und schwierigste Unternehmen, das gemacht worden ist.

Wenn sie möglich wäre, so müßte sie durch Überraschung geschehen. Entweder müßte man versuchen, den Geschwadern zu entschlüpfen, die Brest oder den Texel blockieren, oder man müßte auf kleinen Booten während der Nacht nach einer Überfahrt von sieben bis acht Stunden irgendeinen Punkt der Provinzen Kent oder Sussex zu erreichen suchen.

Für diesen Plan braucht man lange Nächte, folglich den Winter. Sobald der April vorüber ist, ist es nicht mehr möglich, etwas auszurichten.

Jedes Unternehmen, das man auf Schaluppen während des Sommers gelegentlich des ruhigen Seegangs wagen würde, wäre unausführbar, da die Feinde während der Landung und besonders während der Überfahrt unübersteigbare Hindernisse entgegenstellen würden.

Unsere Marine ist heute ebensowenig schlagfertig als zur Zeit, da man die Armee von England geschaffen hat, also vor vier Monaten.

In Brest befinden sich nur 10 ausgerüstete Schlachtschiffe. Sie sind aber noch ohne Bemannung und weit entfernt, seetüchtig zu sein. Nur mit wenigen Schiffen halten uns die Engländer eingeschlossen . . .

Der Feldzug nach England scheint mir folglich erst im



Brest am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.
Gestochen von Skelton dem Jüngeren nach einer Zeichnung von de La Pylaie
(Sammlung Kircheisen.)

nächsten Jahre möglich. Und dann ist es nicht ausgeschlossen, daß Hindernisse, die sich auf dem Festland einstellen, sich dem widersetzen werden. Der geeignete Augenblick, sich zu diesem Unternehmen vorzubereiten, ist vielleicht für immer verloren."

Mit diesen Worten schließt der erste Teil des Berichts. Wenn Bonaparte den Feldzug wirklich für unausführbar hielt, dann hätte er sein Schreiben mit diesen Worten beenden können! Wozu aber dann noch einen zweiten Teil, der mit größter Genauigkeit und außerordentlichem Scharfblick zahllose Vorschläge enthält, die der General dem Direktorium zur Erreichung des Ziels empfiehlt?

Nachdem er in diesem zweiten Teil alle die von ihm für geeignet gehaltenen Maßnahmen aufgezählt hatte, beschloß er seinen interessanten Bericht mit den Worten: „Wenn es nicht möglich ist, sich genau die Summen zu verschaffen, die in der vorliegenden Denkschrift verlangt werden, oder, wenn man in Anbetracht des Zustandes unserer Marine nicht glaubt, diese Genauigkeit in der Ausführung erlangen zu können, dann muß man wirklich auf jedes Unternehmen gegen England verzichten. Man muß sich nur den Anschein geben und seine ganze Aufmerksamkeit und alle seine Hilfsmittel auf den Rhein richten, um zu versuchen, England Hamburg und Hannover wegzunehmen. Voraussichtlich wird man keines zahlreichen, von Deutschland entfernten Heeres bedürfen, um den einen oder den anderen Zweck zu erreichen.

Oder man könnte einen Feldzug nach der Levante unternehmen, der den Handel mit Indien bedrohte.

Wenn aber keins dieser drei Unternehmen ausführbar ist, dann sehe ich kein anderes Mittel, als den Frieden mit England abzuschließen! Ich bin überzeugt, daß sie (die Engländer) heute die Vorschlage annehmen würden, mit denen sich Malmesbury nicht einverstanden erklären wollte.

In diesem Falle könnten wir die größten Vorteile aus unseren Unterhandlungen in Rastatt ziehen.

Wenn der Frieden mit England während der Dauer des Kongresses erfolgen sollte, würde man natürlich in der Lage sein, viel mehr vom Deutschen Reiche zu verlangen."

Vermutlich wurde der Bericht Bonapartes am 24. und 25. Februar vom Direktorium durchgesprochen. Obgleich der General hinsichtlich der Durchführbarkeit zahlreiche Bedenken aussprach, die er auch begründete, so hielt er das Unternehmen doch keineswegs für unmöglich!

Nur, wenn es nicht möglich sei, vor allem die notwendigen Geldmittel aufzubringen und die in Brest liegenden 35 Kriegsschiffe in einem Monat zum Auslaufen bereit zu machen, dann erst schlägt der General an Stelle eines direkten Feldzuges nach dem englischen Mutterland drei Möglichkeiten vor:

1. Eine Besitzergreifung Hannovers und Hamburgs.
2. Einen Feldzug nach der Levante, um den englischen Handel mit Indien zu gefährden.
3. Den Frieden mit England.

Man sieht: Von allen drei Möglichkeiten, die Bonaparte in Betracht zieht, wird der Feldzug nach der Levante am kürzesten erwähnt!

Der in der Urschrift sieben Seiten umfassende Bericht ist von seltener Klarheit; und doch ist er meist mißverstanden worden! Wenn untergeordnete Geschichtsschreiber sich begnügten, zu wiederholen, was Bourrienne und andere unzuverlässige Memoirenschreiber gesagt haben, so ist es verzeihlich. Wenn aber ein Gelehrter wie Albert Sorel einfach schreibt, ohne auch nur mit einer Zeile des Inhalts dieses Briefes zu gedenken: „Bonaparte richtete an die Direktoren einen Bericht, der mit dem Vorschlag schloß: ‚Man muß wirklich auf jeden Feldzug nach England verzichten und sich nur den Anschein geben . . .' ", und dann

seine ganze Vermutung darauf aufbaut, so ist das mehr als bedauerlich!

Bourrienne berichtet in seinen Memoiren, daß Bonaparte die Reise an die Küste nur des Scheines halber unternommen habe, und daß er fortgesetzt mit dem Feldzuge nach Ägypten beschäftigt gewesen sei. Beides ist falsch! Es ist sogar anzunehmen, wie im nächsten Kapitel näher ausgeführt wird, daß der General die Pläne hinsichtlich Ägyptens, die er schon im Sommer und Herbst 1797 hegte, ganz fallen ließ, denn alles deutet darauf hin, daß er den Feldzug nach England ernstlich gewollt hat. Es ist vollkommen ins Reich der Fabel zu verweisen, daß er nur den Schein wahren wollte, indem er die zahllosen Maßnahmen, die doch genau durchdacht sein wollten, und deren Ausführung viel Geld, Mühe und Zeit kostete, dem Direktorium nur aufzählte, um auf die ganz beiläufig erwähnte Expedition nach der Levante hinzudeuten! Ein Bonaparte hatte es nicht nötig, sich solch kleinlicher Mittel zu bedienen, denn schon damals fühlte er sich stark genug, um das zur Ausführung zu bringen, was er für notwendig und richtig erkannt hatte!

Nichts hätte seinen Ehrgeiz mehr befriedigen können als die Unterwerfung des Volkes, das bisher allein von allen Feinden der Republik unbesiegt dastand! Aber als kluger Feldherr und ausgezeichneter Organisator maß er die Schwierigkeiten vorher genau ab, die es zu überwältigen galt, ehe er ans Werk ging! Als er sich überzeugt hatte, daß sie zurzeit zu groß seien, stand er von dem Plane ab, denn er wollte nicht einen ähnlichen Ausgang seines Feldzuges erleben, wie Hoche im Dezember 1796*). Er wählte also das, was ihm damals am leichtesten ausführbar zu sein schien.

Bereits am 13. April unterbreitete er dem Direktorium

*) Vgl. S. 225.



Vorbereitungen zu der Landung in England.
(Nach einem zeitgenössischen volkstümlichen Stich.)

einen neuen Vorschlag für einen Feldzug nach Ägypten, den die meisten Geschichtsschreiber übergehen. In diesem Bericht tritt er von neuem für die Neugestaltung der Marine ein, damit sie im September bereit sei. Die Landung in England sollte dann im Oktober oder November erfolgen, wenn die langen Nächte ein solches Unternehmen begünstigten, denn er hoffte bis dahin Ägypten erobert zu haben. Ein tüchtiger Unterführer würde dann dort in der Lage sein, die von ihm begonnene Verwaltung und Verteidigung des Landes fortzusetzen. Obgleich aus der Absicht nichts wurde, denn besondere Umstände hielten ihn länger, als er vermutete, in Ägypten zurück, beabsichtigte er doch nochmals in den Jahren 1803 bis 1805 eine Landung in England. Sogar die Wegnahme Hannovers im Jahre 1803 ist nur als eine Folge der früheren Pläne des Generals anzusehen.

Der Bericht Bonapartes vom 23. Februar wurde, nachdem er vom Direktorium geprüft worden war, von dem damaligen Präsidenten Merlin de Douai*) mit Bemerkungen versehen, die im Laufe der nächsten Tage als Befehle ausgefertigt wurden. Man sieht also, daß es nicht nur Bonaparte, sondern auch dem Direktorium vollkommen Ernst mit dem Feldzuge nach England war, zumal sie die öffentliche Meinung ganz auf ihrer Seite hatten!

Als nächste Folge der vom Direktorium beschlossenen Verfügungen erfolgte am 26. Februar die Einsetzung eines Ausschusses fur das Unternehmen gegen England. Dieser Ausschuß hatte unmittelbar von Bonaparte Befehle zu empfangen. Er bestand aus dem Konteradmiral Lacrosse, dem Marineingenieur Forfait und dem General Andréossy. Gleichzeitig wurde der Finanzminister Gaudin angewiesen, dem Ausschuß die notwendigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen.

*) Er war erst seit dem 25. Präsident des Direktoriums.

Die von Bonaparte selbst an die Nordküste Frankreichs unternommene Reise hatte ihn zwar in seinem Entschlusse wankend gemacht, doch ehe er sich von der Unmöglichkeit einer Landung in England überzeugte, wollte er noch die Ansichten seiner verschiedenen Gewährsmänner prüfen, die er ebenfalls an die Küsten gesandt hatte. Er hatte inzwischen die Berichte von den Generalen Caffarelli, Kleber



Direktor Merlin de Douai.

und Desaix erhalten. Die Meldungen Caffarellis waren von der größten Sachlichkeit und ließen die Unzulänglichkeit der erforderlichen Hilfsmittel erkennen. Kleber war voll von Begeisterung für das Unternehmen. Desaix jedoch, der am 26. Februar eine eingehende Unterredung mit dem Obergeneral gehabt hatte, also erst nachdem Bonaparte seinen Bericht dem Direktorium eingereicht hatte, war von der Unmöglichkeit eines Feldzuges gegen England überzeugt.

Ausschlaggebend für Bonaparte wird der Bericht des vorläufigen Marineministers Lambrechts*) vom 2. März 1798 gewesen sein. Von den 28 im Hafen von Brest befindlichen Schlachtschiffen seien nur vier ausgerüstet, die übrigen nur mehr oder weniger zum Auslaufen bereit, meldete Lambrechts. Es fehle der Flotte an Matrosen, Lebensmitteln, Munition, besonders an Hanf, überhaupt an den notwendigsten Gegenständen. Dieser skeptische Bericht fiel entschieden am meisten ins Gewicht.

Erst Anfang März, also nachdem er bereits seit etwa zehn Tagen seine Eingabe bei der Regierung eingereicht hatte,



scheint Bonaparte von der Unausführbarkeit des Planes schon jetzt einen Feldzug nach England zu unternehmen, überzeugt worden zu sein**).

Fassen wir nochmals alles zusammen, so kommen wir nach dem Stande der neuesten Forschungen zu folgendem Schluß:

Bonaparte hat aller Wahrscheinlichkeit nach die feste Absicht gehabt, im Frühjahr 1798 einen Landungsversuch in England zu wagen. Erst nachdem er sich von der Unzu-

*) Lambrechts war Justizminister und verwaltete nur vorübergehend das Amt seines Kollegen Pléville-le-Pelley. Dieser war Ende Februar nach Brest gesandt worden, wo er am 4. März ankam. Am 29. war er wieder in Paris zurück.

**) Der 74jährige Marineminister war noch mit jugendlichem Eifer für einen Feldzug gegen England tätig. Als er die Mitteilung erhielt, daß derselbe nicht stattfinden würde, soll der alte Herr mit seinem hölzernen Bein im Zorn einen Tisch umgeworfen haben. Als er sah, daß jeder Einspruch vergebens sei, gab er seine Entlassung. Für seine Verdienste wurde er noch am 9. April zum Vizeadmiral ernannt.

länglichkeit der vorhandenen Hilfsmittel überzeugt hatte, war er vorläufig von dem Entschluß abgekommen. Aber aufgegeben hatte er die Absicht noch nicht. Er gedachte vielmehr auf Grund einer Eingabe vom April bereits im Oktober oder November das Unternehmen zur Ausführung zu bringen.

Obgleich er bereits früher die Möglichkeit eines Feldzugs nach Ägypten in Betracht gezogen hatte, ließ er im Winter 1797/1798 den Plan wieder fallen. Erst durch Beeinflussung Talleyrands ist er von neuem darauf gekommen! Offenbar mußte ein Zug nach dem Lande der Pharaonen seiner leicht entzündbaren Phantasie den größten Spielraum geben, denn der Orient übte stets eine außergewöhnliche Anziehungskraft auf ihn aus. Im nächsten Kapitel werden wir die Entwicklung des Planes zu einem Feldzuge nach Ägypten Schritt für Schritt verfolgen können.

ZEHNTES KAPITEL

BONAPARTE UND DER PLAN EINES FELDZUGS NACH ÄGYPTEN

Der Gedanke, den sowohl französische Staatsmänner als politische Schriftsteller hegten, die englische Herrschaft in Indien durch Besitzergreifung Ägyptens zu bedrohen, geht weit über das 18. Jahrhundert hinaus. Aber erst seit der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts nimmt der Wunsch, sich Ägyptens wirtschaftlich und politisch zu bemächtigen, greifbarere Formen an. Die französische Revolution, die so vielen Ideen Verwirklichung schaffte, sollte auch den Plan zu einem Feldzug nach dem Lande der Pyramiden zur Ausführung bringen.

Um die schlechten Handelsbeziehungen der Französischen Republik mit der Pforte gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder aufzubessern, hatte der Nationalkonvent am 30. Januar 1793 die Errichtung eines Generalkonsulats in Kairo beschlossen. Er ernannte zu diesem Posten den ehemaligen Kaufmann Magallon, der lange Jahre im Orient gelebt hatte.

Magallon erreichte Kairo im Laufe des Monats April. Mit Eifer machte er sich sogleich daran, sich von den Beis als Konsul anerkennen zu lassen und freundschaftliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen. Er hatte aber einen schweren Stand mit den allmächtigen Beis Ibrahim und Murad, die zwar bereit waren, seine Geschenke anzunehmen, aber

nicht die Lage der französischen Kaufleute verbessern und ihre Waren bezahlen wollten!

Fast zu derselben Zeit sandte die Französische Republik einen gewissen Descorches*) als diplomatischen Agenten nach Konstantinopel, um die Beziehungen Frankreichs mit der Pforte zu verbessern, vor allem, um ein Bündnis gegen Österreich und Rußland in die Wege zu leiten. Descorches scheiterte jedoch in seinen Bestrebungen; auch gelang es ihm nicht, die machtlose Türkei zu bewegen, gegen die Beis in Ägypten tatkräftig vorzugehen.

Descorches wurde im April 1795 durch den bevollmächtigten Minister Verninac**) ersetzt. Diesem gelang es ebensowenig wie seinem Vorgänger, ein Bündnis mit der Türkei zustande zu bringen; auch vermochte er nicht die dritte Teilung Polens im Jahre 1795 zu verhindern.

Verninac war von seiner Regierung aufgefordert worden, jemanden aus seiner Umgebung nach Ägypten zu senden, um die dortigen Zustände zu untersuchen. Er kam seinen Vorschriften nach und wählte den Kommissar Dubois-Thainville aus, der sich schon seit einigen Jahren in der Türkei befand. Dieser kam am 29. Oktober 1795 in Alexandria an und setzte sich mit den französischen Geschäftsleuten in Verbindung, um deren Ansichten und Klagen kennen zu lernen. Am 26. Januar 1796 begab er sich in Begleitung Magallons und zahlreicher Kaufleute zu Ibrahim und Murad, um sie zur Bezahlung ihrer Schulden und zur Ausführung der geschlossenen Verträge aufzufordern.

Mit Worten waren die Beis wohl bereit, die Wünsche der französischen Kommissare zu erfüllen, doch die Taten blieben aus! Nachdem sich Dubois-Thainville vier Monate lang um seine Landsleute bemüht und beträchtliche Geld-

---

*) Eigentlich Marie Henri Louis d'Escorches, Seigneur de Sainte-Croix et de Mesnil-Defray

**) Vor der Revolution nannte er sich Raymond de Saint-Maur de Verninac

summen verausgabt hatte, sah er ein, daß alles vergebens sei. Er begab sich nach Syrien zurück, wo er eine ähnliche Sendung wie nach Ägypten zu erfüllen hatte. Von hier aus schickte er am 2. September 1796 einen ausführlichen Bericht über seine Sendung an Verninac nach Konstantinopel. Dieser berichtete seinerseits an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris und legte seinem Schreiben eine Abschrift des Berichts von Dubois-Thainville bei.

Die Aufzeichnungen Dubois' sind äußerst interessant, da sie nicht allein eingehende Beobachtungen über den Handel in Ägypten und in anderen türkischen Provinzen enthalten, sondern auch die politische Lage des Türkischen Reiches behandeln.

Dieses sei seiner völligen Auflösung nahe, meinte Dubois. Seine Beobachtungen beträfen nicht nur eine einzige Provinz, denn er habe nicht allein die europäische Türkei, sondern auch Anatolien, Syrien und Ägypten bereist und überall die größte Unordnung in der Verwaltung, Plünderung und jede Art von Willkürlichkeit und Ausschreitungen gefunden.

Ehe aber Dubois-Thainville seinen Bericht an Verninac absandte, sogar noch ehe er in Ägypten gelandet war, hatte schon Magallon den Gedanken einer Eroberung Ägyptens durch französische Waffen in Betracht gezogen. Ihm vor allem gebührt die erste Anregung zu einem Feldzug nach dem Pharaonenlande.

Er richtete am 17. Juni 1795 einen langen Brief an Verninac, in welchem er die Möglichkeit einer Besitzergreifung Ägyptens durch die Franzosen auseinandersetzte. „Wenn die Republik", heißt es unter anderem in diesem Briefe, „sich mit dem Handel beschäftigen und daraus den größten Vorteil ziehen will, braucht es Ägypten, aber das ganze Land! Man darf sich durchaus nicht mit Alexandria begnügen, sondern auch noch Rosette, Damiette und Kairo

sind nötig, und wenn die Zeit gekommen sein wird, auch noch alle Niederlassungen bis zu den Nilwasserfällen..."

„Ich wiederhole, Burger," fuhr Magallon fort, „sobald wir Herren des Roten Meeres sind, werden wir den Engländern Gesetze vorschreiben und sie aus Indien verjagen, vorausgesetzt, daß dies in den Absichten der Regierung liegen sollte. Während des günstigen Monsun könnte man mit wenigen Schiffen eine Anzahl Truppen über Suez nach Indien schaffen. Auf diese Weise würden unsere Soldaten höchstens 60 Tage auf dem Meere bleiben. Es kommt nicht selten vor, daß sie über das Kap der Guten Hoffnung sechs Monate brauchen, um nach Indien zu gelangen. Über Suez würde man kaum einen Mann auf hundert einbüßen, während man auf dem anderen Wege glücklich sein könnte, wenn man von 100 Mann nur 10 verlöre..."

Eine Abschrift der Denkschrift hatte Magallon nach Paris an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gesandt. Obgleich er während drei und einem halben Monat keine Antwort auf seine Eingabe erhielt, verfolgte er ohne Unterlaß seine Absichten und richtete neue Berichte, Vorschläge und Einzelheiten an Colchen, den Kommissar im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und bald darauf auch noch an den Wohlfahrtsausschuß.

Inzwischen hatten die Ereignisse des 13. Vendémiaire stattgefunden, und die Herrschaft der fünf Männer war an die Stelle des Nationalkonvents getreten. Magallon hatte jetzt mehr Aussicht, daß seine Vorschlage berücksichtigt würden, denn das Direktorium war mehr als eine andere Regierung vorher geneigt, sich in abenteuerliche Eroberungen einzulassen. Und in der Tat, der Bericht Magallons war in die Hände eines der Direktoren oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gelangt, denn er fand eine aufmerksame Betrachtung. Der Direktor oder der Minister hatte den Bericht mit Anmerkungen versehen und ihn dem

Abteilungschef Boulouvard empfohlen, der alles sammeln sollte, was auf Ägypten bezug haben könnte.

Währenddessen trafen der Bericht Dubois-Thainvilles und Ende Dezember 1795 eine andere Denkschrift des Kapitäns Réal in Paris ein. Wie man voraussehen konnte, wa-



Minister Talleyrand.
Nach einem Stich von Bollinger.
(Sammlung Kircheisen.)

ren die Bemühungen Dubois-Thainvilles in Ägypten ohne Erfolge geblieben, denn den Versprechungen der Beis folgte nicht die Ausführung! Auch Magallon hatte nicht mehr Glück. Infolge der Mißerfolge, und da er eigene Geschäfte in seiner Heimat zu erledigen hatte, bat er um einen längeren Urlaub. Dieser wurde ihm nicht nur bewilligt, sondern

Boulouvard, der Chef der 2. Abteilung im Ministerium des Auswärtigen, forderte ihn auf, sich nach Erledigung seiner Privatangelegenheiten nach Paris zu begeben, damit er der Regierung mündliche Aufschlüsse über seine Beobachtungen gäbe. Da Magallon durch allerlei Umstände zurückgehalten wurde, traf er erst in Paris ein, als bereits Talleyrand an die Stelle Delacroix' ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten getreten war (16. Juli 1797). Dieses Zusammentreffen der Umstände sollte für die Zukunft nicht ohne Folgen bleiben, denn Talleyrand war durch seine Beziehungen zu dem Herzog von Choiseul, zu dem ehemaligen bevollmächtigten Gesandten bei der Pforte Choiseul-Gouffier, ferner zu Lauzun und anderen, persönlich mit den ägyptischen Angelegenheiten wohl vertraut. Er las sogar in der öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts am 3. Juli 1797 ein „Mémoire sur les avantages à retirer de colonies nouvelles dans les circonstances présentes“ vor.

Die Frage der Machterweiterung der Französischen Republik im Mittelmeer und in der Levante sollte durch Bonaparte in eine ganz neue Entwicklungsstufe eintreten. Man wird sich erinnern, daß Bonaparte während seines Feldzugs gegen den Erzherzog Karl am 9. April 1797 eine längere Unterredung mit Verninac, dem ehemaligen bevollmächtigten Minister in Konstantinopel, gehabt hatte*). Diese

*) Trotz seiner engen persönlichen Beziehungen zu Delacroix mußte er dem General Aubert Dubayet (Aubert du Bayet), dem ehemaligem Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und ersten Kriegsminister im Direktorium, weichen. Dubayet war der erste Gesandte der Französischen Republik bei der Pforte. Er reiste am 12. Juli 1797 von Toulon nach seiner neuen Bestimmung ab und kam am 1. Oktober in Konstantinopel an. Mit den größten Hoffnungen war Aubert Dubayet nach Konstantinopel gegangen, doch infolge der Nachlässigkeit, Unwissenheit und Unentschlossenheit der leitenden türkischen Persönlichkeiten war auch er in seinen Bestrebungen gescheitert. Er starb, erst 40 Jahre alt, nach kurzer Krankheit am 17. Dezember 1797, auf seinem Posten. Die diplomatischen Geschäfte führte zunächst der erste Gesandtschaftsträger General Carra Saint-Cyr bis zum schließlichen Bruch mit der Pforte.

Unterredung betraf nicht allein die venetianischen Verhältnisse sondern auch die türkischen Zustände, mit denen beide, jener nur theoretisch, dieser aber auch praktisch wohlvertraut waren. Als man von dem Verfall des türkischen Reiches sprach, wird man gewiß die Aussichten eines Feldzuges nach Ägypten in Betracht gezogen haben[1]

Die orientalischen Pläne Bonapartes jener Zeit sind offenbar noch verwirrt, zusammenhangslos, sprunghaft. Es wäre verfrüht, wollte man schon von jener Zeit her die zielbewußte Politik des Generals, die dann zu dem ägyptischen Feldzug führte, herleiten. Es wäre auch ganz falsch, wollte man aus seinen verschiedenen schriftlichen und mundlichen Äußerungen schließen, daß er schon damals die Absicht gehabt hätte, den Oberbefehl selbst zu übernehmen. Wie er Unterführer mit der Besetzung von Korfu und Korsika betraut hatte, so würde er vermutlich damals auch einem seiner Untergenerale den Befehl über das Expeditionskorps nach Ägypten übergeben haben.

Da er Beherrscher von Ancona, bald auch Herr des Festlandes und der Inseln von Venedig war, mußten die Blicke dieses rastlosen Geistes sicher bis nach Albanien, den Epirus, Griechenland, Malta, ja selbst bis nach Kleinasien und Ägypten schweifen! Galt es doch nicht allein, bei der gewiß bald eintretenden Zerstückelung der Türkei einen fetten Bissen für die Französische Republik zu erhaschen sondern auch, da man bisher England nicht in London beikommen konnte, dem Inselreich durch Lähmung des Handels nach Indien zu schaden. Wenn wir die Entwicklung der orientalischen Pläne nach den Briefen und Handlungen Bonapartes verfolgen, so sehen wir überall ein unsicheres Tasten, ein unbewußtes Suchen, ohne daß er über die tatsächliche Ausführung im klaren zu sein schien. Hier finden wir eine Reihe von Befehlen, dort beobachten wir eine Gedankenreihe ohne Schluß, aber noch nirgends einen bestimmten Plan.

Der Gedanke eines Feldzuges nach Ägypten, dazu unter seiner eigenen Führung, entwickelte sich viel später in dem Hirn Bonapartes, erst, nachdem er die Landung in England oder Irland aufgegeben hatte. Sobald er aber einmal endgültig feststand, traf der junge General in kürzester Zeit Maßnahmen, die alle Wahrscheinlichkeit zur Verwirklichung hatten!

Der erste Schritt, den Bonaparte in der Verfolgung seiner orientalischen Pläne tat, war die Besitzergreifung der Inseln Korfu, Kephalonia und Zakynthos (Zante) gewesen. Sie erfolgte Ende Juni auf Grund eines Befehls vom 26. Mai 1797. „Korfu, Zante und Kephalonia", schreibt er am 16. August mit gewisser Übertreibung, nachdem er bereits am 1. August



dem Direktorium von Mailand aus die Besitzergreifung der Inseln durch eine französische Flotte gemeldet hatte, „sind viel interessanter für uns als ganz Italien zusammen.

Ich glaube, wenn wir gezwungen wären, zu wählen, wäre es besser, Italien dem Kaiser zurückzugeben und diese vier Inseln (die genannten drei Inseln und Levkas) zu behalten, die für unsern Handel eine Quelle von Reichtum und Gedeihen bilden. Das Türkische Reich bricht immer mehr in sich zusammen, so daß der Besitz dieser Inseln uns in den Stand setzen wird, es entweder zu unterstützen, soweit es möglich ist, oder unseren Anteil daran zu nehmen.

Die Zeiten sind nicht mehr fern, wo wir einsehen werden, daß wir uns Ägyptens bemächtigen müssen, um England wirklich zu zerstören. Das große Türkische Reich, das alle Tage mehr zurückgeht, versetzt uns in die Notwendigkeit,

beizeiten Mittel zu ergreifen, um unseren Handel in der Levante zu behalten..."

Gleichzeitig schrieb Bonaparte an Talleyrand, den neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser hatte sicher um jene Zeit bereits von der Denkschrift Magallons Kenntnis genommen. Er antwortete unter dem 23. August: „... Das Direktorium billigt vollkommen die Besitznahme Zantes, Korfus und Kephalonias ... Nichts ist übrigens wichtiger, als sich mit Albanien, Griechenland, Mazedonien und den übrigen Provinzen der europäischen Türkei, wie überhaupt mit allen Ländern, die an das Mittelmeer stoßen, in gutes Einvernehmen zu setzen, besonders mit Ägypten, das eines Tages für uns von großem Nutzen sein wird..."

Aus der Fülle von Ideen, die Bonaparte hinsichtlich der Erweiterung der französischen Macht im Mittelländischen Meere hatte, mag sich zuerst der Plan einer Besitznahme Maltas herausgeschält haben.

Er hatte bald in Talleyrand den Mann erkannt, der imstande war, auf seine großen, weitschauenden Pläne einzugehen und selbst solche zu entwerfen. Während sich sein Briefwechsel mit dem Kriegsminister Schérer, der auch erst seit dem 23. Juli im Amte war, nur auf rein militärisch-organisatorische Dinge bezog, machte er den Minister des Äußeren oft zum Mitwisser seiner Pläne. Man weiß ja, daß schon damals Bonaparte nicht mehr damit zufrieden war, ein großer General zu sein, sondern daß er auch auf dem Gebiete der Staatskunst und Diplomatie seinen reichen Geist betätigen wollte. Nachdem er Talleyrand nochmals von der Wichtigkeit der Jonischen Inseln für Frankreich geschrieben hatte, fuhr er in seinem Schreiben vom 13. September aus Passeriano fort: „...Warum bemächtigen wir uns nicht Maltas? Der Admiral Brueys könnte dort sehr gut (auf der Rückreise nach Frankreich) vor Anker gehen und

sich der Insel bemächtigen. 400 Ritter und höchstens ein Regiment von 500 Mann sind die einzigen Verteidiger der Stadt La Valetta. Die Einwohner belaufen sich auf mehr als 100 000, sind uns sehr geneigt und haben die Ritter sehr satt, die nichts zu essen haben und vor Hunger sterben. Ich habe aus bestimmten Gründen ihre Besitzungen in Italien beschlagnahmen lassen. Mit der Insel San Pietro, die uns der König von Sardinien abgetreten hat, Malta, Korfu und so weiter, werden wir Herren des Mittelmeeres sein.

Wenn es sich ereignen sollte, daß wir bei unserem Frieden mit England genötigt würden, das Kap der Guten Hoffnung abzutreten, müßten wir uns Ägyptens bemächtigen. Dieses Land hat niemals einer europäischen Macht gehört. Die Venetianer allein haben dort ein gewisses Übergewicht gehabt ... Man könnte von hier mit 25 000 Mann abfahren, die von acht bis zehn Schlachtschiffen oder venetianischen Fregatten geleitet würden und sich des Landes bemächtigen. Ägypten hat niemals dem Sultan gehört (?). Ich hätte gern, Bürger Minister, wenn Sie in Paris einige Erkundigungen einziehen würden, um mich wissen zu lassen, welche Rückwirkung unser ägyptischer Feldzug auf die Pforte haben würde..."

Talleyrand antwortete am 23. September: „... Das Direktorium billigt Ihre Absichten über Malta. Seitdem sich der Orden einen österreichischen Großmeister, den Herrn von Hompesch, gewählt hat, fand das Direktorium den schon auf anderen Mitteilungen gegründeten Verdacht bestätigt, daß Österreich sich dieser Insel zu bemächtigen beabsichtige. Es sucht eine Seemacht im Mittelländischen Meere zu werden... Es liegt in unserem Interesse, jeder Machtvergrößerung Österreichs zur See zuvorzukommen, und das Direktorium wünscht, daß Sie die notwendigen Maßnahmen träfen, um zu verhindern, daß Malta in österreichische Gewalt fiele. Was Ägypten anlangt, so sind

Ihre Ideen hinsichtlich dieses Landes groß und von Nutzen. Ich werde Ihnen über diesen Gegenstand noch ausführlich schreiben. Heute beschränke ich mich nur darauf, Ihnen zu sagen, daß, wenn man die Eroberung machte, es nur im Interesse der Pforte geschähe, um die russischen und englischen Intrigen zu vereiteln, die in diesem unglücklichen Lande immer von neuem angezettelt werden. Ein solch großer Dienst würde die Türken leicht veranlassen, uns das ganze Übergewicht und die nötigen Handelsvorteile zu überlassen. Als Kolonie würde Ägypten bald die Erzeugnisse der Antillen ersetzen und uns den Handel mit Indien verschaffen . . .“ *).

Eine Besitzergreifung Maltas sollte den Feldzug nach Ägypten einleiten. Die Insel gehörte dem Johanniterorden und stand unter dem Schutze des Kaisers von Rußland. Der Orden war entschieden im Niedergang begriffen. Der maltesische Gesandte in Paris war gestorben, und nach dem Sturze des Königtums besaß der Orden keinen diplomatischen Vertreter mehr in der französischen Hauptstadt, obgleich die meisten Ordensritter auf Malta Franzosen waren.

Seitdem Bonaparte die Jonischen Inseln hatte besetzen lassen, mußten die Blicke Englands sich wieder auf das Mittelländische Meer richten. Die Engländer hatten das Mittelmeer zwar erst im Dezember 1796, endgiltig im Januar 1797, geräumt, aber man konnte in Paris nicht wissen, ob die britische Admiralität nicht von neuem eine Flotte

*) Durch einen eigentümlichen Zufall sandte der Vizeadmiral Rosily, der damals Direktor der Plankammer der Marine war, an demselben Tage, an welchem Talleyrand den Brief an Bonaparte schrieb, dem Kommissar Monge bei der Italienischen Armee alle Denkschriften, Briefwechsel usw., die sich auf Ägypten bezogen, nach Italien. Es ist augenscheinlich, daß dies auf Veranlassung Bonapartes geschah, um an der Hand von Berichten aus erster Quelle die Möglichkeit eines orientalischen Feldzugs zu studieren. Jedenfalls scheint das Direktorium damals noch nicht von den Plänen Bonapartes und Talleyrands in Kenntnis gesetzt worden zu sein.

dahinzusenden und Malta zu besetzen beabsichtigte, da es leichter als Korsika zu verteidigen war und Frankreich in Schach halten konnte.

Wie wir gesehen haben, hatte Bonaparte sich in seinen Briefen an das Direktorium und an Talleyrand im Laufe des Frühjahrs und des Sommers 1797 öfters mit der Insel be-



Gesandtschaftssekretär Poussielgue.
(Nach einem Stich von A. Dutertre.)

schäftigt. Man hatte ihm ganz freie Hand gelassen, in dieser Hinsicht anzuordnen, was er für geeignet hielt.

Infolgedessen hatte er Poussielgue, dem ersten Gesandtschaftssekretär in Genua, den wir schon gelegentlich der Unruhen in der Ligurischen Republik kennen gelernt haben, am 12. November den Befehl erteilt, die Verhältnisse in Malta an Ort und Stelle zu studieren. Um aber die Sendung so unauffällig wie möglich zu machen, bekam Poussielgue

amtlich den Auftrag, auch die Inseln Korfu, Zante, Kephalonia und Cerigo (Kythera) in der Eigenschaft eines Generalinspektors zu bereisen. In einem Briefe an das Direktorium von demselben Tage gab aber Bonaparte den wahren Grund an.

In dem Entwurf zur Landung in England, den er am 14. Dezember 1797 seiner Regierung überreichte, kam jedoch Malta nicht mehr in Betracht. Poussielgue erhielt daher Gegenbefehl. Es war aber zu spät, denn er war bereits abgereist. Nachdem er sich etwa drei Wochen auf der Insel aufgehalten und sehr nützliche Beobachtungen gesammelt hatte, kehrte er nach Italien zurück. Von Mailand aus richtete er am 8. Februar 1798 einen sehr interessanten ausführlichen Bericht an Bonaparte, der diesem später doch noch von großem Nutzen sein sollte!

Durch die Einrichtung der Zisalpinischen Republik, der Erledigung der genuesischen und venetianischen Verhältnisse, vor allem aber durch die Friedensverhandlungen mit den kaiserlichen Abgesandten in Mombello, Passeriano und Udine, scheint Bonaparte vorläufig von seinen orientalischen Plänen abgelenkt worden zu sein. Als ihn dann das Direktorium nach dem Abschluß des Friedens von Campoformido am 26. Oktober zum Obergeneral der Armee von England ernannte und auch beauftragte, den Vorsitz der französischen Friedensgesellschaft in Rastatt zu führen, wurden Bonapartes Blicke nach Norden gelenkt. Seiner Gewohnheit gemäß ließ er sich eifrig den neuen Plan der Zusammenstellung des nach England bestimmten Heeres und die Möglichkeit einer Landung in Großbritannien angelegen sein.

Während sich Bonaparte mit der Landung in England beschäftigte und eine Reise nach der französischen Nordküste unternahm, dachte Talleyrand über einen Feldzug nach Ägypten nach. Er war, wie wir wissen, schon früher

diesem interessanten Plan nahe getreten. In der letzten Zeit waren ihm auch zahlreiche Denkschriften über die Türkei und Ägypten zugegangen. Er reichte deshalb am 14. Februar 1798 dem Direktorium einen Plan zur Eroberung Ägyptens ein*). Und wiederum war hierbei Magallon, der französische Generalkonsul in Ägypten, im Spiele, denn dessen am 9. Februar an den Minister eingereichte Denkschrift mag Talleyrand bestimmt haben, die seinige dem Direktorium vorzulegen und einen Feldzug nach Ägypten als wünschenswert und vorteilhaft darzustellen!

Vergleicht man beide Denkschriften miteinander, so findet man in dem Talleyrandschen Bericht dieselben Beweggründe wie bei Magallon. Natürlich erörtert der Minister in einer sachkundigeren Weise als der Generalkonsul Magallon die diplomatischen Beziehungen der Pforte zu den europäischen Mächten, die aus einer Besitzergreifung Ägyptens für die Französische Republik entstehen könnten.

Es ist nahezu ausgeschlossen, daß Bonaparte von der Absicht Talleyrands Kenntnis gehabt hat, denn die Denkschrift Talleyrands wurde auf Grund des Berichtes Magallons verfaßt und sieben Tage vor der Rückkehr Bonapartes nach Paris dem Direktorium übergeben! Als Bonaparte nach dem ägyptischen Feldzug im Jahre 1799 nach Frankreich heimgekehrt war, ließ er sich übrigens das Schriftstück Talleyrands bringen und versah es mit Anmerkungen. Seine Beobachtungen fielen aber nicht zum Vorteile des Ministers aus**). Sie beweisen vielmehr weiterhin, daß der General von der beabsichtigten Eingabe dieser Schrift

---

*) Schon am 23. Juli 1797 hatte Talleyrand dem Direktorium drei Denkschriften mitgeteilt, die die Möglichkeit eines Angriffs gegen die Engländer in Indien mit Hilfe der indischen Fürsten in Betracht zog

**) Als Talleyrand geschrieben hatte: „Ses chefs (die der Armee von Ägypten) n'auront pas besoin d'être pourvus de grands talents militaires", hatte Bonaparte hinzugefügt. „Quelle folie!". Hätte Bonaparte von dem Schriftstück vorher Kenntnis gehabt, er würde wohl niemals diesen Satz Talleyrands haben stehen lassen!

keine Kenntnis hatte, denn er würde sonst Verschiedenes darin geändert haben!

Inzwischen wird der Minister des Äußeren den Bericht Bonapartes gelesen haben, den dieser dem Direktorium am 23. Februar 1798 übermittelte, und worin er die Möglichkeit eines Feldzugs nach England bezweifelte. Vielleicht hat auch Bonaparte selbst um diese Zeit zu Talleyrand von seinen Zweifeln gesprochen. Da der General nun einen unmittelbaren Angriff auf Englands Küsten für ungeeignet hielt, das Direktorium aber ebensowenig geneigt war, mit England Frieden zu schließen oder Hannover und Hamburg wegzunehmen, so ist es naheliegend, daß beide Männer, Bonaparte und Talleyrand, zusammen den Plan eines Unternehmens nach Ägypten weiter erörtert haben, bis sich endlich das Direktorium zur Ausführung entschloß.

Was Napoleon selbst auf Sankt Helena über den Plan des Feldzugs nach Ägypten sagt, trägt nur dazu bei, die Sachlage zu verwirren; man darf ja nicht vergessen, daß er sich fast keiner authentischen Dokumente bei der Abfassung seiner Memoiren bedienen konnte und oft absichtlich die Tatsachen anders hinstellte, als sie gewesen sind. Talleyrands Memoiren verdienen noch weniger Glaubwürdigkeit. Der Minister schreibt darin ganz harmlos: „Nachdem er (Bonaparte) den Frieden mit Österreich unterzeichnet hatte ... kam er nach Paris, um dem Direktorium die Eroberung Ägyptens vorzuschlagen“ (!)*).

*) Da das Unternehmen fehlschlug, war er natürlich der erste, der sich reinwaschen wollte. In einigen von ihm am 29. Messidor und am 7. Thermidor (18. und 26. Juli 1799) erschienenen Artikeln in der „Gazette nationale ou Moniteur universel“ behauptete er, daß das Unternehmen nach Ägypten bereits vor seinem Eintritt ins Ministerium beabsichtigt worden sei. Der frühere Minister Delacroix lehnte in seiner Antwort vom 30. Messidor (19. Juli) ebenfalls die Verantwortlichkeit ab. Talleyrand gehört übrigens zu denjenigen, die behaupten, das Direktorium habe den Feldzug nach Ägypten nur deshalb gebilligt, um Bonaparte, der ohne Beschäftigung war, aus Frankreich zu entfernen.

Barras in seinen gleichfalls höchst lügnerischen und unzuverlässigen Memoiren und Larevellière-Lépeaux schieben die Urheberschaft, das heißt die Schuld an dem mißglückten Unternehmen, Bonaparte in die Schuhe.

Reubell hat keine Memoiren, nur eine Aufzeichnung einer



Merlin de Douai.
Nach einer Lithographie von Delpech.
(Sammlung Kircheisen.)

langen Unterredung mit dem Ersten Konsul im Februar 1802 hinterlassen.

Der Wahrheit am nächsten kommt sicherlich Merlin de Douai in seiner Rechtfertigungsschrift, die er im Jahre 1799 dem Rate der Fünfhundert einreichte, da man unter anderem auch ihm den unglücklich verlaufenen Feldzug in

Ägypten vorwarf. Er sagt mit Recht: „Wenn man auch nicht behaupten kann, daß es Bonaparte gewesen ist, der zuerst den Gedanken zu diesem Feldzug gehabt hat, so kann man doch wenigstens versichern, daß er ohne ihn nicht zur Ausführung gelangt wäre!"

Eine wichtige Quelle bilden auch die Berichte Sandoz-Rollins an seine Regierung. Am 22. Februar bereits schrieb der preußische Gesandte, indem er sich die Worte Talleyrands in den Mund legte: „...Ich habe in der Tat ein Unternehmen vorgeschlagen, das unsere Kolonien ausdehnen und die Geschichte der Welt erweitern würde. Man konnte die in Italien befindlichen 40 000 Mann verwenden, um den blühendsten Teil Ägyptens zu erobern..." Am 19. April berichtet derselbe Gesandte: „...Talleyrand hat mir gestanden, daß er mit Magallon, dem Konsul in Ägypten, der Urheber dieses großen Unternehmens sei, und daß er sich davon den größten Erfolg verspräche."

Wir können also das Schlußergebnis in folgende Worte zusammenfassen: Im allgemeinen werden Bonaparte oder Talleyrand als die Urheber bezeichnet. Beides ist falsch. Man muß genau, wie in ähnlichen Fällen, den oder die Urheber des Planes von denen trennen, die das Unternehmen ausbauten oder zur Ausführung brachten. Wollte man Namen anführen, so müßte man an erster Stelle Magallon und andere, die Denkschriften über ein militärisches Unternehmen nach Ägypten einreichten, an letzter Stelle aber das Direktorium nennen, das doch das entscheidende Wort zu sagen hatte*).

Der Gedanke, sich Ägyptens zu bemächtigen, hat sich nach und nach in zahlreichen Köpfen entwickelt, die ihn alle auf ihre Weise ausbauten und der Ausführung näher

*) Die tatsächliche Verantwortlichkeit trägt natürlich das Direktorium, das die ausführende Gewalt in den Händen hatte. Der Regierung wurden jährlich Hunderte von Denkschriften eingereicht, über deren Annahme oder Ablehnung sie allein zu entscheiden hatte.

brachten. Man könnte sogar noch weiter als bis auf Leibniz zurückgehen, der im Jahre 1672 Ludwig XIV. die Eroberung Ägyptens vorschlug, um den König von Deutschland abzulenken*). Außerdem könnte man noch zahllose Männer erwähnen, die durch Taten oder Denkschriften den Plan reifen ließen, der dann durch Bonaparte zur Ausführung gebracht wurde!

*) Es scheint, daß Bonaparte von der Denkschrift des großen deutschen Philosophen, „Consilium aegypticum" genannt, nichts wußte, denn sie war damals vollkommen vergessen worden. Erst im Jahre 1803 wurde eine Abschrift der Denkschrift während der Besetzung Hannovers durch Mortier in der Bibliothek zu Hannover aufgefunden. Mortier sandte das Exemplar am 20. Juli an Bonaparte, der es Monge anvertraute. Dieser hinterlegte es im Jahre 1815 in der Bibliothek des „Institut national".

ELFTES KAPITEL

DIE VORBEREITUNGEN ZUM ÄGYPTISCHEN FELDZUG.

(März bis Mai 1798)

Zusammensetzung der Landungstruppen und der Flotte. — Abreise der Geschwader aus Toulon, Marseille, Genua, Civita Vecchia und Korsika.

Nachdem der Feldzug nach Ägypten endgültig entschieden war, machte sich Bonaparte mit Feuereifer an die Verwirklichung dieses Planes. In einem eingehenden Schreiben vom 5. März 1798 gab er die Maßnahmen an, die zu ergreifen waren. Am selben Tage ernannte das Direktorium einen Ausschuß, der sich sofort an das Mittelländische Meer begeben sollte. An der Spitze dieses Ausschusses stand der Konteradmiral Blanquet du Chayla; ihm beigeordnet waren der Marinekommissar Le Roy, der Artilleriegeneral Dommartin und der Oberzahlungsanweiser Sucy. Sie hatten nur von Bonaparte Befehle zu empfangen.

Am 12. April erschien eine Reihe von Beschlüssen, die sich alle auf die Bildung der Orientarmee und die Obliegenheiten des Oberbefehlshabers Bonaparte bezogen. Dieser erhielt nicht allein Befehl, sich Ägyptens zu bemächtigen und die Engländer so weit wie möglich aus ihren orientalischen Besitzungen zu verjagen, sondern es wurde ihm auch aufgetragen, die Landenge von Suez zu durchstechen, das Schicksal der Urbewohner des Landes zu ver-

bessern, dabei aber mit der Pforte in gutem Einvernehmen zu bleiben. In einem weiteren Beschluß bekam Bonaparte auch Befehl, sich Maltas zu bemächtigen.

Man sieht aus diesen Anordnungen, daß das Direktorium, vermutlich auf Veranlassung Bonapartes, auch noch einen kulturellen Zweck mit der Besitzergreifung Ägyptens verband. Und in der Tat, war auch die politische Herrschaft nicht von langer Dauer, so waren doch die Ergebnisse der Gelehrtenkommission von größter Bedeutung, denn aus jener Zeit her rührt erst die wirkliche Erforschung des alten Wunderlandes.

Bonaparte entfaltete eine unglaublich fruchtbare Tätigkeit in seinem kleinen Hause in der Rue Chantereine! Tag und Nacht war er mit seinen Plänen und den Mitteln zu deren Ausführung beschäftigt. Noch nie, selbst nicht in Italien, hatte man ihn so tätig gesehen wie in jenen Tagen.

Als ausgezeichneter Menschenkenner wußte er Mitarbeiter zu finden und sie für seine Zwecke zu begeistern. Es ist bekannt, wie alle, die sich ihm näherten, seinem eigenartigen Zauber unterlagen. Er kannte die meisten Generale persönlich, die an dem Zuge nach Ägypten teilnehmen sollten, und wußte im voraus, wie und zu welchen Zwecken er sie am besten verwenden konnte.

Berthier, sein getreuer Gefährte aus dem italienischen Feldzuge, mußte natürlich das Amt des Generalstabschefs wieder übernehmen. Bonaparte wußte, was er von ihm verlangen konnte. Desaix' und Klebers Eigenschaften hatte er, obgleich diese Generale nicht mit in Italien gewesen waren, teils bei der Besichtigungsreise an die Küsten, teils schon vorher kennen und schätzen gelernt. Dem einen wurden die Rüstungen in Civita Vecchia übertragen, die der Obergeneral nicht selbst überwachen konnte, dem anderen wurden sämtliche Divisionen untergeordnet, die sich in Tou-

lon, Marseille und auf Korsika sammeln sollten. Caffarelli wurde mit der Zusammenstellung der Gelehrtenkommission betraut, über deren Tätigkeit in einem besonderen Kapitel gesprochen werden wird.

Bonaparte selbst beschäftigte sich mit den verschiedentlichsten und auch nebensächlichsten Dingen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Fast täglich gingen seine Befehle nach Toulon, Lyon, Marseille, Genua, Rom, Civita Vecchia, Korsika, abgesehen von den nach Paris bestimmten schriftlichen oder mündlichen Anordnungen. Er wußte und kannte alles; er stand vollkommen über dem Stoff, den es zu bewältigen galt, und nur die Zeit setzte seinem großen Geiste manchmal eine Schranke.

Nicht allein dem Heere und der Flotte galt seine Fürsorge, sondern auch der Gelehrtenkommission. Die geringsten Einzelheiten überlegte er und besprach ihre Ausführung mit Fachleuten. Heute ging eine Beschwerde an den Minister des Innern, daß der Direktor der Buchdruckerei sich weigere, dem Gelehrtenausschuß die arabischen und griechischen Buchstaben zur Verfügung zu stellen, am folgenden Tag gab er Befehl, eine Bibliothek anzukaufen, die er meist nach eigenen Angaben zusammengestellt hatte, und von der uns Bourrienne ein oberflächliches Verzeichnis gibt.

Während Bonaparte alle Fäden des Unternehmens in seiner Hand in Paris vereinigte, wurde in den verschiedenen Hafenplatzen in fieberhafter Tätigkeit gearbeitet. Die Mitglieder des Marineausschusses trafen nach und nach zwischen dem 16. und 31. März in Toulon ein. Wenige Tage später, am 2. April, kam auch Brueys mit seinem Geschwader wohlbehalten von Korfu aus an. Für seine Verdienste bei der Besetzung der Jonischen Inseln wurde er durch Beschluß vom 12. April zum Vizeadmiral ernannt. Am 24. April wurde der 74jährige Kriegsminister Pléville



General Berthier.

(Nach dem Gemälde von A. L. J. Gros.)

le Pelley durch den Konteradmiral Bruix ersetzt, damit eine jüngere Kraft das Marineministerium leite.

Toulon war der Hauptsammelplatz sowohl für die Flotte als auch für die Landungstruppen. Die Stadt und der Hafen boten einen sehr interessanten Anblick dar; überall sah man Bewegung und lebhafteste Tätigkeit. Und da man nicht wußte, welchem Zwecke alle diese Vorbereitungen dienten, umgab das ganze Treiben etwas Geheimnisvolles.

Zum Befehlshaber der Division, die sich hier versammeln sollte, bestimmte der Obergeneral, einem Befehl an Berthier vom 20. April zufolge, den Divisionsgeneral Kleber. Wenige Tage darauf, am 28. April, teilte Bonaparte diesem mit, daß ihm außer seiner eigenen noch die Division Reynier (in Marseille) und die Division Menard (auf Korsika) unterstellt seien. Der Geniegeneral Caffarelli, der früher die Befugnisse eines stellvertretenden Generalstabschefs an Stelle Berthiers ausgefüllt hatte, nahm jetzt denselben Posten bei Kleber ein.

General Reynier sollte den Oberbefehl über die Division übernehmen, die sich in Marseille versammelte. Am 10. April reiste er aus Paris ab und begab sich über Grenoble, Valence und Avignon, wo er überall Schritte zur Beschleunigung der Arbeiten tat, nach dem Ort seiner Bestimmung. Hier traf er am 22. April ein und übernahm, auf Grund eines Befehls vom Obergeneral an seinen Generalstabschef Berthier vom 20. April, das Kommando seiner Division. Anfang Mai waren die Vorbereitungen beendet, und auf Befehl Klebers versuchte Reynier am 8. Mai die Anker lichten zu lassen. Wegen der ungünstigen Winde jedoch mußte die Abfahrt nach Toulon verschoben werden. Endlich konnte das Geschwader den Hafen am 11. Mai verlassen und kam noch an demselben Tage in Toulon an. Der Befehlshaber der Division, General Reynier, befand sich an Bord der Fregatte „L'Alceste".

In Korsika sollte eine weitere Division gebildet werden. Infolge der ungünstigen politischen Lage auf der Insel gingen die Vorbereitungen sehr langsam vonstatten. Dort befehligte der General Vaubois, den wir bereits aus dem italienischen Feldzug als Kommandanten von Livorno und aus den Kämpfen am Gardasee kennen. Mit dem Oberbefehl der nach Ägypten bestimmten 23. Division wurde jedoch der erst kürzlich zum Divisionär ernannte General Menard betraut, der die eine Division in der Schweiz befehligt hatte. Menard war aber Vaubois unterstellt. In den ersten Tagen des Monats April kam er in Bastia an, doch erhielt er kurze Zeit darauf vom Direktorium Befehl, sich nach Italien zu begeben. Vaubois übergab daher den Oberbefehl über die beiden Halbbrigaden dem General Casalta. Aber dieser wurde seiner schlechten Gesundheit wegen von Bonaparte nicht angenommen und schließlich durch Tagesbefehl vom 13. Mai durch den kurz zuvor zum Divisionär beförderten General Bon ersetzt. Die Division erhielt am 9. Mai Befehl, sich unverzüglich einzuschiffen und sich nach der Maddalena, im Norden von Sardinien, zu begeben.

Von dem französischen Konsul Redon de Belleville unterstützt, überwachte General Berthier die Vorbereitungen in Genua. Wie man weiß, sollte er an dem Feldzug als Generalstabschef Bonapartes teilnehmen. Da seine Anwesenheit in Italien aber noch nötig war, vertrat ihn währenddessen der General Caffarelli.

Ende März bereits war der Divisionsgeneral Baraguay d'Hilliers in Genua angekommen*), der die hier in der Bildung begriffene Division befehligen sollte. Baraguay hatte sich als Befehlshaber der ehemaligen Division Dallemagne im Feldzug gegen den Erzherzog Karl und bei der Besetzung

*) Auf Wunsch des Obergenerals sollte sich Monge mit verschiedenen anderen Gelehrten und Ingenieuren von Genua aus einschiffen. Jedoch wurde der Plan geändert, denn die Gelehrten fuhren von Civita Vecchia ab.

von Venedig ausgezeichnet. Bonaparte erteilte Baraguay d'Hilliers am 19. April Befehl, am 6. oder 7. Floréal (25. und 26. April) die Anker zu lichten und sich in Toulon der Hauptflotte anzuschließen. Wegen der Angelegenheit Bernadottes in Wien mußte die Abreise jedoch aufgeschoben werden. Als sich dann die politische Lage geklärt hatte und die letz-



General Desaix.
Gestochen von H. Schmidt nach einer Zeichnung von J. A. Dornstedt.
(Sammlung Kircheisen.)

ten Vorbereitungen beendet waren, gab Bonaparte am 2. Mai nochmals Befehl, nach Toulon aufzubrechen.

Die Truppen waren bereits auf Grund des früheren Befehls am 27. April eingeschifft worden, und die Flotte befand sich schon im Hafen von Toulon, als der Gegenbefehl eintraf, zurückzukehren und die Truppen in Genua wieder auszuschiffen! In der Nacht vom 9. zum 10. Mai traf Baraguay

d'Hilliers wieder in Genua ein, wo inzwischen der endgültige Befehl Bonapartes zur Fahrt vom 2. Mai angekommen war. Am 17. Mai lichtete man nun nochmals die Anker, um nach Toulon zu fahren.

Durch einen Beschluß des Direktoriums vom 16. März war der General Desaix zum Oberbefehlshaber der Division ernannt worden, die sich in Civita Vecchia, nordwestlich von Rom, einschiffen sollte. Da Civita Vecchia sehr weit von Paris entfernt liegt, und Bonaparte die Vorbereitungen dort nicht selbst überwachen konnte, hatte er diesen Posten einem erprobten General übertragen. Desaix war am Tage nach seiner Ernennung aus Paris abgereist und am 2. April in Rom angelangt. Hier wurde er von den Regierungskommissaren Villemanzy, Haller und Monge sehr in seinen Bestrebungen unterstützt.

Infolge des Zwischenfalles in Wien war das Zustandekommen des orientalischen Feldzugs eine Zeitlang zweifelhaft geworden. Jedenfalls hatte Bonaparte am 23. April dem General Brune, der als Obergeneral an Berthiers Stelle in Italien befehligte, die Divisionen in Genua und Civita Vecchia in Voraussicht eines österreichischen Angriffs zur Verfügung gestellt. Noch ehe Nachricht von dem Zwischenfall mit Bernadotte in Paris eingetroffen war, hatte Bonaparte am 19. April Desaix Befehl erteilt, am 10. Floréal (29. April) unter Segel zu gehen, die Küsten Neapels hinabzufahren, die Meerenge von Messina zu passieren und in Syrakus, möglichst aber in Malta vor Anker zu gehen. Am nächsten Tage wiederholte er den Befehl. Aber am 23. April mußte er dem General Desaix die Weisung erteilen, die Truppen wieder auszuschiffen, falls sie sich schon auf den Kriegs- und Transportschiffen befänden. Nachdem aber die Angelegenheit mit Bernadotte geregelt, beziehentlich zur Verhandlung nach Selz verwiesen worden war, schrieb Bonaparte am 10. Mai an Desaix, daß er sich bereithalten sollte, sich

der Hauptflotte anzuschließen, wenn diese auf der Höhe von Korsika angelangt sein würde.

Ehe der Obergeneral Toulon verließ, sandte er den Generaladjutanten Cäsar Berthier*) mit Depeschen für den General Desaix nach Genua, die von dort aus vom französischen Konsul Redon de Belleville weiter befördert werden sollten. Aber inzwischen war die Brigg „Le Salamine", die erst nach der Abfahrt Bonapartes von Toulon den Hafen verlassen hatte, vor dem Boten zu Lande in Civita Vecchia angekommen und hatte dem General Desaix die Befehle zur Abfahrt überbracht. Mit 61 Schiffen, wovon eine Fregatte, zwei Briggs, zwei Avisos, zwei Kanonenboote und 53 Transportfahrzeuge, verließ Desaix am 26. Mai Civita Vecchia. Der General selbst befand sich mit seinem Stab und mit Monge an Bord der Fregatte „La Courageuse".

Trotz aller Absichten Bonapartes und des Direktoriums, das Ziel des überseeischen Feldzuges geheimzuhalten, wurde infolge der angeordneten Maßnahmen das wahre Ziel von vielen erraten. Um die öffentliche Meinung in Frankreich, besonders aber die zahlreichen Feinde der Französischen Republik über den Ort der Bestimmung zu täuschen**), griff das Direktorium zu einer List. Es erließ am 31. März einen Beschluß, in welchem Bonaparte befohlen wurde, sich nach Brest zu begeben, um dort den Oberbefehl über die nach England bestimmte Armee zu übernehmen. Um aber in der Täuschung des Publikums ganz sicher zu gehen,

*) Bruder des Generals Alexander Berthier. Ein Teil der Generaladjutanten (adjutants-généraux) hatte den Rang eines Obersten, der andere Teil den eines Oberstleutnants. Vielfach wird der Titel eines Generaladjutanten von Historikern und Militärhistorikern mißverstanden. Die Generaladjutanten hatten besonders die Befehle der Generale zu übermitteln, sich mit dem inneren Dienst zu beschäftigen, das Gelände in der Schlacht für die Stellung der Truppen auszusuchen und im Lager die Wahl der Quartiere und die Verteilung der Lebensmittel zu überwachen.

**) Um die Engländer irrezuführen, wurden die Truppen, die sich im Süden von Frankreich versammelten, mit „Linker Flügel der Armee von England" bezeichnet.

wurden Abschriften des Erlasses verschiedenen Journalisten übergeben, die nicht verfehlten, ihn abzudrucken, obgleich sich am Schluß die Bemerkung befand „Der gegenwärtige Beschluß wird nicht gedruckt“*).

Die im Volke umlaufenden Meinungen, wohin der Feldzug gerichtet sei, waren natürlich sehr verschieden. Manche sprachen von Irland oder England, einige von Sardinien, Cartagena, Gibraltar, Malta, Neapel, Sizilien, Albanien, dem Epirus, der Levante, andere sogar von Portugal, der Krim, Brasilien, Indien, schließlich zahlreiche Leute, vor allem die Seeleute, von Ägypten. In Wien, London, Sankt Petersburg und Konstantinopel waren natürlich ähnliche Ansichten über das Ziel des Unternehmens verbreitet.

In dem „Publiciste“ vom 11. Germinal (31. März) liest man die Bemerkung: „Man versichert, daß Bonaparte in fünf oder sechs Tagen sich nach einem unbekannten Ort unserer Küsten begeben wird. Es ist besonders erstaunlich, das einige Personen behaupten, es könnte das Mittelländische Meer, vielleicht sogar Toulon selbst sein. So unwahrscheinlich auch diese Behauptung ist, so scheint es doch sicher, daß sich einige Generale in aller Eile nach Toulon begeben haben, daß die Vorbereitungen für einen Feldzug zur See in diesem Hafen mit größter Tätigkeit betrieben werden, und daß bereits 10 000 Mann Landungstruppen sich dort befinden oder auf dem Wege dahin sind. Man sagt, sie seien für eine Einschiffung bestimmt. Wir wissen nicht, was man von dem Gerücht eines Feldzuges nach Ägypten denken soll. Er soll sogar im Einverständnis mit dem Sultan geschehen, den man von einigen ungehorsamen Paschas befreien will und ihm dafür den Rest seiner Staaten gewährleistet.“

---

*) Das Direktorium erließ sowohl Befehle, die für die Öffentlichkeit bestimmt wurden, als auch solche, die nur Eingeweihte, Minister, höhere Beamte oder Obergenerale angingen und geheim gehalten werden mußten

Die Zeitung scheint aber von der Regierung einen Wink bekommen zu haben, denn als sie am 17. Floréal (6. Mai) die Abreise Bonapartes nach Toulon meldete, widerrief sie die frühere Vermutung und sagte, es handle sich nur um einen Anschluß an die spanische Flotte, und am 18. Floréal (7. Mai), bezwecke man eine Vereinigung mit der venetianischen Flotte (das heißt, der von Brueys herbeigeführten ehemaligen venetianischen Kriegsschiffe), mit der man gemeinsam eine Landung in Irland oder England versuchen wolle. Der „Chef du Cabinet" vom 19. Floréal (8. Mai) und der „Patriote français" vom 27. und 28. Floréal (16. und 17. Mai) sprachen auch die Vermutung aus, daß es sich um eine Landung an den großbritannischen Küsten handle.

Es ist wirklich zu verwundern, daß das Geheimnis des orientalischen Feldzuges so lange gewahrt wurde. Meist wird gesagt, daß es außer Bonaparte und Talleyrand nur noch das Direktorium gewußt hätte. Ich behaupte aber, daß es wenigstens einige Dutzend Personen tatsächlich wußten*), und vielleicht einige Hundert auf Grund der Maßnahmen mit Bestimmtheit annehmen mußten! Um so mehr ist es anzuerkennen, daß kein schlechter Gebrauch von dem Geheimnis gemacht wurde.

Außer Bonaparte, Talleyrand, dessen Sekretär, vielleicht auch Magallon und den fünf Direktoren wußten es sicher folgende Personen: Bourrienne, Monge, Berthollet, Étienne Geoffroy Saint-Hilaire und sein Bruder Marc Antoine, Cuvier, Denon, Caffarelli, der Oberzahlmeister Sucy, der Zahlmeister Najac, Desaix, Kleber, Brueys, Marmont, Dolomieu, der Geschäftsträger in Konstantinopel Ruffin, der preussische Gesandte Sandoz-Rollin, gewiß auch Brune, Dominique Joseph Garat, Joseph, Lucien und Louis Bonaparte,

*) Jomard in den „Souvenirs sur Gaspard Monge" behauptet, außer Monge und Berthollet hätten es nur drei bis vier (!) Personen gewußt. Kleber dagegen bemerkt in seinem Tagebuch gelegentlich der Ereignisse vom 30. Prairial (18. Juni), kaum 40 Personen hätten das Ziel der Reise gekannt

Eugen Beauharnais, möglichenfalls auch noch einige Adjutanten Bonapartes, Duroc, Sulkowsky, Merlin und Lavalette. Bonaparte wird seine Frau und seine Schwestern gewiß nicht eingeweiht haben, denn sonst würde das Geheimnis wohl bald verraten worden sein! Wie Marmont in seinen Memoiren schreibt, habe es auch nicht einmal der Kriegsminister Schérer gewußt.

Übrigens glaubten viele Fernerstehende oder Unbeteiligte genau zu wissen, daß sich ein Feldzug in die Levante oder nach Ägypten vorbereite, was die zahlreichen Denkschriften, die das Direktorium in jenen Tagen erhielt, zur Genüge beweisen. Viele kleine Tatsachen deuteten auch klar daraufhin, wohin das Unternehmen gerichtet sei. Desaix und Monge ließen eifrige Nachforschungen in den Bibliotheken Roms anstellen, um Bücher über Ägypten, Syrien und Persien aufzufinden. Auch nahm Desaix verschiedene Ägypter und Syrer in seine Dienste. Ebenso ließ Bonaparte in Paris und anderen Städten nach Werken über Ägypten und Syrien forschen. Auch suchte man eifrig in Paris und Rom nach arabischen Schriftzeichen und nach Leuten, die in orientalischen Sprachen bewandert waren!

Memoirenschreibern natürlich darf man in dieser Hinsicht wenig trauen, wenn sie behaupten, sie hätten von dem Ziel der Expedition gewußt. Man weiß ja, wie zahlreiche Erinnerungswerke oft viele Jahre nach den Ereignissen und nur mit Hilfe des Gedächtnisses verfaßt werden. Mit den Briefen ist es aber eine andere Sache. So schrieb der Leutnant Thurman am 27. Germinal (16. April) an seinen Vater: „Man spricht von Ägypten“, und am 4. Floréal (23. April) machte er bestimmtere Angaben. In einem Briefe von Murat aus Malta an seinen Vater vom 15. Juni heißt es: „Wir müssen in zwei bis drei Tagen abreisen; ich weiß nicht, wohin es geht, ich vermute aber nach Ägypten.“

In einem Schreiben aus Toulon vom 13. Mai an Cuvier



Die Generalin Bonaparte.
(Nach einem gleichzeitigen Stich.)

meldete Étienne Geoffroy Saint-Hilaire, daß die Generale, vor allem Kleber, jedermann erzählten, es ginge nach Indien. In demselben Briefe sprach er aber wie von einer ganz selbstverständlichen Sache, daß das Ziel der Reise Ägypten sei! In seinem „Journal" schrieb der General Belliard, der sich in Civita Vecchia eingeschifft hatte: „Wohin werden wir nachher (nach der Vereinigung mit der Hauptflotte) gehen? Ich weiß es noch nicht; aber es ist zu vermuten, daß wir nach Ägypten segeln werden." Auch Redouté berichtete in seinem Tagebuch, daß alles daraufhin deute, daß man nach Ägypten führe. Aus einem in englische Hände gelangten Briefe Dolomieus an einen Freund vom 13. Mai ersehen wir, daß dem Briefschreiber ebenfalls das Ziel der Reise bekannt war!

Der preußische Gesandte Sandoz-Rollin berichtete aus Paris an seine Regierung am 24. März: „Man spricht von Malta, von Cartagena, um von dort aus die Engländer aus dem Mittelmeer zu jagen; andere sprechen von Ägypten." Nach seinem Schreiben vom 19. April will ihm Marmont, Bonapartes Adjutant, Einzelheiten über den Feldzug nach Ägypten mitgeteilt haben. Und in demselben Briefe schrieb der Gesandte, Talleyrand habe ihm gestanden, daß er und Magallon den Plan zu dem Unternehmen entworfen hätten. Auch Garat, der französische Gesandte in Neapel, mußte es wissen, denn er soll dem Minister General Acton anvertraut haben, daß Bonapartes Feldzug gegen Ägypten gerichtet sei. Sogar Lucchesini schrieb aus Paris am 21. April an seine Regierung in Lucca, daß das Unternehmen voraussichtlich Ägypten zum Ziele habe.

Nachdem des Obergenerals Anwesenheit in Paris nicht mehr nötig war, verließ er mit Josephine, Bourrienne, Duroc und Lavalette in der Nacht vom 3. zum 4. Mai die Hauptstadt, um sich nach Toulon zu begeben. Über Auxerre und

Châlons-sur-Saône kam er am 6. Mai in frühester Morgenstunde in Lyon an. Am nächsten Tage fuhr er auf einem Flußschiff bis nach Avignon, dann ging es wieder zu Wagen weiter bis nach Roquevaire, wo er sich aber die Nacht über nicht aufhielt sondern weiter reiste. Unterwegs wäre ihm beinahe, wie Marmont in seinen Memoiren erzählt, ein Unfall begegnet, denn eine Brücke, die man überschreiten mußte, war am Tage vorher eingestürzt, und man hatte keine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um sie zu sperren. Marseille berührte der Obergeneral nicht, da er befürchtete, dort zu lange aufgehalten zu werden.

Am 9. Mai gegen 8 Uhr früh kam Bonaparte in Toulon an*) und nahm in der Marineintendantur seinen Aufenthalt. Er ging in Zivil und trug einen Überrock mit eckigen Frackschößen. Das wurde schlecht vermerkt, da dieses Gewand in Marseille und Toulon als eine Kleidung der Gegenrevolutionäre galt. Bonaparte zog aber bald nach seiner Ankunft seine große Generalsuniform an, und trotzdem er von der Reise sehr ermüdet war, nahm er sogleich eine Besichtigung der 18., 32. und 75. Halbbrigade vor.

Nach der „Gazette nationale et Moniteur universel" vom 21. Mai habe Bonaparte an die Halbbrigaden eine begeisternde Rede gehalten, in welcher er den Soldaten den unsterblichen Feldzug von Italien ins Gedächtnis zurückrief, der ihnen nicht allein Ruhm und Ehre, sondern auch Annehmlichkeiten des Lebens gebracht hätte. Jetzt versprach er ihnen, daß sie durch den neuen Feldzug so viel erlangen würden, daß sich jeder Soldat nach seiner Rückkehr sechs Acker (Arpent) Landes werde kaufen können!

Wenige Tage nach dem Abdruck der Anrede Bonapartes an seine Soldaten erklärte sie der halbamtliche „Rédacteur" vom 24. Mai für falsch. Bereits am 22. Mai hatte die „Ga-

*) Die Angaben schwanken zwischen 6 und 9 Uhr; 8 Uhr scheint mir am wahrscheinlichsten.

zette nationale et Moniteur universel" Zweifel über die Echtheit der Rede erhoben, und am 24. Mai gab die Zeitung eine andere, mildere Lesart, die vom General Caffarelli, dem vorläufigen Generalstabschef, gegengezeichnet war.

Vermutlich hat aber der erste Text seine Richtigkeit, denn Zeitgenossen geben in ihren Briefen oder Tagebüchern, so Étienne Geoffroy de Saint-Hilaire in einem Briefe vom 9. Mai an Cuvier und Sulkowsky in seinem Tagebuche die Anrede in ähnlicher Fassung wieder, wie sie der „Moniteur" zuerst brachte.

Um die scharfen oder unbedachtsam hingeworfenen Worte Bonapartes zu widerrufen, hatte man eine zweite Lesart gegeben, wie man es heute vielfach tut, wenn ein Staatsoberhaupt, ein Staatsmann oder ein General in einer Rede seinen Gedanken zu freien Lauf gelassen hat.

Die wenigen Tage, die der General bis zu seiner Abreise in Toulon*) verblieb, verwendete er zu den letzten Vorbereitungen für Heer und Flotte. Vor allem war er bemüht, einen inneren Zusammenhang unter den verschiedenen Truppenteilen und -gattungen herzustellen. Sehr oft schenkte er höheren Offizieren, Zivilbeamten und Gelehrten Gehör. Selten sprach er jedoch bei den Empfängen mit Leuten, die ihm nicht persönlich bekannt waren, es sei denn, daß er ihnen dienstlich Befehle zu erteilen hatte. In diesen Tagen kam auch ein Teil des berüchtigten Berner Schatzes in verschiedenen Geldsorten an, die, in französische Münze umgerechnet, etwa drei Millionen Franken betrugen.

Nachdem am 18. Mai der „Aquilon" und der „Spartiate" den Hafen verlassen hatten, ließ Bonaparte um 5 Uhr das Zeichen zur Einschiffung der letzten Truppen geben. Am nächsten Tage waren sowohl die Kriegsschiffe als auch die Transportfahrzeuge zur Abfahrt bereit.

*) Um den Obergeneral zu ehren, fand am Abend seiner Ankunft in Toulon eine große Beleuchtung der Stadt und des Hafens statt.

Die Kriegsflotte zählte folgende Fahrzeuge:

13 Schlachtschiffe: „L'Orient“ mit 120 Kanonen; „Le Guillaume Tell“, „Le Franklin“, „Le Tonnant“, mit je 80 Kanonen; „Le Spartiate“, „L'Aquilon“, „Le Généreux“, „Le Guerrier“, „Le Peuple Souverain“, „Le Timoléon“, „L'Heureux“, „Le Mercure“, „Le Conquérant“ mit je 74 Kanonen.

6 Fregatten: „La Justice“, „L'Artémise“, „La Diane“, „La Junon“ mit je 40 Kanonen; „L'Alceste“ und „La Sérieuse“ mit je 36 Kanonen.

1 Korvette: „La Badine“ mit 30 Kanonen.

Als Hospital- oder Munitions- und Proviantschiffe dienten die Linienschiffe „Le Causse“ mit 70 Kanonen und „Le Dubois“ mit 64 Kanonen; ferner die Fregatten „La Sensible“, „La Courageuse“, „La Carrière“, „La Muiron“ und „La Léoben“ mit je 36 Kanonen; „La Mantoue“ und „La Montenotte“ mit je 30 Kanonen.

Endlich kamen noch 36 kleinere Fahrzeuge hinzu, darunter die Briggs oder Avisos „Le Salamine“, „Le Lodi“, „Le Corcyre“, „Le Fortunatus“ und „L'Alerte“, die meist als Aufklärerschiffe verwendet wurden.

Viele der Schlachtschiffe waren alt und in schlechtem Zustande; alle hatten nur ungenügende Besatzungen und waren außerordentlich überladen.

Es ist zu verwundern, daß Bonaparte nicht versucht hat, noch einige Schlachtschiffe aus Brest kommen zu lassen, um der Flotte ein Übergewicht über ein ihm zur Verfolgung nachgesandtes englisches Geschwader zu sichern.

Die Kriegsschiffe, vor allem die Schlachtschiffe, bildeten begreiflicherweise einen Gegenstand lebhaftester Bewunderung für die Landtruppen und die Gelehrten. Das Admiralsschiff, der „Orient“, galt damals neben der spanischen „Santissima Trinidad“ für den schönsten Segler der Welt. Es hieß früher „Sans-Culotte“ und war nach der Übergabe

Toulons durch die Royalisten an die Verbündeten im Jahre 1793 in die Hände der Engländer gefallen. Als diese den Hafen verlassen mußten, hatten sie es in Brand gesteckt, aber die republikanischen Soldaten hatten ihn noch rechtzeitig löschen können. Die Engländer konnten das Schiff nicht gut mitnehmen, da es sich noch auf der Schiffswerft befand*).

Der Geometer Villiers du Terrage beschreibt uns in anschaulicher Weise einen Besuch auf dem Admiralsschiff in seinem Tagebuch: „Eine sehr angenehme Treppe führte uns auf das Deck, das sich ungefähr 25 Fuß über dem Wasserspiegel befand. Auf demselben lagen der Waffensaal, das Beratungszimmer und die Kajüte des Kapitäns. Oberhalb dieser Räume war eine kleine Plattform angebracht, in deren Mitte sich der Besanmast erhob.

In der Mitte des Schiffes befand sich der Großmast, an der einen Seite der Fockmast, endlich ganz am Ende, in einer Neigung von 45 Grad, das Bugspriet. Die oberen Masten der drei ersteren heißen Marsstengen, diejenigen oberhalb Bramstengen. Mit Mars bezeichnet man die kleinen Plattformen, die die verschiedenen Masten miteinander verbinden. Auf dem Mars des Besanmastes stellt man kleine Geschütze (Drehbassen) auf.

Das obere Deck des „Orient" war mit Achtpfündern, das Zwischendeck mit Zwölf- und Achtzehnpfündern und das unterste Deck mit Vierundzwanzig- oder Sechsunddreißigpfündern bewaffnet. An der Außenseite des unteren Decks befand sich der sogenannte Barmherzigkeitsanker, der 12 000 Pfund wog und in 15 Minuten herabgelassen werden konnte. Das unterste Deck lag fast in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel. Das Kriegsschiff befand sich ebenso tief im Wasser, als es über dasselbe herausragte. Unterhalb der

*) Damals war der „Commerce de Marseille" von 118 Kanonen das schönste Schiff der französischen Marine.

Meeresoberfläche liegen das Krankenhaus, die Küchen, das Arsenal und die Pulverkammer.“

Befehlshaber des Landheeres und der Flotte zugleich war der General Bonaparte, der sich mit seinem Generalstab an Bord des „Orient“ befand. Die Flotte befehligte unter ihm der Vizeadmiral Brueys; sein Generalstabschef war der Konteradmiral Ganteaume.



Admiral Brueys.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre.)

Brueys d’Aigalliers war im Jahre 1753 geboren und galt für einen tüchtigen, tapferen Seeoffizier. Im Jahre 1793 wurde er verabschiedet, kam aber im Jahre 1795 nach Paris, um wiederangestellt zu werden. Hier machte er die Bekanntschaft des jungen Bonaparte, der sich sehr für ihn interessierte. Am 21. März 1796 wurde er zum Konteradmiral ernannt und erhielt im November den Befehl über das Ge-

schwader im Mittelmeer. Im Auftrage Bonapartes ging er im folgenden Jahre mit seinem Geschwader nach Korfu und erhielt dann die Weisung, mit seinen und den venetianischen Schiffen nach Toulon zu segeln.

Die 13 Schlachtschiffe waren in drei Geschwader eingeteilt, die eine rote, beziehentlich eine blaue oder weiß-rote Flagge führten. Das erste Geschwader befehligte Brueys auf dem „Orient", das zweite der Konteradmiral Blanquet du Chayla auf dem „Franklin" und das dritte der Konteradmiral Villeneuve auf dem „Guillaume Tell". Der Konvoi war dem Konteradmiral Decrès auf der Fregatte „Diane" unterstellt.

Alle Admirale, die Bonaparte ausgewählt hatte, waren erst kürzlich ernannt worden. Blanquet du Chayla und Villeneuve wurden an demselben Tage wie Brueys zu Konteradmiralen erhoben; Decrès und Ganteaume waren erst später befördert worden.

Die Landtruppen, die sowohl auf den Kriegsschiffen als auch auf den etwa 300 Transportfahrzeugen untergebracht waren, stellten sich nach einer vom Oberzahlmeister des Heeres Estève ausgearbeiteten Liste folgendermaßen zusammen:

Generalstab	143	Mann
Stab der Artillerie	67	„
Stab des Genies	66	„
Kriegskommissare	26	„
Ärzte und Wundärzte	168	„
Zahlmeister und Kontrolleure	41	„
Verwaltungsbeamte	445	„
Gelehrte, Ingenieure, Künstler, Architekten, Schriftsteller, Zeichner, Konsulatsbeamte, Dolmetscher, Buchdrucker, Zivilärzte . .	167	„
Zusammen	1 123	Mann

	Übertrag	1 123 Mann
Leichte Infanterie	5 403	„
Infanterie	19 669	„
Guiden	480	„
Reiterei*)	2 810	„
Artillerie und Genie	3 245	„
Korpsoffiziere	2 270	„
	Zusammen	35 000 Mann

In dieser Aufstellung fehlten verschiedene Truppenabteilungen, die 1550 Mann stark waren und einen Teil der Garnison von Malta bilden sollten.

Der monatliche Sold des Heeres betrug 925 269 Franken.

Es befanden sich folgende Divisionsgenerale beim Heere: Berthier, Baraguay d'Hilliers, Bon, Desaix, Dugua, A. Dumas, Kleber, Menou, Dumuy, Reynier und Vaubois**); und folgende Brigadegenerale: Andréossy, Belliard, Caffarelli du Falga, Chanez, Damas, Davout, Dommartin, Friant, Fugière, d'Hennzel, Lannes, Leclerc, Manscourt, Mireur, Murat, Rampon, Veaux, Verdier, Vial und Zayonchek***).

Die fünf Divisionen wurden von den Generalen Desaix, Kleber, Baraguay d'Hilliers, Reynier und Bon befehligt. Dumas hatte den Oberbefehl über die gesamte Kavallerie, Caffarelli du Falga, der von den Arabern wegen seines Holzbeines Abu Khaschabeh genannt wurde, über das Geniekorps und Dommartin uber die Artillerie.

Der oberste Zahlungsanweiser (Commissaire ordonnateur en chef) war der sehr tätige Sucy; er wurde später durch d'Aube ersetzt. Das Amt eines Zahlungsanweisers der Ma-

*) Nur ein Teil derselben war beritten, da man in Ägypten genugend Pferde zu finden hoffte.

**) Es ist zu bemerken, daß außer Berthier sich kein einziger Divisionär beim Heere befand, mit dem Bonaparte im Fruhjahr 1796 den italienischen Feldzug begann.

***) Richtiger Zaionczek, seit 1797 in französischen Diensten und aus dem Feldzug in Italien dem Oberbefehlshaber bekannt.

rine verwaltete Le Roy, das des Oberzahlmeisters des Heeres Estève*). Generalkontrolleur der Ausgaben war Poussielgue; er wurde später Generalverwalter der Finanzen.

Als Oberarzt begleiteten Desgenettes, als Oberwundarzt Larrey und als Oberfeldapotheker Royer, dann Boudet, das Heer.

Die Adjutanten Bonapartes waren: Duroc, Sulkowski, Lavalette, Louis Bonaparte, Jullien, Merlin (Sohn des Direktors), Junot, Croisier, Eugène Beauharnais, Guibert und später Edouard Colbert.



Endlich möchte noch bemerkt werden, daß der Brigadechef Bessières die Guiden befehligte.

Im ganzen betrug die Zahl der Personen, die Bonaparte mitnahm, 54 000 Köpfe, wovon 38 000 Mann Landtruppen, einschließlich der Gelehrten und anderen Zivilpersonen, 13 000 Mann Bemannungstruppen der Flotte und 3000 Matrosen der Handelsschiffe, die aber nur zum Teil Franzosen waren.

Die Abreise der Flotte und der Transportfahrzeuge war endgültig auf die Nacht vom 13. zum 14. Mai festgesetzt worden, falls es die Winde gestatten sollten. Kurz zuvor,

*) Trotz der zahllosen Klagen, die man gegen den Berner Haller während des italienischen Feldzuges und dann in Mailand und Rom vorgebracht hatte, schien Bonaparte ihn gern wieder verwenden zu wollen. Jedenfalls ließ er mittelbar durch Monge bei Haller anfragen. Dieser aber verzichtete auf die Stellung eines Generalverwalters der Finanzen, angeblich wegen des Feldzugs der Franzosen gegen sein Vaterland, sicherlich aber nur, weil er befürchtete, es könnte ihm diesmal an den Kragen gehen!

am 13. Mai, traf Berthier in Toulon ein*) und übernahm die Stelle eines Generalstabschefs des Heeres. Wegen der ungünstigen Winde mußte die Abreise um fünf Tage verschoben werden, währenddessen Bonaparte noch die letzte Hand an die Vorbereitungen legen und besonders Verordnungen über die Einteilung und Mannszucht des Heeres treffen konnte.



Admiral Decres.
(Nach einem Stich aus der Sammlung Kircheisen.)

Da die Witterung nicht gestattete, die gesamte Flotte auslaufen zu lassen, ließ Bonaparte am 14. Mai durch einige Fregatten unter Führung des Konteradmirals Decrès Erkundigungen einziehen, ob das Meer frei sei. Infolge der widrigen Winde kam das Geschwader aber nicht weit. Die

*) Berthier war am 6. April von Mailand nach Paris gereist, wo er ungefähr am 12. April eintraf.

Korvette „Le Pierre“, die am 16. Mai aus denselben Gründen wie das Geschwader Decrès' ausgesandt worden war, wurde von der englischen „Terpsichore“ am nächsten Morgen gekapert *) und mitgenommen.

Derselbe Sturm, der Bonaparte verhinderte, aus Toulon auszulaufen, sollte ihm jedoch von größtem Nutzen sein, denn er fügte dem Admiral Nelson beträchtlichen Schaden zu. Dieser mußte seinen Überwachungsposten aufgeben und konnte froh sein, daß er sich vor dem Unwetter nach der Südküste Sardiniens zu flüchten vermochte, anstatt an die französische Küste geworfen zu werden! Bei dieser Fahrt wurde er nicht allein von seinen Fregatten getrennt, sondern er verlor auch jegliche Fühlung mit dem französischen Kriegshafen.

Es schien, als ob das Schicksal gebieterisch seine Entfernung forderte, damit die französische Flotte ungehindert Toulon verlassen könne, denn noch trug sie Bonaparte und sein Glück!

*) Vgl. das 15. Kapitel, S. 366.

ZWÖLFTES KAPITEL

MALTA

(Mai bis Juni 1798)

Am 19. Mai verließ die stattliche Flotte den Hafen von Toulon. Verschiedene Schlachtschiffe waren so beladen, daß ihr Kiel den Boden aufwühlte; aber es ging alles ohne Unfall ab. Nur die Abfahrt des Admiralsschiffes, auf dem sich Bonaparte befand, gestaltete sich nicht ganz ohne Schwierigkeiten; abergläubische Gemüter wollten darin eine schlechte Vorbedeutung für den Verlauf des Feldzuges erblicken. Der „Orient" hatte den Hafen zuletzt verlassen, um die Flotte wie bei einer Parade an sich vorüberziehen zu sehen.

In schönster Ordnung segelte die Flotte dahin, aber man fuhr langsam, da sich einige schlechte Segler dabei befanden. Admiral Decrès bildete mit einigen Fregatten und Korvetten die Vorhut. Es war ein großartiges Schauspiel, die fast 400 Fahrzeuge zählende Flotte zu sehen, aus der sich die Dreidecker, besonders das Admiralsschiff, wie Kirchtürme aus einem Häusermeer erhoben.

Tagsüber bedeckte die Flotte eine Fläche von zwei oder gar vier Quadratmeilen. Am Abend jedoch mußten sich die Schiffe mehr aneinander anschließen. Entfernte sich ein Transportschiff zu weit von der Flotte, dann wurde eine Fregatte oder Korvette abgesandt, um es zur Pflicht zurück-

zurufen. Man unterließ sogar nicht, bisweilen eine Kanonenkugel abzufeuern, wenn die Signale unbeachtet blieben. Gern wurde diese Maßregel von den Kapitänen der säumigen Schiffe nicht gesehen, denn ein Kanonenschuß, der ihretwegen abgefeuert werden mußte, kostete sie gewöhnlich 24 Franken!

Das Wetter wechselte oft in den ersten fünf Tagen. Wie Bonaparte an das Direktorium und an seinen Bruder Joseph am 23. Mai schrieb, war es teils schön, teils schlecht, teils hatte man unter Windstille zu leiden.

Nachdem man das offene Meer gewonnen hatte, steuerte Brueys auf die Nordküste Korsikas zu. Am 23. Mai bekam man die Insel in Sicht, und am nächsten Tage befand man sich auf der Höhe von Bastia. Nun ging es längs der Ostküste von Korsika und dann von Sardinien fast direkt nach Süden. Da man oft mit Windstille zu kämpfen hatte und die Division aus Civita Vecchia erwartete, mußte man langsamer segeln. In diesen Tagen trafen auch die beiden Geschwader von Ajaccio und Genua bei der Hauptflotte ein. Am 1. Juni erhielt Bonaparte auf der Höhe von Carbonara durch den Korsar „La Cisalpine" die erste Nachricht von der Anwesenheit eines englischen Geschwaders im Mittelländischen Meere. Es bestand aus drei Schlachtschiffen, die der Admiral Nelson befehligte. Der Obergeneral hütete sich aber, diese Nachricht bekannt zu geben, um den Mut seiner Truppen nicht wankend werden zu lassen.

Am 3. Juni war man erst in der Nähe von Sardinien angelangt. Die Flotte nahm nun ihren Kurs südöstlich. Sie fuhr dann an der Südküste von Sizilien entlang auf Malta zu. An diesem Tage begegnete man fünf neutralen Schiffen, und Bonaparte unterließ es nicht, die Kapitäne selbst zu vernehmen und ihre Aussagen am nächsten Tage durch Bourrienne niederschreiben zu lassen. Glücklicherweise wußten diese nichts von einem größeren englischen Geschwader im

Mittelmeere zu berichten. Für den General Bonaparte war es während der langen Seereise eine angenehme Unterbrechung, die Kapitäne der Schiffe, die ihm begegneten, ausfragen zu können.

Die Besorgnis, die Engländern zu treffen, mußte natürlich alle Gemüter, vor allem die der Seeoffiziere, bewegen. Wenn man zu einem Kampfe, selbst mit einer an Zahl geringeren Flotte gezwungen worden wäre, so würden gewiß alle Vorteile auf seiten der Engländer gewesen sein, denn die Zahl der Schlachtschiffe ist nicht ausschlaggebend, wohl aber ihre Güte. Brueys hatte wenig Zutrauen zu den meisten seiner Kapitäne, und diese wieder mißtrauten ihren Mannschaften. Die Besatzung war nicht allein unvollzählig, sondern sie war oft in größter Eile und ohne Wahl zusammengesucht worden. Dazu waren selbst die Schlachtschiffe so mit Landungstruppen, Kriegsgegenständen und Proviant vollgestopft, daß ihre Bewegungen in einem Kampfe stark gehemmt gewesen wären.

Täglich wurden Übungen der Seeleute und Schießübungen an Bord der Fahrzeuge vorgenommen und den Landtruppen ihre Plätze angewiesen, falls man einer englischen Flotte begegnen sollte. Man wollte sogar versuchen, die feindlichen Schiffe nach dem Vorbild der Alten zu entern. Die Unerfahrenheit der Franzosen im Seekampfe hätte aber nur beigetragen, die Verwirrung auf den Schiffen zu vermehren, und die Engländer würden ein doppelt leichtes Spiel mit ihnen gehabt haben. Bonaparte hatte jedenfalls den Kapitänen der Transportschiffe Weisung gegeben, im Falle eines feindlichen Angriffs den nächsten befreundeten oder neutralen Hafen aufzusuchen.

Am 8. Juni bekam man die Inseln Gozo und Malta in Sicht. Bonaparte hatte, gleichzeitig mit den Vorschriften zur Besitznahme Ägyptens, am 12. April vom Direktorium Befehl erhalten, sich der dem Malteserorden gehören-

den Inseln zu bemächtigen. Er traf daher, ehe er sich der Inselgruppe näherte, schon am 6. Juni Anstalten zum Angriff.

General Desaix war mit seiner Division am 26. Mai von Civita Vecchia aus unter Segel gegangen. Er hoffte, die Hauptflotte auf der Höhe von Korsika zu erreichen. Des ungünstigen Windes und einiger schlechten Segler wegen kam er aber nur langsam vorwärts. Da die große Flotte indes auch sehr langsam fuhr, umsegelte sein Geschwader die Nordwestspitze von Sizilien früher als Brueys und kam schon am 7. vor Malta an. Erst am 9. Juni fand die Vereinigung beider Flotten statt. Desaix, der Kapitän Eydoux und der Mathematiker Monge bestiegen eine der ehemaligen päpstlichen Galeeren, um Bonaparte auf dem „Orient" ihren Besuch zu machen und seine ferneren Befehle entgegenzunehmen. Monge, den Bonaparte sehr liebte und schätzte, blieb einige Tage bei ihm an Bord.

Da Desaix früher als der Obergeneral vor Malta erschienen war, hatte er den Großmeister ersuchen lassen, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um frisches Wasser zu nehmen. Er erhielt aber am 9. Juni früh Bescheid, daß nicht mehr als vier Kriegsschiffe gleichzeitig in den Hafen einlaufen dürften. Das war die Antwort, die Bonaparte erwartete, denn nun hatte er einen geeigneten Vorwand, sofort die Feindseligkeiten beginnen zu lassen.

Eigentlich war der Grund ganz nichtig, denn Brueys hatte, als er auf der Fahrt von Korfu nach Toulon Ende Februar die Insel berührte, dieselbe Antwort erhalten und sich damit zufrieden erklart. Aber Bonaparte und das Direktorium brauchten einen Vorwand, und man nahm den, der sich darbot.

Der Malteserorden war immer bemüht gewesen, die alten Beziehungen zu Frankreich, die in den ersten Jahren der Revolution stark gefahrdet waren, wiederherzustellen.



Landung Bonapartes bei La Valetta auf Malta
(Nach einer Lithographie von Raffet.)

Er hatte dem Direktorium mehr wie einen nützlichen Dienst erwiesen. Aber was nützt das, wenn es die Politik anders will?

Jedenfalls ist der Raubzug nach Malta durch nichts als durch das Recht des Stärkeren zu begründen. Malta lag auf der Strecke nach Ägypten. Es bot einen vortrefflichen Stützpunkt für die französische Flotte, und außerdem waren wieder einige Millionen dabei herauszuschlagen. Sein Schicksal war daher entschieden!

Ehe Bonaparte zum Angriff vorging, ließ er den französischen Konsul, Caruson, an Bord kommen. Die meisten Anordnungen wurden mündlich gegeben. Brueys hatte schon am 6. Weisungen für die Landung empfangen. Jetzt erhielt Desaix Befehl, im Südosten der Insel, Vaubois nördlich der Stadt La Valetta und Baraguay d'Hilliers im Norden zu landen. Reynier sollte währenddessen die kleinere Nachbarinsel Gozo besetzen.

Seit dem Tode Emanuels von Rohan (13. Juli 1797) stand der Kurpfälzer Freiherr Ferdinand von Hompesch als Großmeister an der Spitze des Ordens. Er war der erste Deutsche, dem diese Würde anvertraut worden war. Freiherr von Hompesch wird allgemein als ein unentschlossener und schwacher Charakter geschildert. Ob er ein Verräter war, darüber gehen die Ansichten der Zeitgenossen sehr auseinander. Jedenfalls verdient er keine Achtung, noch weniger Mitleid mit seinen späteren Schicksalen.

Trotz der zahlreichen Warnungen, die ihm vom Festland aus zugingen, tat er nichts, um die Befestigungswerke in guten Verteidigungszustand zu setzen. In früheren Zeiten hatte der Orden mit geringeren Hilfsmitteln langen Belagerungen siegreich widerstanden. Jetzt lagen die Umstände viel günstiger, denn die Insel hatte für viele Monate Lebensmittel, und jeden Tag konnte eine englische Flotte zum Entsatz ankommen. Freilich würde dies auch nicht

viel zugunsten Maltas beigetragen haben, denn dann wär die Insel nur um einige Jahre früher in englischen Besitz gelangt!

Allerdings hatte sich im Schoße des Ordens vieles geändert. Durch den Fall des Königtums in Frankreich und infolge der Kriege in Italien waren die Einkünfte der Ritter stark zurückgegangen. Aber noch schlimmer stand es mit den inneren Verhältnissen. Die Ordensritter waren schlaff geworden und zogen ein ruhiges Leben dem unsicheren Kriegsdienste vor. In Sachen des Glaubens war man auch duldsamer denn je. Aus politischen Gründen hatte die griechisch-katholische Kaiserin Katharina II. den Orden begünstigt, und ihr Sohn Paul ließ sich sogar zum Beschützer des Malteserordens ernennen!

Unter den 322 Rittern, aus denen der Orden im Jahre 1798 bestand, befanden sich mehr als 200 Franzosen, die sich größtenteils nach ihrem Vaterlande sehnten, das heißt, die eine Besitzergreifung der Insel durch ihre Landsleute nicht ungern gesehen hätten. Es fehlte deshalb nicht an Leuten auf Malta, die bereit waren, Bonaparte die Wege zu ebnen. Später mangelte es daher nicht an zahllosen Anklagen gegen diesen oder jenen Ordensritter. Sicher waren die Ritter Bosredon-Ransijat, Frisari, Souza, Fay, Préville, Breuvart, Tousard, ferner Dolomieu und Amati und andere von Poussielgue in die Absichten der französischen Regierung eingeweiht worden.

Die größte Stadt auf Malta, La Valetta, besteht eigentlich aus fünf kleineren Städten und wurde zu jener Zeit als die wichtigste Seefestung nach Gibraltar angesehen. Der Anblick der Stadt und des Hafens war außerordentlich schön. Die Häuser waren ganz aus Stein gebaut und meist mit einigen Balkonen versehen. An Stelle einer Wasserleitung besaß jedes Haus eine Zisterne, die das Wasser immer sehr frisch hielt. Vier Hauptzisternen wurden durch eine reiche

Quelle gespeist und versorgten die Behälter der einzelnen Häuser mit Wasser.

Die Straßen waren sehr regelmäßig angelegt und an beiden Seiten mit schön gepflasterten Fußsteigen versehen. Da das Gelände sehr gebirgig war, mußte man beständig auf- und absteigen.

Die Bevölkerung sprach ein schlechtes Italienisch und ein schlechtes Arabisch. Auf den drei Inseln Malta, Gozo und Comino wohnten Ende des 18. Jahrhunderts ungefähr 80000 Einwohner, die keine große Neigung für die Franzosen hatten. Getreide und Wein wurden auf der Insel wenig gebaut, dagegen viel Orangen, Zitronen, Feigen, Baumwolle und Granatäpfel; ferner führte man Soda, Bausteine, Honig und andere Erzeugnisse des Landes aus.

Die Natur hatte, wie in Gibraltar, viel dazu beigetragen, aus La Valetta eine nahezu uneinnehmbare Festung zu machen. Die meisten Befestigungen waren in die Felsen eingehauen, von wo aus man leicht eine feindliche Flotte beschiessen konnte. Als Bonaparte später den Fuß ans Land setzte und die Kunst und den Fleiß derer bewunderte, die im Laufe der Jahrhunderte eine Batterie nach der andern angelegt hatten, sagte Caffarelli heiter zum Obergeneral: „Es ist ein Glück, daß wenigstens jemand da war, um uns die Tore zu öffnen!"

Nach dem Bericht Poussielgues wird die streitbare Mannschaft Maltas auf 2200 Mann und etwa 10000 Milizen angegeben, doch in Wirklichkeit waren es nur 1500 Mann, und auf die Milizen konnte man gar nicht zählen. Außerdem hatte man auch nur geringe Anstalten zur Verteidigung getroffen. Es hätten wohl kaum 15 000 Mann genügt, um die ausgedehnten Befestigungen der ganzen Insel gegen eine zahlreiche Flotte zu verteidigen. Die Zahl der Geschütze allein betrug 910, so daß zu ihrer Bedienung wenigstens 4000 Mann nötig gewesen wären. Eine Handvoll entschlossener Männer hätte

jedoch genügt, um die Stadt La Valetta wenigstens bis zur Ankunft der englischen Flotte zu verteidigen!

Die letzten Vorschriften zur Besetzung der Inseln Malta und Gozo erteilte Bonaparte am Abend des 9. Juni. Am nächsten Tage sollten sie zur Ausführung gelangen. Gleichzeitig erging am 10. Juni ein Schreiben des französischen Konsuls Caruson, der sich noch an Bord des „Orient" befand, an den Freiherrn von Hompesch. Der Konsul kam auf die Verweigerung des Großmeisters, nicht mehr als vier Schiffe gleichzeitig in den Hafen von La Valetta einlaufen zu lassen, zurück und ließ erkennen, daß es das beste sei, ein Abkommen zu treffen, da Bonaparte entschlossen sei, sein Recht durch Gewalt zu erlangen. Dieser Brief kam erst am nächsten Morgen früh 6 Uhr in den Besitz des Großmeisters.

Inzwischen erfolgte die Landung der Truppen am 10. Juni, auch der nächste Tag verging noch mit der Ausschiffung der Halbbrigaden. Bonaparte war mit der Division Vaubois in Begleitung Caffarellis und seines Generalstabs am 10. ans Land gegangen, am Abend aber wieder an Bord des „Orient" zurückgekehrt. Hier empfing er in der Nacht ein Schreiben des Konsuls der Batavischen Republik, Frémaux, der im Namen des Großmeisters um Einstellung der Feindseligkeiten bat. Infolgedessen sandte der Obergeneral am nächsten Morgen seinen Adjutanten Junot mit Vollmachten ans Land, um einen Waffenstillstand abzuschließen. In Junots Begleitung befanden sich Poussielgue und der ehemalige Ordensritter Dolomieu, der den Orden wegen eines Duells hatte verlassen müssen.

Die Abgesandten des Obergenerals kamen am 11. Juni mittags 1 Uhr beim Großmeister an. Junot trug ihm die Wünsche Bonapartes vor. Der Rat wurde sogleich zusammenberufen, und in kürzester Zeit kam ein Waffenstillstand auf 24 Stunden zustande. Innerhalb dieser Zeit mußte der



Übergabe La Valettas am 12. Juni 1798.

Nach einer Zeichnung von Duplessi-Bertaux, gestochen von A. Gleich. — (Sammlung Kircheisen.)

Freiherr von Hompesch Abgeordnete auf den „Orient“ senden, um eine Übergabe zu vereinbaren.

Um 6 Uhr begaben sich Junot, Poussielgue und Dolomieu mit der Abordnung des Großmeisters an Bord des Admiralsschiffes. Dort kamen sie erst gegen Mitternacht an, da sie wegen der feindseligen Haltung der Malteser einen großen Umweg hatten machen müssen. Die Gesandtschaft des Ordens bestand aus den Rittern und Malteser Edelleuten Torio Frisari, Bosredon-Ransijat, Mario Testaferrata, Nicolo Muscat, Benedetto Scembri, Bonnano und dem spanischen diplomatischen Vertreter Felipe de Amati.

Da der Obergeneral und sein Generalstab bereits schliefen, mußte man sie erst wecken. Nachdem Bonaparte den Abgeordneten seine Wünsche ausgesprochen hatte, wobei er sich meist an Bosredon-Ransijat wandte, wurde der Vertrag in einer halben Stunde entworfen und unterzeichnet.

Der Orden lieferte die Stadt und die Forts an die Franzosen aus. Dafür verpflichtete sich die Französische Republik, auf dem Kongreß von Rastatt bemüht zu sein, dem Großmeister ein Fürstentum in Deutschland auf Lebenszeit zu verschaffen. Bis dahin sollte er jährlich 300 000 Franken, die Ordensritter aber ein Jahrgeld von 700 bis 1000 Franken erhalten. Aus dieser unverhältnismäßigen Verteilung sieht man, daß sich der Freiherr von Hompesch um die Franzosen wohl besondere Verdienste erworben haben muß!

Am 12. Juni nahmen die Franzosen Besitz von der Stadt und den Befestigungswerken*). Bonaparte verließ nochmals den „Orient“, um sich nach La Valetta zu begeben. Hier hielt er sich im Palast des Großmeisters auf. In der Zwischenzeit hatten auch mehrere Aufstände unter der Malteser Be-

*) Die Nachricht von der Übergabe der Insel kam in Paris am 1. Juli an und wurde natürlich mit großer Freude aufgenommen. Mit Hilfe des Chappeschen Telegraphen wurde François de Neufchâteau in Selz am nächsten Tage von dem glücklichen Ereignis in Kenntnis gesetzt.

völkerung stattgefunden, die durch französische Wühler aufgereizt worden war. Dabei wurden von der Volksmenge einige Ritter getötet.

Trotzdem Bonaparte strengstens Schonung der Bevölkerung und ihres Eigentums befohlen hatte, kamen doch Plünderungen vor. Sie wurden aber hart bestraft und einige Soldaten, selbst Offiziersaspiranten der Marine, erschossen.

Die öffentliche Beute, deren sich die Franzosen bemächtigten, war beträchtlich. Außer den 910 Kanonen und 100 Mörsern, womit die Festungswerke verteidigt waren, fand man noch 35 000 Gewehre, ebensoviel Bajonette und zahlreichen Schießbedarf. Der Schatz ergab etwa 1 200 000 Franken. Der Gesamtwert an barem Geld und an Schmucksachen kann auf 5 Millionen Franken geschätzt werden. Aber nur etwa 800 000 Franken baren Geldes nahm Bonaparte nach Ägypten mit. Außerdem bemächtigten sich die Sieger zweier Kriegsschiffe und vier Galeeren. Um den Muselmanen einen Dienst zu erweisen, wurden die türkischen Gefangenen befreit, deren Zahl etwa 1000 Mann betrug.

Bonaparte traf in größter Eile Vorkehrungen, um die Verteidigung und die Verwaltung der drei Inseln zu regeln, denn die Engländer konnten jeden Tag erscheinen. Militärischer Befehlshaber wurde der General Vaubois. Unter ihm befehligte der General Chanez als Platzkommandant. Die Besatzung bildeten 3050 Mann und fünf Kompagnien Artillerie. Die Zivilregierung wurde einem Ausschuß von neun Mitgliedern anvertraut*), denen Regnaud de Saint-Jean d'Angely als Regierungskommissar zur Seite stand. Bonaparte gab unter anderem Befehl, eine höhere Lehranstalt an Stelle der Universität, 15 Schulen und ein Kranken-

---

*) Es waren: Bosredon-Ransijat, Vincenzio Caruana, Carlo Astor, Paolo Ciantar, Jean François Dorell, Grongo, Benedetto Scembri, Saverio Caruana und Cristoforo Frendo.

haus anlegen zu lassen. Am 15. gab er den höheren Offizieren und einigen Gelehrten ein Abendessen, an dem auch die Mitglieder der neuen Regierung teilnahmen.

Eine Anzahl Ritter und 358 Mann des Malteser Regiments folgten dem Heere nach Agypten. Das war für die Franzosen sehr wichtig, denn verschiedene unter den Maltesern spra-



General Baraguay d'Hilliers.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre.)

chen Arabisch. Am 17. Juni verließ der Großmeister die Insel, um sich mit einigen Getreuen nach Triest zu begeben*).

An demselben Tage erhielt der General Baraguay d'Hilliers Befehl, sich auf der Fregatte „La Sensible“ mit den erbeuteten Siegeszeichen nach Frankreich zu begeben. Seine

*) Erst am 7. Juli 1799 gab Hompesch gezwungenermaßen seine Entlassung als Großmeister des Malteserordens. Die von der französischen Regierung versprochenen Jahrgelder wurden weder ihm noch den Rittern ausgezahlt, und der ehemalige Großmeister starb verlassen und im Elend im Jahre 1805 in Montpellier.

Division trat er an den General Menou ab. Da die Gesundheit Baraguays sehr schlecht war — böse Zungen behaupteten, er habe zu große Sehnsucht nach seiner Frau gehabt —, wurde er mit der Sendung beauftragt, denn einen so tüchtigen Offizier würde Bonaparte nicht ohne wichtigen Grund nach Paris gesandt haben. Die Fregatte kam aber nicht in Toulon an, sondern fiel unterwegs in die Hände der englischen Fregatte „The Sea Horse".

Endlich sandte Bonaparte, noch ehe er abreiste, am 15. Juni die „Santa Marina" mit Depeschen nach Korfu an den General Chabot. Dieser befehligte die Division in der Levante. Am 17. ging die Fregatte „Artémise" mit dem Adjutanten Lavalette an Ali, Pascha von Janina, ab, um ihm die Eroberung Maltas und die Befreiung der türkischen Gefangenen mitzuteilen. Dadurch gedachte Bonaparte sich den mächtigen Pascha zum Freunde zu machen.

Nachdem die Angelegenheiten in Malta geordnet worden waren, ergingen die Befehle zur Einschiffung. Am 18. Juli verließen die verschiedenen Kriegsschiffe und Transportfahrzeuge den Hafen von La Valetta, am nächsten Tage fand die Vereinigung mit den übrigen auf Malta und der Nachbarinsel Gozo gelandeten Truppen statt, und nun ging es auf Alexandria zu.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Leben und Treiben an Bord der „Armada"!

„Lassen Sie mir ein gutes Bett vorbereiten, wie für einen Mann, der während der ganzen Zeit der Überfahrt krank sein wird", hatte Bonaparte am 17. April vor seiner Abreise von Paris aus an den Admiral Brueys geschrieben. Und in der Tat, Bonaparte sollte während der langen Fahrt nicht von der Seekrankheit verschont bleiben, denn er brachte die größte Zeit auf seinem Bett liegend zu. Um so erstaunlicher ist es, daß er trotzdem in der Lage war, an Bord seines

Schiffes die umfassendsten Befehle zu erteilen und selbst die geringsten Einzelheiten nicht außer acht zu lassen! Selten erhob er sich vor 10 Uhr morgens. Wenn er in seiner Kajüte war, mußte ihm Bourrienne vorlesen. Sicherlich beschäftigten ihn in diesen Tagen besonders die Reisebeschreibungen von Ägypten, die Berichte der verschiedenen Agenten über das Pharaonenland und die Lektüre des Koran.

Am ersten Tage speisten die meisten höheren Offiziere und einige Gelehrte und Schriftsteller an seinem Tische. Vom nächsten Tage an jedoch wurde es anders. Er ließ die Tafel in seiner Kajute herrichten. Nur Berthier, Brueys und einige Bevorzugte waren seine regelmäßigen Tischgäste. Dagegen ließ er diejenigen, die er besonders auszeichnen wollte, besonders bitten, an seiner Tafel zu essen.



Bonaparte liebte sehr zu plaudern, aber auch die Ansichten anderer kennen zu lernen. Wie wenige verstand er, sein Wissen durch die Unterhaltung mit Fachleuten zu bereichern. Nach dem Essen ging man gewöhnlich auf das Deck hinauf. Dort bezeichnete er einen Gegenstand zur Erörterung. Einige mußten den zu behandelnden Gegenstand verteidigen, andere angreifen. Sehr oft beteiligte er sich selbst an der Unterhaltung, und jeder, der ihn sprechen hörte, mußte seinen großen Scharfsinn bewundern. Seine Beobachtungen und Schlüsse waren nicht immer richtig, doch trugen sie das Gepräge großer Eigenartigkeit. Immer und immer stellte er neue Grundsätze aus den verschiedensten Gebieten des Wissens auf und verfocht sie mit großer Hartnäckigkeit.

Das eine Mal sprach man über Strategie und Taktik, ein anderes Mal über Literatur, über die verschiedenen Regie-

rungsformen, ob die Planeten bewohnt seien, über das Alter der Erde und dergleichen. Am liebsten stellte er Fragen über Religion, Chemie und Mathematik. Sehr viel Gefallen fand der Obergeneral an der Unterhaltung mit Caffarelli, sowie mit Monge und Berthollet, den bedeutendsten Gelehrten der wissenschaftlichen Kommission. Monge befand sich aber auf dem Transport, der von Civita Vecchia unterwegs war, und bestieg erst kurz vor Malta das Admiralsschiff. Als man Malta verließ, kehrte er wieder auf seine Fregatte „La Courageuse" zurück.

Natürlich sprach man auch über Politik und über den Niedergang des türkischen Reiches. Auch wird Ägypten oft Gegenstand der Unterhaltung gewesen sein, denn auf dem „Orient" werden die meisten Leute das Ziel der Expedition gekannt haben.

So sehr wie möglich suchte Bonaparte sich bei Brueys, den er sehr schätzte, zu unterrichten. Aber niemals griff er in dessen Rechte ein, soweit es sich um Befehle handelte, die die Flotte unmittelbar angingen. Einmal fragte er den Admiral, was im Falle eines Angriffes der englischen Flotte geschehen würde. Brueys antwortete, gewiß zum großen Kummer der Landoffiziere und Gelehrten, daß er zuerst Befehl geben würde, das Gepäck über Bord zu werfen!

Bonaparte hatte damals noch nicht die große Vorliebe für klassische Musik wie in späteren Jahren. Öfters ließ er aber von dem Musikkorps seiner Guiden Stücke aus Opern oder einen gewissen Tartarenmarsch spielen, den er sehr liebte.

Offiziere, Gelehrte, sowie Soldaten langweilten sich sehr auf den Schiffen, wo sie oft wie Heringe zusammengedrängt waren. Natürlich liebten die Offiziere die Gelehrten nicht, die sie tief unter sich stehend betrachteten. Bonaparte aber beschützte sie, wo er nur konnte, und mancher Offizier hat einen Denkzettel erhalten, weil er ihnen die Achtung versagte.

Allerdings kamen ernste Zusammenstöße nur selten vor; und als man später erkannte, welchen Nutzen die Gelehrten gewährten, wurden sie die besten Freunde der Soldaten.

Bonaparte hatte vor seiner Abreise eine Bibliothek zusammenstellen lassen, die den Händen Arnaults als Biblio-



Obergeneral Bonaparte.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre.)

thekar anvertraut war und manchem eine angenehme Stunde gewährte. Einst wollte der Obergeneral wissen, was dieser oder jener zu seiner Lektüre ausgesucht hätte.

„Was haben Sie da, Bessières?“ wandte er sich an den ersten.

„Einen Roman!“

„Und du, Eugen?“

„Einen Roman!“

„Und Sie, Bourrienne?“

„Einen Roman!“

Also alles Romane! Bourrienne hatte „Paul et Virginie“ in den Händen, eines der gelesensten Bücher jener Zeit. Duroc las auch einen Roman, Berthier, der an Frau von Visconti dachte, natürlich auch. Er hatte sich die Lieblingslektüre des Obergenerals, Goethes Werther, ausgesucht. Er schien jedoch Bonapartes Geschmack nicht zu teilen, denn er war beim Lesen eingeschlafen!

Um die Zeit zu töten, griff man auch zu den Karten. Besonders bei den gemeinen Soldaten und Matrosen war das Spiel sehr beliebt. Denon versichert, daß viele Soldaten nicht allein all ihr Geld, ihre Rationen, sondern auch ihre Uhren verspielt hätten. Manche, besonders vom Glück begünstigte Soldaten besaßen deren eine ganze Anzahl. Die Ungewißheit des Zieles, das Unbeschäftigtsein, die Langeweile legten schon auf der Fahrt den Keim zur Unzufriedenheit im Heere, die gewiß zu Meutereien ausgeartet wäre, hätten die Soldaten von den Enttäuschungen und Leiden, die ihnen bevorstehen sollten, nur die geringste Ahnung gehabt!

Gab es Sänger und Musiker auf dem Schiff, dann vertrieb man sich die Zeit mit Musik. Am beliebtesten aber waren Theaterstücke, natürlich eigener Erfindung. Fast immer war eine weiße Sklavin die Hauptperson, die von einem französischen Soldaten aus dem Harem befreit wurde, nachdem ihr Geliebter und ein halbes Dutzend Eunuchen von der Hand des Befreiers getötet worden war! Oder irgendein ergrauter Seemann erzählte von den Heldentaten, die man unter den Admiralen Estaing und Suffren während des Krieges mit England unter der Regierung Ludwigs XVI. vollbracht hatte.

Diese kleinen Vereinigungen von Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern und Offizieren liebte Bonaparte „Institut“ zu nennen. Wenn die Witterung es nicht gestattete, auf Deck

zu bleiben, versammelte man sich in dem großen Sitzungssaal des „Orient". Die Sprechenden nahmen um den Tisch Platz, während die anderen sich auf dem Divan niederließen. Tätige Mitglieder dieses Instituts waren der Oberarzt Desgenettes, der Oberwundarzt Larrey, der General Caffarelli



Schriftsteller Arnault.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre.)

du Falga, Regnaud de Saint-Jean d'Angely, Arnault und der Dolmetsch Venture. Regnaud de Saint-Jean d'Angely und Arnault blieben aber auf Malta zurück.

Bonaparte hatte es gern, wenn seine Adjutanten auch dabei waren, obgleich diese sich viel lieber in schönem Frauenkreise befunden hätten. Aber leider war der „Orient" eine große Stadt ohne Frauen! Sie mußten deshalb mit den ge-

lehrten Unterhaltungen vorliebnehmen, von denen sie oft wenig verstanden, denn sie waren vielfach aus dem Volke hervorgegangen.

Sie suchten sich daher so sehr wie möglich auf ihre Weise zu belustigen. Eines Tages, es war bei der Eröffnung des „Instituts" durch Bonaparte, fragte Junot: „General, warum ist Lannes — dessen Namen er wie l'âne aussprach nicht beim Institut? Müßte er nicht wegen seines Namens zugelassen werden?" Lannes rächte sich natürlich. Junot hatte die Unterhaltung der Gelehrten so interessant gefunden, daß er eingeschlafen war, und zwar geschah dies nicht ohne Geräusch. „Wer schnarcht hier?" rief der General „Das ist Junot", antwortete sofort Lannes, froh, so schnell die Gelegenheit gefunden zu haben, sich entschädigen zu können. „Wecken Sie ihn!" rief Bonaparte. Es geschah. Aber einen Augenblick später schnarchte Junot noch viel mehr als vorher. Der Obergeneral wandte sich nun selbst an seinen Adjutanten, den er sehr gern hatte. „Was hast du denn, daß du so schnarchst?" fuhr er ihn an. „General, da ist nur Ihr verwünschtes Institut daran schuld, das alle Welt, Sie ausgenommen, einschläfert", versetzte der schlagfertige Junot. „Geh in dein Bett schlafen", war der Bescheid. Das war der Befehl, den Junot erwünschte. Er ging hinunter und betrachtete ihn auch als für die übrigen Tage gültig.

Die Fahrt von Malta bis nach Alexandria verlief ebenso wie bisher ohne jeden Zwischenfall, wenn man ein Zusammenstoßen einiger Schiffe, was sich öfters ereignete, nicht rechnet. Es ist erstaunlich, daß eine so große Flotte, die eine ungeheure Anzahl Menschen und Transportmittel an Bord trug, ohne jeglichen Unfall bis an das ferne Ziel gelangte. Keine Meuterei, keine Zwistigkeiten zwischen den Offizieren und Soldaten von der ehemaligen Italienischen oder Rhein-



Andoche Junot.
Nach einem Gemälde von V. N. Baverat.
(Musée national de Versailles.)

armee wird von den Zeitgenossen berichtet. Offenbar trug das große Ansehen des Oberbefehlshabers und der Glaube an seinen Stern außerordentlich dazu bei, daß die Mannszucht auf der Flotte aufrechterhalten wurde. Glücklicherweise fand auch kein Sturm während der Fahrt statt, der dem Geschwader sehr verderblich hätte werden können.

Am 20. Juni traf die französische Fregatte „La Courageuse“, die erst am Morgen den Hafen von La Valetta verlassen hatte, eine andere von einer Kreuzerfahrt zurückkehrende Fregatte „La Justice“, kurz nach der Ausfahrt aus dem Hafen. Dieses Schiff wollte eine englische Flotte von 14 Segeln gesehen haben, die nach Osten zu steuerte. An welchem Tag dies geschehen war, ist aus den Quellen nicht genau zu ersehen. Sulkowski sagt in seinem Tagebuche, es sei am 19. Juni gewesen. An diesem Tage befand sich Nelson allerdings zwischen Neapel und Reggio. Der kritischste Augenblick für Bonaparte und seine Flotte waren die Tage vom 21. bis zum 25. Juni, denn während dieser Zeit befanden sich die feindlichen Flotten manchmal weniger als eine Tagesreise voneinander entfernt. Und daß Nelson seinen Gegner nicht sah, daran war nur das Fehlen seiner Fregatten oder seiner Korvette schuld.

Wenige Tage nach der Abfahrt von Malta gab Bonaparte einige wichtige Befehle für die Landung und nahm eine Neuordnung seines Heeres vor. Auf Grund der Tagesbefehle vom 23. und vom 30. Juni erhielt es folgende Neuteilung:

Division Kleber (Brigadegenerale Damas*) und Verdier).
Division Desaix (Brigadegenerale Belliard und Friant).
Division Bon (Brigadegenerale Marmont**) und Rampon).
Division Menou (Brigadegenerale Veaux und Vial).

---

*) Nach einem Zusatz vom 27. Juni zu diesem Tagesbefehl wurde General Damas durch General Verdier und dieser durch General Lannes ersetzt. Damas blieb aber noch bei der Division Kleber zur freien Verfügung.

**) Marmont war erst auf Malta für seine Verdienste bei der Landung zum Brigadegeneral befördert worden.

Division Reynier (Brigadegeneral Fugière).

Die Sondertruppen wurden von folgenden Generalen befehligt:

Reiterei: General Dumas (unter ihm die Brigadegenerale Leclerc, Mireur, Murat und Davout).

Inspektor der Reiterei: Dugua.

Munitionspark: Brigadegeneral Songis.

Geniekorps: Brigadegeneral Caffarelli.

Brückenkorps: Brigadegeneral Andréossy.

Die Generale Lannes*), Dumuy und Zaionczek standen dem Hauptquartier zur freien Verfügung.

Sucy war Oberzahlungsanweiser.

Jetzt war alles bereit, um die Eroberung Ägyptens zu beginnen, vorausgesetzt, daß nicht die Engländer erschienen und sich einer Landung widersetzten. Um die Soldaten zu begeistern, erließ Bonaparte eine Proklamation in jenem glänzenden Stile, die selten ihre Wirkung auf seine Soldaten verfehlt hatte! Obgleich sie bereits am 22. abgefaßt worden war, wurde sie doch erst am 28. bekannt gemacht. Sie lautete:

„Soldaten!

Ihr werdet eine Eroberung unternehmen, deren Einfluß auf die Zivilisation und den Handel der Welt unberechenbar ist.

Ihr werdet England den sichersten und empfindsamsten Schlag versetzen, den es je erhalten hat, bis ihr ihm endlich den Todesstoß gebt.

Wir müssen einige anstrengende Märsche machen, einige Schlachten liefern, aber alle unsere Unternehmungen werden von Erfolg gekrönt sein, denn das Geschick ist uns günstig!

Ein paar Tage nach unserer Ankunft wird es keine Mameluckenbeis mehr geben, die ausschließlich den englischen

*) Vergl. die erste Anmerkung auf der vorhergehenden Seite.

Handel begünstigen, die ferner unsere Kaufleute mißhandeln und die unglücklichen Bewohner des Nillandes knechten.

Die Völker, mit denen wir leben, sind Mohammedaner. Ihr erster Glaubensartikel heißt: Gott ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet!

Widersprecht ihnen nicht. Handelt gegen sie, wie wir es gegen die Juden, gegen die Italiener getan haben. Seit rücksichtsvoll gegen die Muftis und ihre Imans, wie ihr es gegen die Rabbiner und Bischofe gewesen seid.

Die römischen Legionen beschützten alle Religionen. Ihr werdet hier Bräuche finden, die von den europäischen sehr verschieden sind, aber ihr müßt euch daran gewöhnen.

Die Völker, die wir aufsuchen, behandeln die Frauen anders als wir; aber in jedem Lande ist derjenige, der ihnen Gewalt antut, ein Scheusal!

Das Plündern*) bereichert nur eine kleine Anzahl von Soldaten; es entehrt uns, zerstört unsere Hilfsquellen, macht uns die Völker zu Feinden, die wir uns in unserem eigenen Interesse zu Freunden machen müßten.

Die erste Stadt, der wir begegnen, ist von Alexander dem Großen erbaut worden. Bei jedem Schritt werden wir auf Erinnerungen stoßen, die würdig sind, bei den Franzosen Nachahmung zu finden!

---

*) Ein besonderer Befehl vom 21. Juni, der aber auch erst am 28. veröffentlicht wurde, kündigte den Plünderern Todesstrafe an und regelte die zwangsweise Beitreibung von Lebens- und Unterhaltsmitteln

DREIZEHNTES KAPITEL

ÄGYPTEN

Land und Leute

Das Ägypten zur Zeit der französischen Eroberung erstreckte sich vom Niltal bis zu den ersten Wasserfällen bei Assuan (Syene). Das ganze Kulturland bestand eigentlich nur aus einem langen von Norden nach Süden gehenden Streifen auf beiden Seiten des Nils, der im südlichen Teile selten mehr als 10 Kilometer, im Norden hingegen, abgesehen vom Delta, kaum mehr als 30 Kilometer breit war.

Das Land zerfiel in Ober- und Unterägypten. Oberägypten breitete sich von Assuan bis nach Kairo, Niederägypten von Kairo bis zum Delta aus. Den weitaus wichtigeren Teil bildete die Nordhälfte, die, wenn sie einmal in den Besitz einer fremden Macht gelangt war, bald auch die Herrschaft über Oberägypten nach sich ziehen mußte.

Das ganze Leben, die ganze Kultur ist eng mit dem Nil, dem einzigen Fluß und Wohltäter des Landes, verknüpft. Der übrige, nicht vom Nil durchflossene Teil ist wasserarm, folglich unfruchtbar. Er besteht meist nur aus Wüstenland, das spärlich hier und da eine Oase aufweist. Der Nil tritt bei Assuan in Agypten ein. Bei Derut zweigt sich der Josephskanal ab und folgt dem Strom auf dem westlichen Ufer in geringer Entfernung bis zum Fajum, südwestlich von Kairo, das er in zahlreichen kleinen Flußarmen durchzieht und befruchtet. Nördlich von Kairo spaltet sich



Ansicht des Neuen Hafens von Alexandria.
(Gezeichnet von P. Coste, gestochen von A. Fauchery.)

der Nil in das sogenannte Delta, das fruchtbarste Gebiet des Landes. Es ist infolge der fortwährenden Schlammablagerungen eigentlich als eine Schöpfung des mächtigen Flusses zu betrachten.

Alljährlich im Sommer verläßt der Nil sein Bett und befruchtet das umliegende Land durch seinen Schlamm. War der Strom wasserreich, dann konnte man eine günstige oder reiche Ernte erwarten; enthielt er nur wenig Wasser, das nur einige unbeträchtliche Gebiete überflutete, dann konnte man mit einer schlechten Ernte rechnen. Der Nil wurde daher von alters her wie eine Gottheit verehrt, da von ihm das Wohl oder Wehe des Landes, Gedeihen oder Mißwachs der Ernte abhing.

Gegen Ende Juni beginnt das Anschwellen des Stromes bei Assuan; einige Wochen später verläßt er auch bei Kairo sein Bett. Im Oktober haben die Wassermassen ihren höchsten Stand erreicht. Die Abnahme des Wassers geht aber so langsam von statten, daß der Fluß nur eine ganz geringe Zeit des Jahres seinen geringsten Wasserstand behält.

Ägypten besitzt keine größeren Süßwasserseen. Die Seen des Delta und des Birket-el-Kerun nordwestlich vom Fajum sind salzig, die auf der Landenge von Suez bitter und diejenigen von Alexandria natronhaltig.

Der nahe der Küste, südöstlich von Alexandria gelegene Birket Mariut bildete sich erst wieder, als die Engländer im Jahre 1801 bei der Belagerung von Alexandria die künstlichen Dämme durchstachen, um die von den Franzosen verteidigte Stadt vom Süden her besser angreifen zu können.

Das Klima Ägyptens ist zwar sehr gesund, doch im Sommer, zumal in den wasserarmen, unfruchtbaren Teilen, drükkend heiß. Die Franzosen konnten etwas von den Anstrengungen und Entbehrungen erzählen, die sie auf dem Marsche von Alexandria bis Damanhur und im Jahre 1799 nach und von Syrien erleiden mußten! Die Hitze und das wasser-

arme Land bereiteten Offizieren wie Soldaten manche Enttäuschungen. Sogar einige bewährte Generale verloren den Mut und gaben somit den Soldaten ein schlechtes Beispiel der Mannszucht.

Hauptsächlich baute man in Ägypten Weizen, Durra (eine Art Hirse), Reis und Gerste. Ferner wurde der Weinbau betrieben, und Dattelhaine und Ölbäume wurden angepflanzt. An Früchten und grünem Gemüse war auch kein Mangel, doch die Franzosen fanden sie viel weniger schmackhaft als in ihrer Heimat. Der alte Papyrus war schon viel seltener geworden als im Altertum. Wild wuchs er nur noch am oberen Nil und teilweise an der Kuste, in der Nähe von Damiette.

Rinder und Büffel waren selten; häufiger fand man Ziegen, Schafe und Kaninchen. Das Fleisch der Haustiere war weich und ohne Geschmack. An Geflügel mangelte es nicht, das Fleisch war aber trocken. Der Nil und einige Seen waren sehr fischreich, doch auch der Geschmack des Fischfleisches war nicht für europäische Zungen geeignet. Überall erwartete die französischen Eroberer nichts als Enttäuschung.

Das Brot war unrein und schlecht, denn man mahlte das Mehl nur auf einfachen Handmühlen. Als Bonaparte sich nach der Einnahme Kairos mit der Einrichtung des Landes beschäftigen konnte, ließ er auch die Anlage von Wasser- und Windmühlen studieren.

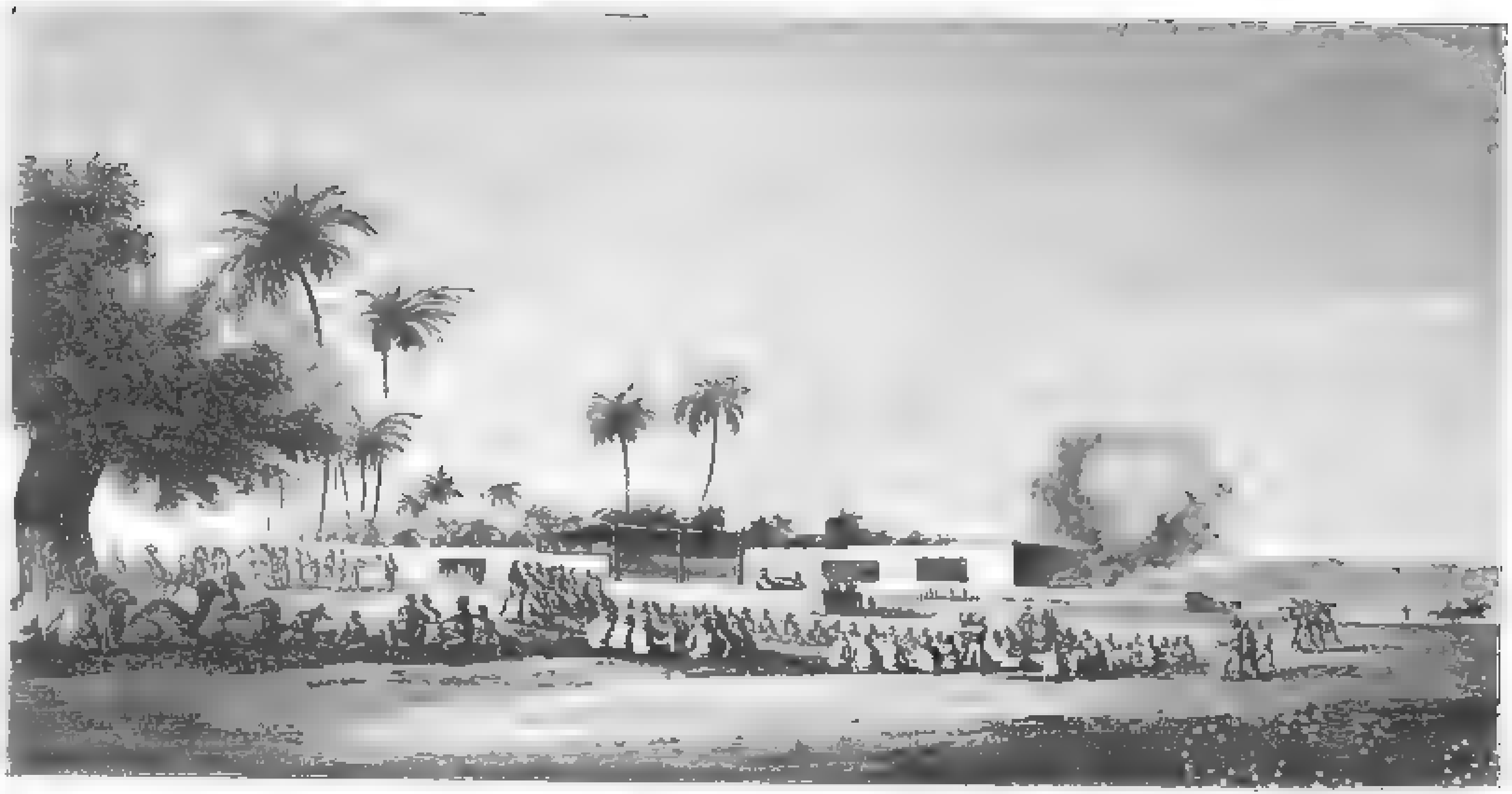
Die Bevölkerung nährte sich hauptsächlich von Datteln, Feigen, etwas Brot, Melonen, Bohnen, Käse, Linsen, grünem Gemüse, Wurzeln, Kamelmilch, Kaffee und etwas Wasser. Ganz selten wurde Fleisch genossen; nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, und auch nur bei wohlhabenden Leuten, kam ein gerösteter Hammel auf den Tisch.

Die ärmere Landbevölkerung lebte so elend, daß man es kaum beschreiben kann. Ihre Dörfer bestanden aus Erdhütten, die kaum um einen Meter die Erdoberfläche über-

ragten, und in die man nur durch ein Loch gelangen konnte. Fenster gab es natürlich nicht in diesen Hütten. Die Nahrung der Landbewohner war noch einförmiger und dürftiger als die der Städter. Nie aßen sie Fleisch, doch konnten sie weder Tabak noch Kaffee entbehren.

Der Buchdrucker und Schriftsteller Galland, der sich bei dem Gelehrtenausschuß befand, den Bonaparte mit nach Ägypten nahm, beschreibt uns ein ägyptisches Mahl, das der Scheik Saadat am 11. Dezember 1798 gelegentlich eines religiösen Festes dem General Bonaparte gab. „Im Mandar, dem nach Norden zu gelegenen Zimmer," heißt es in seiner Beschreibung, „wurden der General und sein Gefolge empfangen. Das Mittagessen wurde auf verschiedenen großen Kupferplatten serviert, um die sich 10 bis 12 Personen gruppieren konnten. Der Umkreis dieser Platten war mit Landbrot eingefaßt, das weich und dünn wie Eierkuchen ist, sowie von verschiedenen kalten Gemüsen, die die ganze Zeit während des Mahles liegen blieben. Die Mitte jeder Kupferplatte wurde nach und nach von ungefähr 30 Gängen eingenommen, die darauf mit großer Schnelligkeit gereicht wurden. Ein Fleischgang wurde durch einen Gemüsegang, eine süße Speise oder eine Milchspeise ersetzt. Dann reichte man Pilaw, das Hauptmahl des Landes, das auch die Provinzialen gut kennen und sehr schätzen. Es besteht aus dikkem Reis mit Zucker und Gewürz, das ihn schmackhaft macht. Endlich reichte man Sorbett, ein ziemlich angenehmes Getränk, das aus Zucker und wohlriechenden Bestandteilen bereitet wird.

Die Ägypter bedienen sich keiner Stühle. Sie setzen sich zu ebener Erde mit übereinander geschlagenen Beinen wie unsere Schneider. Der Tisch befindet sich zur selben Höhe. Die Bewohner des Landes gebrauchen weder Gabel noch Löffel, und selten machen sie vom Messer Gebrauch. Sie zerlegen die Speisen mit den Fingern und trinken aus einem und



Ein arabisches Mahl

(Gezeichnet von D V Denon, gestochen von Laderer.)

demselben Gefäß. Und wenn das Gericht etwas flüssig ist, dann tunken sie mit einem Stück Brot hinein. Mit Vergnügen bietet der Hausherr seinem Gast ein Stück an, das er selbst nicht beendet hat; damit erweist er ihm eine große Ehre (!). Alle Welt trinkt aus demselben Gefäß, das man mit Höflichkeit herumreicht."

Geoffroy de Saint-Hilaire, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten, die sich damals in Ägypten befanden, erzählt von einem ähnlichen Gastmahl in interessanter Weise. Diesmal hatte ein Scheik in der Provinz Rosette den General Menou, einige Offiziere und Gelehrte eingeladen, unter denen sich auch Geoffroy befand. „Man bediente uns auf dem mit Strohmatten und Teppichen belegten Fußboden," heißt es in seinem am 3. August an Cuvier in Paris gerichteten Briefe. „Wir wurden außerordentlich vornehm behandelt, nur bestand das Essen nicht aus mehreren Gängen, sondern besser aus mehreren Reihen. Die umfangreichsten Gerichte befanden sich nämlich in ihnen angemesssenen runden Zinngefäßen zu unterst aller übrigen Speisen. Es sind die Leckerbissen, die von den eigenen Frauen der Ägypter bereitet werden. Man stürzt sich zuerst auf die oberen Gerichte, um so schnell wie möglich mit ihnen fertig zu werden und zu den unteren gelangen zu können. Die Leckerbissen bestanden aus sieben oder acht verschiedenen Arten: Mehrere Sorten Käse, in Stärke gekochte Melosa, Frikassee von Hammelbröschen, mit Weintrauben gekochten Pflaumen, Feigen und Granatäpfeln.

Die Hauptplatten bestanden aus Huhn mit Reis und aus verschiedenartig zubereitetem Reis . . .

Der Scheik forderte uns auf, uns um die Platten zu gruppieren, und bald sahen wir die Türken unserer Gesellschaft ihre Finger in die Schüsseln tauchen. Mit der flachen Hand nahmen sie die flüssigen Speisen auf, während sie sich für die festen Speisen ihrer Finger bedienten. Wir waren ge-

zwungen, es ihnen nachzutun, denn wir hatten weder Gabeln noch Messer . . .!“

Der bedeutendste Hafen von Ágypten war Alexandria. die zweitwichtigste Stadt des Landes. Die damalige Stadt nahm nur einen geringen Teil des mit Mauern umgebenen Gebietes ein und lag auf der Landzunge zwischen dem alten und dem neuen Hafen. Von dem ehemaligen von den Arabern angelegten Alexandria fand man nur noch Trümmer und einige Reste des Palastes der Ptolemäer vor. Die alte Stadtmauer, die die ehemalige Araberstadt einschloß, war hoch und wurde durch einige Türme verteidigt.

Das neue Alexandria war äußerst schlecht gebaut. Die Häuser waren niedrig, häßlich und schmutzig. Sie enthielten nur wenige Stockwerke und hatten oben eine Plattform mit Behältern zum Auffangen des Regenwassers. Die Straßen waren eng, finster, ungepflastert und von Unrat strotzend. Eine Ausnahme machte nur das Stadtviertel der Ausländer (Franken). Dort befanden sich größere Häuser, Okel genannt. Hier wohnten auch Bonaparte und seine Generale während ihrer Anwesenheit in Alexandria.

Die Stadt besitzt zwei Häfen, den alten und den neuen. Obgleich der alte Hafen, südwestlich von der Stadt, sehr geräumig und vor Winden geschützt ist, hatte er damals nur eine für größere Schiffe geeignete Einfahrt. Der neue Hafen liegt nordöstlich von der Stadt, hat nur geringe Tiefe und ist den Nordwinden stark ausgesetzt. Den Europäern stand nur dieser Hafen zur Verfügung.

Der öffentliche Markt, Bazar genannt, war in der Mitte der Stadt gelegen. Der Boden war mit Matten und Palmzweigen belegt. Die Kaufläden waren klein und enthielten nur wenige Auslagen. Die Händler saßen vor ihren Türen auf schmutzigen Teppichen, unbeweglich und mit würdiger Miene. Sie rauchten beständig aus langen Pfeifen. Als Le-

bensmittel boten sie Reis, Linsen, Bohnen, Datteln, Nüsse, Pistazien und minderwertige Ziegen feil.

In irgend einer Ecke schlachtete der Fleischer die Tiere, die an den Füßen aufgehangen wurden. Er verkaufte das Fleisch sogleich, da es sich in der großen Hitze nicht lange frisch hielt. Bei den Bäckern fand man kleine, flache, aus unreinem Mehl schlecht gebackene Brote zum Verkaufe liegen.

Die Häuser waren so angelegt, daß sich in der Mitte ein viereckiger Hof befand. Um diesen gruppierten sich die Wohnräume. Die Wohnungen der Frauen waren zu ebener Erde und von den Behausungen der Männer streng getrennt. Im hintersten Teile des Hauses befand sich der Harem. Das wichtigste Zimmer des Hausherrn hatte Aussicht auf die Straße. Auf dem Boden der Räume waren Teppiche ausgebreitet, und an den Wänden standen rings herum Diwans. Das war der ganze Schmuck der Häuser.

Die männlichen Bewohner Alexandrias werden als gut gebaut geschildert. Sie trugen weite Beinkleider, die Jacke jedoch kurz, auf sogenannte griechische Weise zugeschnitten. Das Haupt bedeckte ein wohlangeordneter Turban. Der Bart der Männer in Alexandria war kürzer als der der übrigen Bewohner des Landes, ihre Haltung ungezwungener und lebhafter als sonst in Ägypten. Da sie die Arbeit scheuten und es unter ihrer Würde hielten, etwas zu tun, so überließen sie sie ihren Leuten und verbrachten ihre Zeit mit Rauchen, Kaffeetrinken, im Harem und vor allem im Nichtstun!

Frauen reicherer Stände sah man nur selten auf den Straßen. Die des Volkes trugen ein schlechtes, schmutziges Gewand, meist von blauer Farbe. Es bildete Hemd und Kleid zu gleicher Zeit. Die Füße und Waden waren nackt. Die Augenbrauen färbten die Frauen schwarz und die Fingernägel rot. Die Kinder wurden wenig sorgfältig gehalten und trugen sehr dürftige oder gar keine Kleidung.

Die drittwichtigste Stadt des Landes war Rosette, am linken Nilarme, zwei Meilen vom Meere gelegen. Fast alle Beschreiber diese Ortes sind sich darüber einig, daß diese Stadt den angenehmsten Aufenthaltsort bildete. Auch hier waren die Straßen eng und finster, da die weitherausgebauten Balkone dem Tageslicht den Zutritt verwehrten. Die Häuser waren, wenn auch einfach, so doch geschmackvoll und aus gebrannten Ziegeln gebaut. Noch hübscher waren die Gebäude am Ufer des Nils: sie hatten manchmal drei und noch mehr Stockwerke und oft sechs Fenster Vorderseite. Sie gehörten meist europäischen Kaufleuten, die sich hier mehr als in irgendeiner anderen Stadt des Landes in Sicherheit befanden, da in Rosette selten Aufstände vorkamen, und man weniger durch die Mamelucken zu leiden hatte In der Umgegend der Stadt befanden sich hübsche Gärten und Palmenhaine, auch reich bebaute Felder. Die Lebensmittel waren billig und das Leben leicht. Die Einwohner hatten angenehmere und verträglichere Sitten als in Alexandria.

Im allgemeinen aber war das Leben hier sowohl als in Kairo und anderen größeren Städten des Landes so beschaffen, wie bereits bei Alexandria beschrieben wurde.

Rosette bildete einen Zwischenhandelplatz von Kairo nach Alexandria und umgekehrt, da die meisten Waren auf dem Wasserwege befordert wurden. Hier hielt sich auch ein Teil der Gelehrten auf, ehe Bonaparte diese nach Kairo kommen ließ.

Außer Damiette, der dritten Küstenstadt, Mansura im Nildelta, möchte noch Damanhur, ebenfalls in Unterägypten, erwähnt werden. In Damanhur hatte ein Bei seinen Sitz, auch befand sich hier der Mittelpunkt für Baumwollhandel. Die Stadt war groß, doch glichen die Häuser, oder besser die Hutten, die aus an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut waren, aus der Ferne zahlreichen Taubenschlägen. In



Ansicht von Rosette
(Nach einem zeitgenössischen Stich.)

der Stadt befanden sich einige Moscheen, die man schon von weitem inmitten von Palmenhainen erblickte, und die einen gewissen malerischen Anblick gewährten. Sobald man aber in die Stadt eintrat, war es mit der Täuschung vorbei.

Damanhur bereitete dem französischen Heere die erste große Enttäuschung. Viele Schriftsteller, unter ihnen der Reisende Savary, hatten Ägypten in glänzenden Farben geschildert; besonders der französische Generalkonsul Magallon hatte Damanhur für die schönste Stadt des Landes erklärt. Die Soldaten waren daher äußerst enttäuscht, als sie sich nach einigen Tagesmärschen in dem heißen Wüstensand dieser „Stadt" näherten, wo sie Überfluß an allem und Entschädigung für die ausgestandenen Leiden zu finden hofften!

Die Hauptstadt des Landes war Kairo, eine halbe Meile vom Nil gelegen. Ihre Bevölkerung wurde damals auf 300000 Einwohner geschätzt, doch ist die Zahl vermutlich stark übertrieben. Nach Bonapartes Bericht an das Direktorium enthielt Kairo die scheußlichste Bevölkerung der Welt. Auch hier waren die Häuser, mit wenigen Ausnahmen, schlecht gebaut, die Straßen eng, ungepflastert und häßlich. Der Europäer wurde vor allem durch den großen Schmutz und die Unsauberkeit auf den Straßen, Plätzen und in den Häusern abgestoßen.

Zahlreiche Moscheen, von denen einige in hohem Ansehen standen, schmückten die Stadt. Die schönsten und berühmtesten waren die Sultan Hassan-Moschee, die Tulun-Moschee, die Azar-Moschee und die Moschee Hassanein. Die hauptsächlichsten Plätze waren der Birket-el-Fil und der Esbekiehplatz. Beide bildeten während der Nilüberschwemmung kleine Seen, die man nur auf Booten überfahren konnte. Bonaparte hatte sein Hauptquartier im Palast Mohammed-Bei-el-Elfis auf dem Esbekiëhplatze aufgeschla-

gen. Eine bereits im 12. Jahrhundert erbaute, auf dem Ausläufer des Djebel Mokkattam gelegene Zitadelle beherrschte die Stadt; sie war der Sitz des Paschas.

Zur Beförderung dienten Esel, die man für wenig Geld auf allen öffentlichen Plätzen der Stadt mieten konnte. Ihre Treiber liefen oft im Trab lange Zeit neben den Tieren her, ohne Ermüdung zu zeigen.

Die Männer und Frauen aus dem Volke waren häßlich und schlecht gebaut. Bekleidet waren die Männer im Sommer mit einem blauen oder ehemals weißen Hemd, im Winter mit einem Gewand aus Wolle oder Ziegenhaar. Nur einige trugen Beinkleider. Meist gingen sie barfuß, seltener in Sandalen. Auf dem Haupt trugen sie einen Turban. Die Frauen gingen ähnlich wie die Männer gekleidet, nur waren ihre Gewänder länger. Das Gesicht hatten sie immer durch einen Schleier verhüllt, der ebenso schmutzig wie die übrige Kleidung war und Barco genannt wurde.

Bulak bildet den Hafen für Kairo. Auf dem anderen, dem linken Nilufer befindet sich Giseh, und südwestlich davon liegen die berühmten Pyramiden.

Von geringerer Bedeutung waren die Städte Oberägyptens. Siut, eine ziemlich malerische Stadt, liegt zwischen dem Nil und den nahen Bergen. Häuser und Bazare waren aus roten Ziegeln gebaut. Hier befanden sich etwa 10 Ölfabriken. Außerdem betrieb man besonders Handel mit Topfwaren, Natron, Opium und Leinwand.

Kus, im Süden von Siut gelegen, besaß zwar den Namen einer Stadt, doch war es nichts weiter als ein großer Flecken. Viele Häuser waren verlassen oder lagen in Trümmern. Man konnte daraus schließen, daß Kus früher bedeutender gewesen sein mußte. Einige hübsche Gärten und Palmenhaine sowie Anpflanzungen von Melonen gaben dem Ort ein malerisches Gepräge. Die Bewohner waren meist Christen. Von Kus aus erreichte man in wenigen Tagesreisen Kosêr, den



Eine vornehme arabische Dame im Harem
(Gezeichnet von D. V. Denon, gestochen von Prevost.)

einzigen am Roten Meere gelegenen bedeutenden Hafen Ägyptens außer Suez.

Weiter südlich, am linken Ufer des Nils, liegt Esneh, die Hauptstadt der südlichsten Provinz des Landes. Die Stadt war schöner angelegt als die meisten anderen Ortschaften Oberägyptens. Handel und Industrie befanden sich in gewisser Blüte, vermutlich wegen der zahlreichen Koptenfamilien, die dort wohnten. Hier befanden sich etwa 20 Ölfabriken und fünf bis sechs Töpfereien. Auch verfertigte man einen sehr feinen Schal, Melâyeh genannt. Die Bewohner der Stadt waren sanft und gutmütig; im allgemeinen bildete Esneh einen sehr angenehmen Aufenthaltsort für die Europäer.

Da Esneh sehr weit von der Hauptstadt entfernt liegt, war es von alters her ein Zufluchtsort der Besiegten und Unterdrückten gewesen, denn die Macht der Beis von Kairo reichte nicht so weit. Um die Zeit der französischen Besetzung des Landes war Esneh der Wohnort der Beis Hassan, Osman und Salay. Letzterer war der Nachfolger Ismaels, der erst einige Monate zuvor gestorben war. Alle Beis waren geschworene Feinde des mächtigen Murad.

Assuan, oder Syene im Altertum, war an der Grenze des damaligen Ägyptens gelegen. Es war in seiner Bedeutung gegen früher stark zuruckgegangen, denn die alte Stadt hatte eine viel größere Ausdehnung gehabt. Von hier aus wurde ein großer Handel von Henna, einer Pflanze, die getrocknet zum Färben der Haare und Fingernägel dient, nach Kairo betrieben.

Ägypten hatte keine gleichartige Bevölkerung. Die Jahrhunderte hatten nicht vermocht, eine einheitliche Rasse auf demselben Boden zu entwickeln. Die Bewohner Ägyptens bestanden aus Kopten, Arabern, Türken, Griechen und Juden. Dazu kamen noch Armenier, Syrier und Europäer, die allgemein mit Franken bezeichnet wurden.



Ein Halt des französischen Heeres in Assuan (Syene), am 2. Februar 17[illegible]

(Nach einem Gemälde von A. Tardieu.)

Die Kopten waren die Ureinwohner des Landes. Sie bewohnten vorzugsweise die Städte und die größeren Dörfer. Sie waren geschmeidig und unterwürfig und vielfach im Dienste der Mamelucken. Meist waren sie kleine Handwerker; jedenfalls bildeten sie die untersten Stände der Bevölkerung.

Den Hauptteil der Bevölkerung bildeten die Araber, die Sieger über die Kopten. Diejenigen, die die Städte bewohnten, waren Gerichts- und Verwaltungsbeamte (Scheiks, Scherifs, Ulemas, Agas usw.), Großkaufleute, Ladenbesitzer und Handwerker. Die Bewohner des Landes, meist arm und bedürfnislos, nannte man Fellahs (Fellahin). Schließlich gab es noch eine dritte Gattung, die Beduinen, die Kinder der Wüste, die besitzlos, sich als Kameltreiber verdingten, gewöhnlich aber ihr Leben als Wegelagerer durch Plünderung und Raub fristeten. Natürlich gab es auch unter ihnen wieder verschiedene Abarten.

Eine hübsche Schilderung der Beduinen in den Provinzen Beni-Suef und Minieh (in Oberägypten) gibt uns der spätere General Desvernois in seinen Memoiren. Der damalige Schwadronschef war vom General Berthier mit einer Sendung zu einer großen Anzahl von Beduinenhäuptlingen betraut worden. „Bei jedem Stamm", so heißt es, „schloß ich mich den Spielen der Beduinen an. Ich saß immer an der Seite des Scheiks und seiner Söhne und gewöhnte mich schnell an ihre Speisen und ihren Kaffee (Gahona). Man hatte mir und meinen beiden Husaren in dem Zelte des Scheiks eine Ecke eingeräumt, wo wir Tag und Nacht ausruhen konnten. Die Frauen und Mädchen melken die Ziegen, bereiten den Käse und backen Brot. Sie kümmern sich auch um die Küche und die Mahlzeiten. Eine einfache Ziegenhaar- oder Kamelhaardecke trennt die Wohnung der Frauen von der der Männer während des Tages. Nachtsüber verschwindet diese Decke, und die Geschlechter vermengen sich, jedoch nur in einer und derselben Familie.

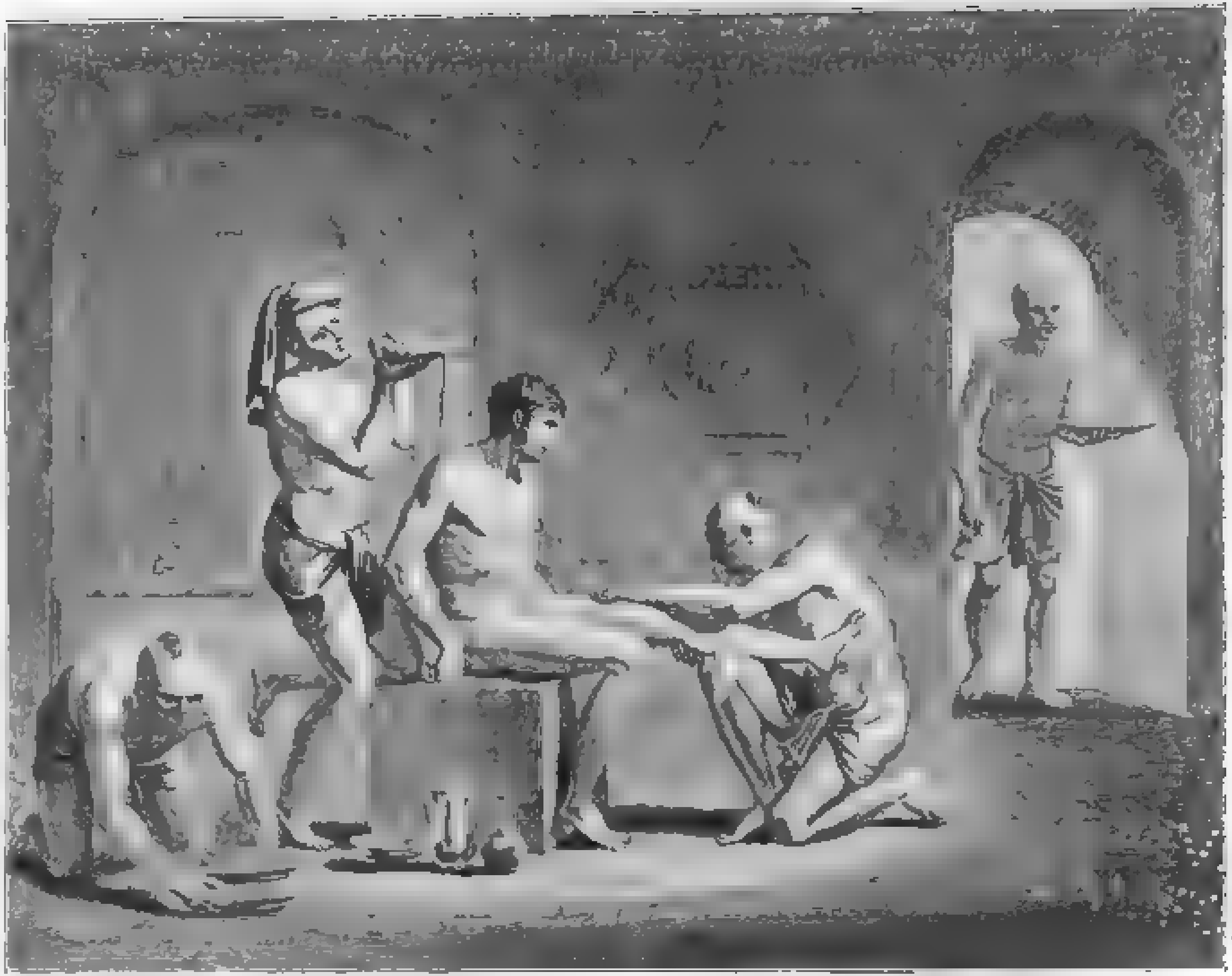
Wir haben viele Beduinenzelte besucht aber überall dieselben Gebräuche gefunden. Frauen und Mädchen sangen meist, waren fröhlich und zeigten sich sehr oft außerordentlich frei bei der genauen Untersuchung unserer Kleidung und Personen. Sie wollten uns durchaus bis auf die Haut erforschen und besonders an einer Stelle, wo es die Abendländer nicht zu tun pflegen, was aber bei den Orientalen gang und gäbe ist. Ich muß hinzufügen, daß die Frauen der Beduinen manchmal sehr hübsch sind. Im allgemeinen sind sie gut gewachsen und haben sehr schöne Augen."

Die Türken waren nur dem Namen nach Herren des Landes. Sie waren träge, nachlässig, beschäftigten sich nie mit Ackerbau und Handel, das heißt, sie überließen es ihren Sklaven. Sie verbrachten ihre Zeit meist mit Rauchen, Kaffeetrinken, Nichtstun und im Harem, denn sie waren sehr eifersüchtig. Der Hochgestellteste war nicht viel gebildeter als der Mann aus dem Volke. Nur die Kinder aus reichen Häusern lernten lesen, manchmal auch schreiben. Trotz ihrer Unwissenheit sahen die Türken aber auf die anderen Völker oder Andersgläubigen mit Verachtung herab.

Von den drei Religionen, der mohammedanischen, jüdischen und christlichen, war die mohammedanische natürlich die verbreitetste und die einzige offizielle Religion. Die anderen beiden Religionen waren nur geduldet. Das Christentum, das noch ganz so beschaffen war wie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, hatte die meisten Anhänger unter den Kopten. Katholiken gab es sehr wenig.

Alle Bewohner Ägyptens waren sehr abergläubisch; auch darin waren sie sich ähnlich, daß sie meist sehr genügsam lebten und lieber in den ärmlichsten Hütten oder Häusern wohnten als zu arbeiten, um sich bessere Lebensbedingungen zu schaffen.

Die Kleidung der verschiedenen Bewohner war meist die



Ein ägyptisches Bad.

Gezeichnet von D. V. Denon, gestochen von Petit. — (Sammlung Kircheisen.)

gleiche; nur durch die Farbe des Turbans unterschied man sich. Die Franken kleideten sich, wie sie wollten.

Sehr beliebt waren die Bäder. „Es gibt sehr viele Badeanstalten in Kairo“, berichtet der Leutnant Doguereau; „Der Koran schreibt den Türken vor, sich zu baden. Diese Badeanstalten dienen beiden Geschlechtern, nur sind verschiedene Tage bestimmt, an denen die Männer und an denen die Frauen baden dürfen. In den Bädern herrscht allgemeine Unsauberkeit; die Badetücher werden immer von verschiedenen Personen benutzt.

Man tritt zuerst in einen Raum ein, der unbedeckt ist und den Himmel sehen läßt. Dort befindet sich ein Wasserbehälter. Um diesen herum sind Lagerstätten, eigentlich nur schlechte Pritschen, dazu bestimmt, diejenigen aufzunehmen, die gebadet haben und dann gewöhnlich einige Stunden schlafen. Hier entkleidet man sich auch.

Ein Badediener geleitet einen, nachdem er einem Kopf und Körper mit Tüchern umwunden hat, in das Dampfbad, das man kaum ertragen kann, wenn man es zum erstenmal gebraucht. Man schwitzt darin außerordentlich. Nachdem er den Badenden die Glieder fast gebrochen und den Körper mit einer Art Wollstoff abgerieben hat, geleitet er ihn in einen großen Wasserbehälter mit beinahe kochendem Wasser. Wenn man aus dem Wasser kommt, wird man abgeseift. Nachdem man andere Tücher erhalten hat, wird man zum Ruhebett geführt. Hier wird einem der Körper wieder eine Stunde lang gerieben, und die Finger und Zehen hin und her gezogen. Das nennt Savary in seinen ‚Mémoires sur l’Égypte‘ göttliche Freuden!“

Der Mohammedaner kann von Rechts wegen vier Frauen haben und sonst noch so viele Nebenfrauen, als er will, oder vielmehr, soviel als er ernähren kann. Die Frauen vornehmer Stände gingen nie oder nur ganz selten aus. Wenn dies aber einmal der Fall war, dann waren sie so tief verschleiert und

so vermummt, daß man unmöglich ihre Gestalt erkennen konnte. Sie alterten sehr schnell. Mit 30 Jahren hatten sie meist ihre Frische verloren. Dazu trug viel bei, daß sie oft schon mit 10 Jahren verheiratet wurden und zu viele heiße Bäder nahmen.

Natürlich waren die Frauen noch ungebildeter als die Männer. Sie verbrachten ihr Dasein im Harem in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt mit Singen und Tanzen, Anziehen und Ausziehen, Kaffeetrinken, Kuchenessen und Rauchen, vor allem aber im Nichtstun. Die Frauen der Reichen und Mamelucken waren keine Eingeborenen; sie kamen entweder aus anderen Teilen Afrikas oder aus Asien, besonders aus Georgien und Griechenland.

Sie waren sehr sinnlich und leidenschaftlich. Ihre größte Freude bestand darin, Bäder zu nehmen, denn hier waren sie allein und unter sich. Ihre Männer durften nicht dahin kommen, wenn sich fremde Frauen dort befanden. Die Bäder bildeten oft die Stelldicheins für ihre Liebhaber, denn trotz der Wachsamkeit ihrer eifersüchtigen Männer gelang es ihnen doch zuweilen, diese zu hintergehen.

Die Frauen aus dem Volke waren im Gegensatze zu denen der Reichen, die aus dem Ausland kamen, meist häßlich und unansehnlich, ohne Scham und vor allem ohne alle weibliche Würde. Sie fanden durchaus nichts darunter, den größten Teil ihres Körpers in Gegenwart von fremden Männern zu entblößen, wenn nur ihr Gesicht verdeckt blieb! Die Preisgebung zur Unzucht war überall sehr ausgeprägt. Schon in Damanhur wimmelte es von öffentlichen Mädchen.

Die Tänze der Frauen waren bei den Mohammedanern sehr beliebt; doch waren sie so unschön und unsittlich, daß sich die Europäer oft mit Abscheu von diesem Bilde wandten.

Eine sehr interessante, scherzhafte Schilderung eines solchen Tanzes überliefert uns Denon während seines Aufent-



Ein Fest im Harem
(Gestochen von T. Johannot nach einer Zeichnung von D. V. Denon.)

haltes in Metubis bei Rosette in seiner „Voyage dans la Basse et la Haute Égypte“. Er schreibt: „Wir (der General Menou, einige Offiziere und Gelehrte) baten die Scheiks, uns Tänzerinnen vorzuführen, die den indischen Bajaderen sehr ähnlich sind. Die Regierung des Landes, zu deren Einkommen sie vermutlich einen Teil beisteuerten, machten einige Schwierigkeiten, ihnen zu erlauben zu kommen. Durch die Blicke Ungläubiger beschmutzt, konnten sie vielleicht an ihrem Werte verlieren, aber die Gegenwart eines Generals und besonders die Anwesenheit von 200 Soldaten beseitigten alle Hindernisse.

Die Tänzerinnen kamen und ließen uns durchaus nicht merken, daß sie die politischen Bedenken und die Gewissensbisse der Scheiks teilten! Sie verteidigten jedoch mit viel Anmut diejenigen Reize, die uns am wenigsten verteidigungswert erschienen, nämlich die Augen und den Mund. Alles übrige wurde uns mit Vergnügen überlassen. Bald dachte man nicht mehr daran, uns etwas zu verbergen. Man zeigte es uns indes durch bunte Schleier. Ein schlecht befestigter Gürtel wurde mit einer Ausgelassenheit wieder befestigt, die nicht unangenehm berührte und mir ein wenig französisch erschien.

Die Tanzerinnen hatten zwei Musiker mit sich: einen Dudelsackpfeifer und einen Trommelschläger, dessen Instrument aus einem irdenen Topf bestand, auf den er mit den Handen schlug. Die Mädchen waren ihrer sieben. Zwei davon schickten sich zu tanzen an, die anderen sangen zur Begleitung der Kastagnetten, die die Form von Zimbeln und die Größe eines Sechsfrankenstückes hatten. Die Bewegungen, durch die sie die Kastagnetten aneinanderschlugen, verliehen ihren Fingern und Handgelenken unendlich viel Anmut. Ihr Tanz war zuerst wollustig. Bald aber wurde er gemein, es war nur noch der rohe, unanständige Ausdruck der leidenschaftlichsten Sinnlichkeit. Und was dieses Bild noch ekel-

hafter machte, war, daß einer der Musiker gerade in den Augenblicken, wo sie die wenigste Zurückhaltung bezeigten, die allgemeine Szene des Rausches, die den Tanz beendete, durch ein ungeheuer schamloses Gelächter unterbrach.

Die Tanzerinnen tranken Branntwein wie Limonade aus großen Wassergläsern. Dabei waren sie auch, obgleich jung und hübsch, verlebt und welk, ausgenommen von zweien, die außerordentlich zwei berühmten Pariser Schönheiten glichen . . .

Trotz ihres freien Lebenswandels läßt man diese Tänzerinnen in die Harems kommen, um die jungen Mädchen von allem zu unterrichten, was sie ihren zukünftigen Gatten begehrenswert machen kann. Sie geben ihnen Unterricht im Tanzen, Singen, in der Anmut und in allen Künsten der Wollust. Es ist nicht zu verwundern, daß bei den Sitten, die die Unzucht zur ersten Pflicht der Frau machen, diejenigen die Lehrerinnen des schönen Geschlechts sind, deren Beruf die Liebe ist! Sie werden zu den Festen der Großen empfangen, und wenn ein Gatte das Glück seines Harems genießen will, so läßt er solche Tänzerinnen rufen."

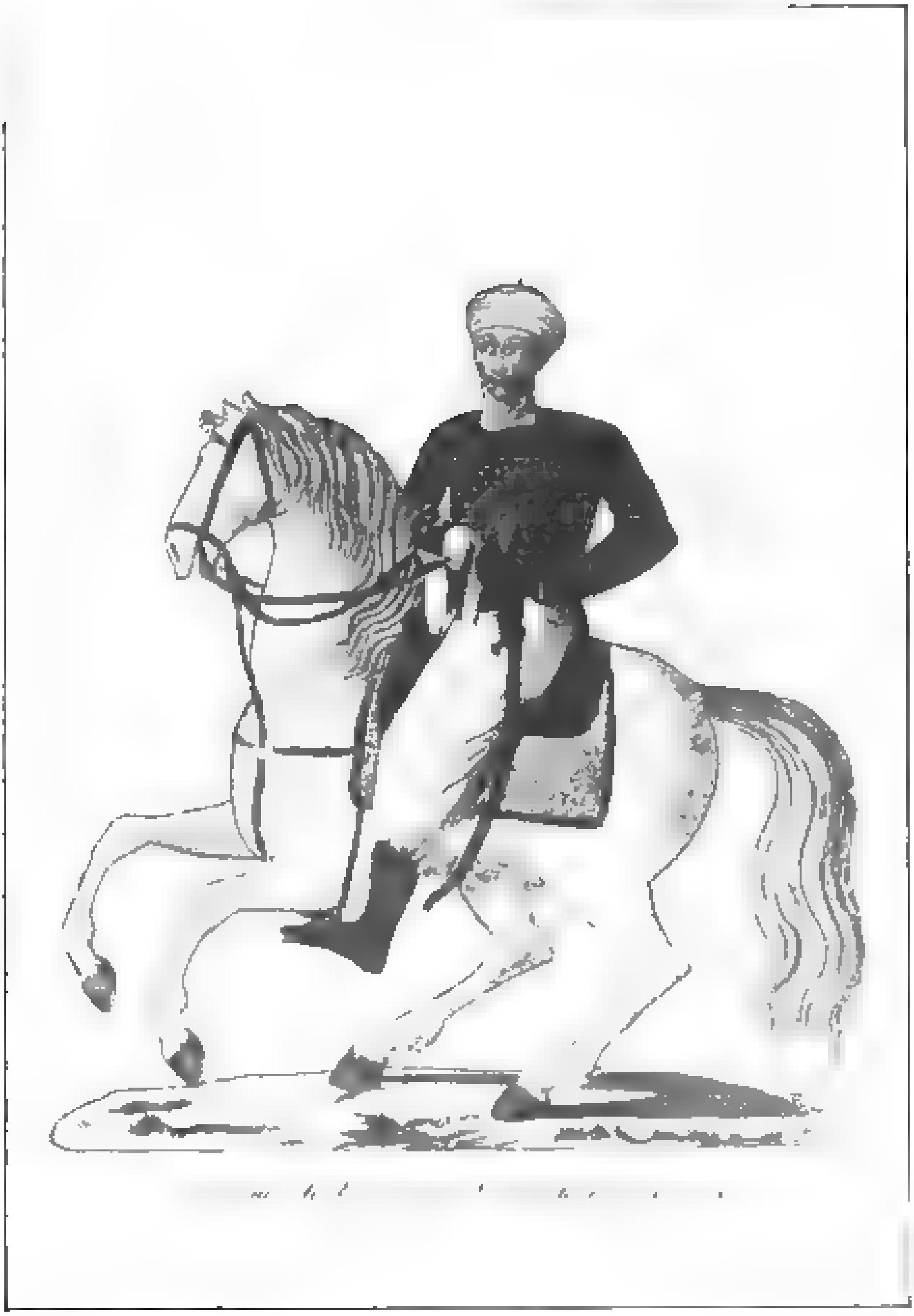
Im Laufe der Jahrhunderte wurde Agypten von verschiedenen Nachbarvolkern erobert. Am Anfang des 16. Jahrhunderts nahm der Sultan der Türkei Selim I. das Land in Besitz. Zur Zeit des französischen Einfalls gehörte Agypten wenigstens dem Namen nach noch dem Sultan und wurde von einem Pascha regiert. Dieser wurde auf drei Jahre eingesetzt und hatte seinen Sitz in Kairo. In Wirklichkeit lag aber die Herrschaft des Landes in den Händen von 24 Mameluckenbeis, von denen jeder eine Provinz befehligte. Einige der Beis erhoben sich manchmal zu größerem Ansehen. Diesen gehorchten die übrigen Beis. Von ihnen war auch der Pascha in Kairo abhängig. Sie waren also die wirklichen Herrscher des Landes.

Die Mamelucken waren ehemals eine Leibwache des Sultans gewesen und bestanden meist aus kaukasischen und tscherkessischen Sklaven. Wegen ihrer Tapferkeit waren sie überall gefürchtet, selbst von ihrem eigenen Herrn. Schon im späten Mittelalter hatten sie eine wichtige Rolle in Ägypten gespielt; sie wurden aber durch Selim I. bezwungen. Später rissen sie die Macht wieder an sich. Da sie weder geschriebene noch Naturgesetze anerkannten, weder Ackerbau, Viehzucht noch Handel zu würdigen verstanden, ging es mit dem sonst so reichen Lande Ägypten immer weiter abwärts.

Die Zahl der berittenen waffenfähigen Mamelucken betrug gegen Ende des 18. Jahrhunderts etwa 10 000 Mann. Es war ein eigenartiges Volk, das seine Gewohnheiten und Sitten jahrhundertelang beibehalten hatte. Ihre Frauen ließen sie meist aus Georgien kommen, doch zeugten sie mit ihnen nur wenige Kinder, die auch bald entarteten und nicht ihre Nachfolger wurden. Sie ergänzten sich vielmehr durch fremde Sklaven, schöne und kräftige Knaben aus dem Kaukasus, die sie im Gebrauch der Waffen und im Reiten täglich übten. Je nach ihrem Können, besonders aber wegen ihrer persönlichen Tapferkeit kamen sie zu Ansehen und Reichtum. Das Vermögen der Mamelucken bestand in schönen Waffen, Pferden und Frauen.

Die Mamelucken waren ausgezeichnete Reiter, sehr geschickt im Gebrauch der Gewehre und Pistolen und bewunderungswürdig im Handhaben ihrer Säbel, die aus dem besten Stahl gefertigt waren.

Jeder Mameluck hatte einige Diener zu Fuß bei sich, die ihm selbst bis ins Gefecht folgten. Hatte er sein Gewehr abgeschossen, so griff er zu den Pistolen, deren er mehrere bei sich trug, und zuletzt zu den beiden Säbeln. Die Zügel seines Pferdes im Munde, in jeder Hand einen Säbel, warf er sich auf den Gegner und teilte nach rechts und links Schläge aus.



Der Mameluck Rustam, den Bonaparte mit aus Ägypten brachte
(Nach einem zeitgenössischen volkstümlichen Stich.)

die ihre Wirkung nicht verfehlten. Besonders in der Schlacht von Es-Salihijeh konnten sie ihre ganze Geschicklichkeit als Reiter und Krieger zeigen, denn die französische Infanterie traf nicht rechtzeitig ein.

Als Bonaparte dem Direktorium am 24. Juli 1798 Bericht über die Schlacht bei den Pyramiden erstattete, sprach er sich folgendermaßen über die Mamelucken und andere Bewohner des Landes aus: „Die Reiterei der Mamelucken hat große Tapferkeit an den Tag gelegt. Sie verteidigten ihr Vermögen, denn es war keiner unter ihnen, bei dem unsere Soldaten nicht 3, 4, ja 500 Louisdor gefunden hätten.

Der ganze Luxus dieser Leute besteht in ihren Pferden und ihren Waffen; ihre Häuser sind erbärmlich. Schwerlich findet man ein fruchtbareres Land und ein elenderes, unwissenderes und vertierteres Volk. Sie ziehen einen Uniformknopf unseres Soldaten einem Sechsfrankentaler vor. In den Dörfern wissen sie nicht einmal, was eine Schere ist. Ihre Häuser sind ein Haufen Kot. Als ganzes Hausgerät haben sie eine Strohmatte und zwei oder drei irdene Töpfe. Sie essen und verbrauchen im allgemeinen sehr wenig. Den Gebrauch der Mühlen kennen sie nicht, so daß wir fortwährend auf ungeheuren Kornhaufen lagern, ohne uns Mehl verschaffen zu können. Wir nähren uns meist von Gemüse und Fleisch. Das wenige Getreide, das sie in Mehl verwandeln, bearbeiten sie mit Steinen. Nur in einigen größeren Dörfern gibt es Mühlen, die von Ochsen gedreht werden.

Wir sind fortwährend von Araberschwärmen beunruhigt worden. Die Araber sind die größten Diebe und Gauner der Welt, da sie Türken und Franzosen ohne Unterschied ermorden, überhaupt alles, was ihnen in die Hände fällt ...“

Der mächtigste Mameluckenbei war Ali der Große gewesen. Seine Wiege stand in Anatolien. Während 10 Jahren, von 1763 bis 1773, hatte er sich als nahezu alleiniger Herrscher von Ägypten behaupten können. Nach seinem Tode

riß Mohammed die Macht an sich und regierte zwei bis drei Jahre, bis er durch ein Fieber dahingerafft wurde. Hierauf bemächtigten sich Ibrahim und Murad der Herrschaft. Beide waren Tscherkessen und zusammen aufgewachsen. Sie herrschten noch zur Zeit des französischen Einfalls. Da beide nahezu gleich an Macht waren und ebensoviel Anhänger



Murad-Bei
(Nach einer Zeichnung von Bornet.)

hatten, beschlossen sie lieber, sich in die Herrschaft des Landes zu teilen als sich zu bekriegen. Ibrahim bekam Oberägypten, Murad Unterägypten; ersterer jedoch erhielt die Würde eines Scheik-el-Beled.

Ihre Herrschaft aber wurde von Hassan-Bei, einem früheren Mamelucken Alis, und von Ismael, der unter Ibrahim, dem Herrscher vor Ali, gestanden hatte, angefochten. Has-

san hatte sich nach und nach zu Macht und Ansehen emporgeschwungen und naturlich den Haß und Neid Murads erregt. Murad trachtete deshalb danach, seinen Nebenbuhler unschädlich zu machen und zu töten. Hassan wurde aber gewarnt und floh noch rechtzeitig nach Oberägypten, ehe er Murads Nachstellungen zum Opfer fiel. Schließlich gelang es ihm, eine Art Versöhnung mit Murad herbeizuführen, denn er wurde von diesem anerkannt. Als Murad nach der Schlacht bei den Pyramiden nach Oberagypten fliehen mußte, nahm ihn Hassan, der seinen Aufenthaltsort in Esneh aufgeschlagen hatte, großmütig auf und unterstutzte ihn noch durch seine Truppen. Beide aber wurden durch Desaix, den Bonaparte zur Verfolgung nach Oberägypten gesandt hatte, in verschiedenen Gefechten geschlagen.

Der französische Naturforscher und Reisende Sonnini, der Agypten vor dem Einfall der Franzosen besuchte, hatte auch Gelegenheit gehabt, den Mamelucken bei Murad kennen zu lernen. In seiner „Voyage dans la Haute et Basse Égypte" gibt er ein sehr interessantes Porträt von ihm. „Murad ist ein sehr schöner Mann", heißt es darin. „Er hat ein kriegerisches Gesicht; ein dichter, schwarzer Bart umrahmt sein Kinn. Breite schwarze Augenbrauen ziehen sich in schönen Bogen uber den großen feurigen Augen hin. Eine lange Narbe mitten durch die eine Wange trägt viel zu seinem wilden Gesichtsausdruck bei. Mit großem Mute vereinigt er außerordentliche Kraft und Gewandtheit. Man hat gesehen, wie er mit einem einzigen Hieb seines krummen Türkensäbels einem Rinde den Kopf abschlug. Bei ein wenig Erziehung und Kenntnissen hätte Murad ein großer Feldherr werden können, denn er war ein unerschrockener Krieger und ein ausgezeichneter Reiter, der die härtesten Entbehrungen und Anstrengungen ertragen konnte und den Säbel mit Kraft und Gewandtheit handhabte. Er war mutig, wenn er Niederlagen erlitt, kühn in seinen Unternehmungen, kaltblütig im

Handeln und furchtbar im Angriff. Sein stolzer, hochherziger Charakter gaben ihm den Anschein von Würde der höchsten Gewalt, aber Ungerechtigkeit, Unwissenheit und Grausamkeit hatten aus ihm einen wilden Tyrannen gemacht."

Ibrahim wird als groß von Gestalt, berechnend, geschickt, falsch, ehrgeizig und verschlossen geschildert. Er war ebenso tapfer wie Murad, doch war seine Tapferkeit ruhiger und gleichmütiger.

Dieser Bei war in seinem Handeln viel gemäßigter und umsichtiger als sein Nebenbuhler. Obgleich seine Mamelukken ebenfalls sehr geldgierig und ungerecht waren, so wendeten sie doch mildere Formen und weniger Willkürlichkeit im Eintreiben der Steuern an als die Murads. Ibrahim war reicher als Murad. Er besaß viel Ordnungssinn und scheute unnütze Ausgaben, ohne gerade sparsam zu sein.

VIERZEHNTES KAPITEL

LANDUNG IN ALEXANDRIA. — MARSCH DURCH DIE WÜSTE. — GEFECHT BEI KOBRAKIT. — SCHLACHT BEI DEN PYRAMIDEN

(Juni bis Juli 1798)

Am 26. Juni kam die französische Flotte in Sicht der Insel Kandia und steuerte dann gerade auf Alexandria zu. Am nächsten Tage erteilte Bonaparte der Fregatte „Junon" den Befehl, vorauszusegeln, um den französischen Konsul Magallon in Alexandria, den Neffen des Generalkonsuls gleichen Namens, an Bord zu nehmen und ihn um Nachrichten auszufragen. Denon befand sich an Bord der Fregatte und hat uns genaue Einzelheiten darüber überliefert*).

Am 28. erblickte man Land. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni kam der französische Konsul an Bord der „Junon", und am nächsten Tage war die Fregatte wieder bei der Flotte angelangt. Am 1. Juli früh 7 Uhr begab sich Magallon in Begleitung Denons auf das Admiralsschiff. Alle waren überrascht, zu erfahren, daß die englische Flotte einige Tage vorher vor Alexandria erschienen war. Man glaubte vielmehr, daß sie erst später folgen werde, und daß man ihr vorausgeeilt sei!

Bonaparte hatte ursprünglich die Absicht gehabt, an ver-

*) Er erzählt in seiner Reisebeschreibung, ein Witzbold habe in Anspielung auf die Anrede Bonapartes in Toulon, als er die öde Küste erblickte, ausgerufen: „Da schau, da sind die sechs Acker Boden, die man dir verschrieben hat

schiedenen Punkten zu landen, vermutlich gleichzeitig in Alexandria und Rosette, vielleicht auch in Damiette. Die Nachricht von der Ankunft der englischen Flotte in den ägyptischen Gewässern mußte aber alle seine Pläne ändern.

Er entschloß sich daher sofort, an Land zu gehen, obgleich das Meer sehr stürmisch war und Brueys ihm davon abriet. Bonaparte war aber zu sehr von der Notwendigkeit überzeugt, die Truppen ausschiffen zu lassen, denn jeden Augenblick konnte die englische Flotte zurückkehren. Und das würde alle seine Pläne zerstört haben. Zum Landungsplatz wurde die Bucht von Alexandria ausgesucht. Das Wasser war aber sehr seicht, so daß die Schlachtschiffe nur in sehr großer Entfernung von der Küste ankern konnten. Nichtsdestoweniger eignete sich die Küste gut zum Landen für kleinere Fahrzeuge; zudem war Alexandria kaum 12 Kilometer entfernt.

Die Division Desaix erhielt am 2. Juli Befehl, sich beim Marabut, die Division Menous rechts davon und die Reyniers links davon auszuschiffen. Die drei Divisionen befanden sich auf den Transportfahrzeugen und hatten eine kürzere Strecke bis zum Ufer zurückzulegen als die Divisionen Kleber und Bon. Diese befanden sich auf den Kriegsschiffen, die in einer gewissen Entfernung vom Lande geankert hatten.

Die Division Menou gelangte zuerst ans Land; mehr Schwierigkeiten hatten die Divisionen Reynier und Desaix zu überwinden, da das Meer äußerst stürmisch war. Selbst die Matrosen und Seesoldaten wurden in diesen Tagen von der Seekrankheit erfaßt.

Bonaparte und sein Generalstab bestiegen am 1. Juli gegen 4 Uhr nachmittags eine der Halbgaleeren, die man aus Malta mitgebracht hatte, um sich der Küste zu nähern. Um ihn sammelten sich die Boote der Kriegsschiffe, die die Mannschaften der Divisionen Kleber und Bon an Bord hatten. Man

mußte aber eine halbe Meile von der Küste entfernt ankern. Dies geschah während der Dunkelheit. Ungeduldig, bald ans Land zu kommen, sprang der Obergeneral gegen 1 Uhr nachts (am 2. Juli) mit Berthier, Caffarelli und Dommartin in ein Boot und erreichte in einiger Entfernung vom Marabut die afrikanische Küste. Da er sehr müde war, ließ er eine Wache um sein Lager aufstellen und legte sich zum Ruhen nieder, währenddessen sich die Landung der Divisionen Kleber, Menou und Bon vollzog.

Bis etwa 2 Uhr früh hatten diese drei Divisionen 5—6000 Mann ausgeschifft. Gegen zweieinhalb Uhr setzten sie sich in Marsch, um so schnell wie möglich Alexandria zu erreichen.

Bonaparte marschierte an der Spitze der drei Divisionen. Durch seine Gegenwart, seine Zuversicht und sein entschiedenes Handeln belebte er den Mut aller. In seiner Begleitung befanden sich außer seinem Stab die Generale Dumas, Dommartin und Caffarelli, der trotz seines Holzbeines keine Müdigkeit verriet. Reynier hatte wegen des schlechten Wetters erst einige hundert Mann seiner Division landen können. Er erhielt deshalb von Bonaparte die Weisung, zunächst bis zur völligen Ausschiffung zurückzubleiben und den Landungsplatz zu überwachen.

Bei Tagesanbruch (am 2. Juli) war man vor der Stadt Alexandria, vielmehr vor den Mauern, die die ehemalige Araberstadt umgaben, angelangt. Da die Sonne stark brannte und kein Wasser aufzutreiben war, hatten die Truppen sehr zu leiden. Man hatte zwar für vier Tage Lebensmittel (meist Schiffszwieback), aber kein Wasser mitgenommen. Die Soldaten jedoch warfen den Zwieback weg, da sie bald Besseres zu finden hofften. Aber nicht einmal für den General war ein Tropfen Wasser aufzutreiben; schließlich bot ihm ein Offizier einige Apfelsinen dar, die er aus Malta mitgebracht hatte.



Plan von A

(Nach einem



lexandria.

(…ösischen Stich.)

Bonaparte versuchte mit dem Befehlshaber von Alexandria zu unterhandeln, aber es gelang ihm nicht, sich den Einwohnern verständlich zu machen, da sie glauben mußten, die Franzosen kämen als Feinde. Dazu drängte die Zeit sehr. Obgleich Bonaparte keine Artillerie bei sich hatte, befahl er sofort den Angriff. Menou sollte im Westen (linker Flügel), Kleber im Süden (Mitte) und Bon im Osten (rechter Flügel) von dem Tore von Rosette aus die Mauern zu übersteigen versuchen. Von seinem Standort, der sogenannten Pompejussäule, aus leitete der Obergeneral den Angriff.

Einige Mameluckenschwärme und ein Teil der Araber hatten sich beim Herannahen der Franzosen in die Wüste geflüchtet. Ein anderer Teil der Araber verteidigte mit einigen hundert Mamelucken und Einwohnern Alexandrias die Stadt. Die Verteidigung war aber so schwach, daß die Franzosen bereits gegen 11 Uhr Herren der Stadt waren. Bei dem Sturm auf die Stadtmauer wurden die Generale Menou und Kleber, die ihren Truppen immer voranmarschierten, verwundet.

Seid Mohammed-el-Koraïm Skenderi war Gouverneur von Alexandria. Er verstand es sehr geschickt, sich bei Bonaparte in Gunst zu setzen, der ihn auf seinem Posten ließ. Koraïm hatte natürlich den Beis Murad und Ibrahim von der Ankunft der Engländer und der Franzosen Mitteilung gemacht und sie von den späteren Maßnahmen Bonapartes auf dem laufenden gehalten*). Als Murad von der Landung der Franzosen erfuhr und man ihm mitteilte, daß sie ohne Reiterei gekommen seien, lachte er laut auf und rief, dann werde es ihm ein leichtes sein, sie zu besiegen. Er begab sich sofort zu Ibrahim, um sich mit ihm wegen des Widerstandes zu beraten, den sie den frechen Eindringlingen entgegen setzen wollten.

*) Des Verrats überführt, wurde er später gefangen nach Kairo gebracht und am 6. September hingerichtet.

Am Abend des 2. Juli erhielten die Divisionen Reynier und Desaix, die inzwischen die Ausschiffung beendet hatten, Befehl, sich am nächsten Tage auf Alexandria in Marsch zu setzen. Da sie sich in größerer Ruhe als die anderen drei Divisionen hatten bilden können, ward ihnen die Aufgabe zuteil, als erste von Alexandria aus auf Kairo zu marschieren. Bonaparte wollte den Mamelucken keine Zeit gönnen, sich von ihrer Überraschung zu erholen und größere Verteidigungsmaßregeln zu treffen.

Er tat alles, um die Einwohner von Alexandria von den friedlichen Absichten der Franzosen zu überzeugen. Er wollte durchaus mit den Kopten, Arabern und Türken in Freundschaft leben und nur die Mamelucken bekampfen. Deshalb erließ er noch am Abend des 2. Juli eine beredte Proklamation an die Völker Ägyptens, daß die Franzosen als Befreier gekommen seien und nur die Macht der verhaßten Mamelucken brechen wollten. Am nächsten Tage gab er Befehl, die Ausübung des mohammedanischen Gottesdienstes nicht zu hindern.

Alexandria war der weitaus wichtigste Hafenplatz Ägyptens. Bonaparte wollte deshalb diese Stadt zum Stützpunkt seiner Flotte und seines Heeres machen. Er traf sogleich in umfassender Weise Maßnahmen, um sich Unterhaltsmittel und Bargeld zu verschaffen, und gab Befehle, eine sichere Verbindung zwischen der Stadt und dem Landungsplatz der Flotte herzustellen. Ferner ließ er in der Stadt eine starke Besatzung zurück, die sich auf 6300 Köpfe belief. Darunter befand sich allerdings eine große Anzahl von Personen, die nicht unmittelbar zum Heere gehörten, die aber auf dem Weitermarsche zunächst nur hinderlich gewesen wären. Zum Befehlshaber dieser Garnison wurde der Brigadechef Recco ernannt. Er wurde indes dem General Kleber unterstellt, der auch die bewegliche Kolonne des Generals Dumuy unter seinen Befehlen vereinigte. Da Kleber verwundet war, konnte



General Desaix.
Nach einem Gemälde von A. Appiani.
(Musée national de Versailles.)

er dem Heere zunächst nicht folgen. Schließlich traf Bonaparte auch Maßnahmen für die Flotte, der in dem 15. Kapitel gedacht werden wird.

Wie wir gesehen haben, war dem General Desaix am 2. Juli Befehl erteilt worden, sich über Alexandria auf Kairo in Marsch zu setzen, sobald seine Truppen ausgeschifft sein würden. Am frühen Morgen des 3. Juli machte er sich auf den Marsch. An diesem Tage hatte auch Reynier die Ausschiffung seiner Division beendet. Er setzte sich mit ihr am nächsten Tage gleichfalls in Bewegung. Sobald die Division vor Alexandria angekommen war, erhielt sie die Weisung, noch mitten in der Nacht vom 4. zum 5. Juli Desaix zu folgen und ihn im Falle eines Angriffs zu unterstützen. Auch sie erreichte das Dorf El-Beida nach einem sehr schwierigen Marsche auf einer wenig vorteilhaften Straße bei größter Hitze und ohne Trinkwasser.

Am 5. Juli kam Desaix in Berket-Gitas an. Hier blieb er bis zur Ankunft Reyniers. Sobald dieser am 5. Juli gegen Mittag eingetroffen war, machte sich Desaix auf und kam nach großen Anstrengungen und Entbehrungen vor Mitternacht in Damanhur an. Wir finden am 7. Juli beide Divisionen sowie einen Teil der Reiterei, — viele Pferde waren in den Nächten weggelaufen — in Damanhur vereinigt. Hier konnten sie sich nach den Mühseligkeiten der Märsche erholen und die übrigen Divisionen erwarten.

Nach den Verfügungen Bonapartes sollte eine Division mit einem Teil der Reiterei, der Artillerie, des Brückenbedarfs und des Gepäcks über Abukir der Küste entlang nach Rosette gesandt werden, um dann den Nil aufwärts zu marschieren und den Hauptteil des Heeres in El-Ramanieh einzuholen. Die beiden Divisionen Desaix und Reynier befanden sich schon auf dem geraden Wege dahin; die übrigen Truppen sollten denselben Weg einschlagen.

Da Kleber und Menou beim Sturm auf Alexandria verwun-

det worden waren, befehligten ihre Divisionen vorläufig der Divisionsgeneral Dugua und der Brigadegeneral Vial. Beide Divisionen sollten am 5. Juli aufbrechen, doch mußte ihr Abmarsch nach Rosette und nach Damanhur auf den 6. Juli verschoben werden.

Dugua setzte sich am 6. Juli in Bewegung, und nach einem sehr beschwerlichen Marsch kam er am 8. Juli gegen Mittag in Rosette an. Andréossy mit einem Teil der Artillerie und des Genies brach erst einen Tag spater auf und traf am 9. in der Küstenstadt ein. Der Besitz Rosettes war von großem Vorteil für das Heer, denn man gelangte dadurch in den Besitz eines schiffbaren Nilarmes bis zu seiner Mündung ins Mittelländische Meer.



Ohne sich lange in Rosette aufzuhalten, machte sich Dugua am 9. Juli mit der Vorhut auf, um schnellstens El-Ramanieh zu erreichen. Obgleich die Tage sehr heiß waren, hatten die Truppen nicht mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen als die anderen Divisionen, da das Land an beiden Ufern des Nils überall bebaut war. An Lebensmitteln und Wasser hatte man ebenfalls keinen Mangel zu leiden. Am 10. Juli kam die Vorhut Duguas, die am linken Nilufer hinabmarschiert war, an ihrem Bestimmungsort an. Einen Tag später, am 11., erreichte auch der Rest der Division El-Ramanieh.

Den Befehlen Bonapartes gemäß hatte sich inzwischen Vial mit seiner Division am 6. Juli frühzeitig von Alexandria aus in Marsch gesetzt. Über El-Beda, El-Akrich und Berket-Gitas sollte er so schnell wie möglich Damanhur zu erreichen suchen. Unter wesentlich günstigeren Bedingungen

als die Divisionen vorher machte sich Bon einen und einen halben Tag später auf den Weg, denn der Obergeneral hatte unterwegs Vorsichtsmaßregeln für den Unterhalt der Truppen treffen können.

Zuletzt brach Bonaparte, der durch zahlreiche Arbeiten in Alexandria zurückgehalten worden war, mit seinem Stab auf. Am 7. Juli gegen 5 Uhr abends ritt er von Alexandria ab und traf, ohne sich unterwegs aufzuhalten, am nächsten Morgen gegen 8 Uhr in Damanhur ein. Nur schwierig fand man ein Unterkommen für den General; schließlich war man gezwungen, die Tür einer Moschee einzuschlagen. Reynier und Vial erhielten Befehl, mit ihren Divisionen am 9. nachmittags 5 Uhr von El-Ramanieh abzumarschieren. Aber erst in der Nacht vom 9. zum 10. konnten sie ihren Marsch antreten. An der Spitze marschierte der Obergeneral mit einem Teile seiner Guiden. Unterwegs wurden die Truppen von einigen hundert Mamelucken und Beduinen angegriffen, aber ihr Marsch wurde dadurch nicht sonderlich verzögert. Die Division Desaix folgte mit dem Gepäck vor Tagesanbruch*). Am 10. Juli befanden sich die Divisionen Desaix, Reynier, Vial und ein Teil der Vorhut Duguas in und bei El-Ramanieh. Der Rest der Division Dugua, die Division Bon und Zaionczek mit der unberittenen Reiterei kamen im Laufe des nächsten Tages an; sie waren erst am 11. vor Tagesanbruch abmarschiert. Bonaparte blieb am Abend in El-Ramanieh.

Die Leiden der Truppen sollten vorläufig ihr Ende erreicht haben. So mutig die französischen Soldaten im Kampfe sind,

*) Bei einem Gefecht, das zwischen Truppen der Division Desaix und Mamelucken am 9. Juli in der Nähe von Damanhur stattfand, wurde der General Mireur, der das 22. Jäger- und das 20. Dragonerregiment befehligte, getötet. Der damalige Kapitän Desvernois und andere sprechen davon, daß Mireur Selbstmord begangen habe, da er mit Bonaparte am Tage seiner Ankunft in Damanhur einen heftigen Wortwechsel wegen der Politik des Direktoriums gehabt habe. Andere Quellen bestätigen jedoch, daß Mireur durch Beduinen getötet wurde, als er sich ganz ohne Bedeckung vorwagte.

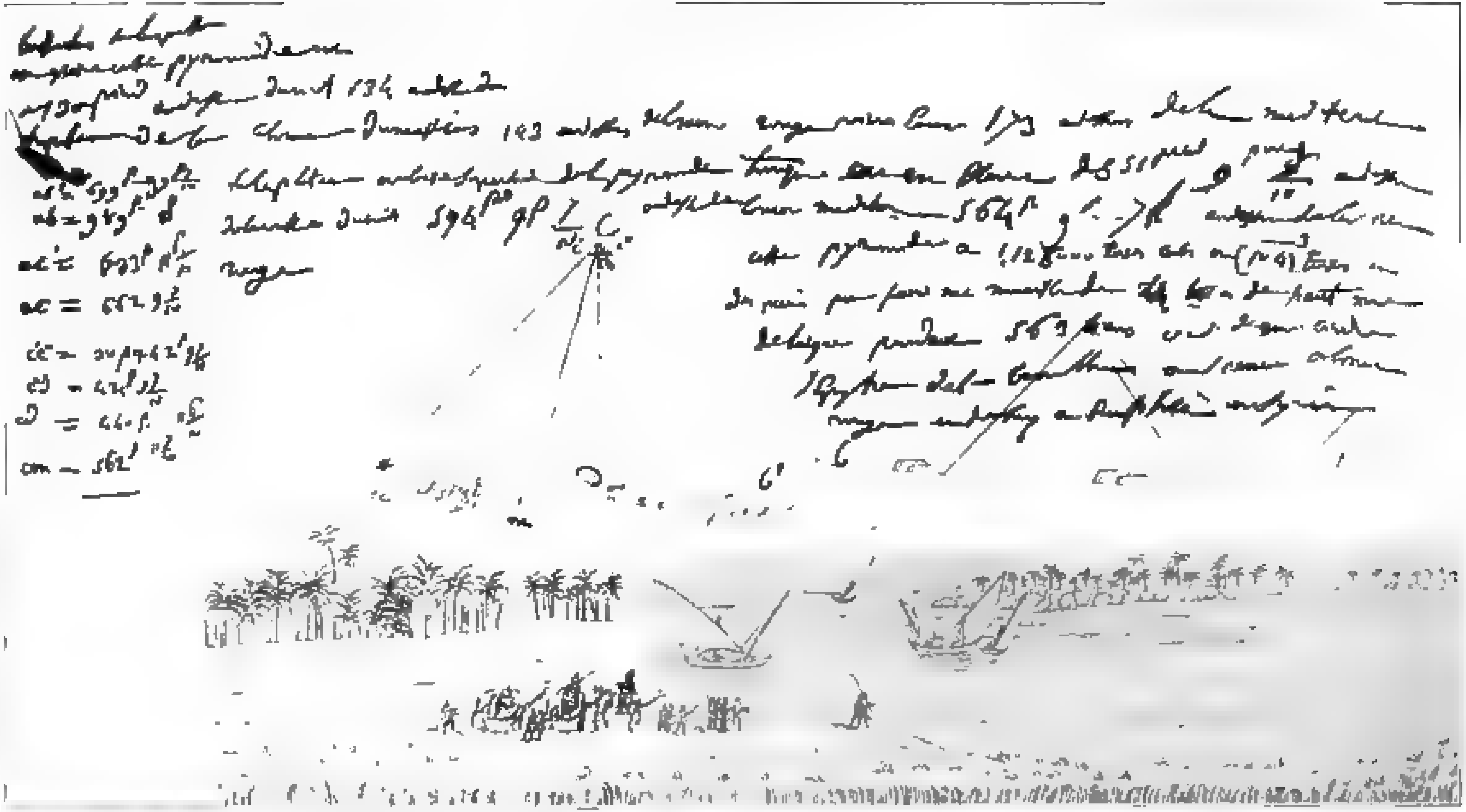
so leicht verzagen sie, wenn sie zu große Anstrengungen u Entbehrungen erleiden müssen, ohne ein Ziel vor Augen z sehen! Mehr wie ein Fluch kam in jenen Tagen gegen d Direktorium, gegen Bonaparte, die Generale und gegen d Gelehrten über die Lippen der Offiziere und Soldaten. S verwünschten das Land, das man ihnen so verheißungsv geschildert hatte! Sogar Generale ließen sich von ihrer N dergeschlagenheit hinreißen, warfen ihre Hüte zu Boden u traten darauf!

Als die Soldaten den Nil erblickten, waren sie nicht me in Reih und Glied zu halten. Wie die Tiere stürzten sie si in die Fluten. Ein Feld Wassermelonen, das sich am Ufer be fand, wurde im Handumdrehen wie von einem Heuschrecken schwarm bedeckt, und wenige Augenblicke später war kein Frucht mehr zu sehen. General Belliard, der eine Halbbri gade der Division Desaix befehligte, schildert in beredte Worten in seinem ungedruckten Tagebuche über den ägyp tischen Feldzug die lebhafte Freude, die die Soldaten emp fanden, als man des Nils ansichtig wurde!

Während seines Aufenthaltes in El-Ramanieh erfuhr Bo naparte, daß Murad mit einer beträchtlichen Reiterabtei lung bis nach Kobrakit marschiert sei, um den Franzosen den Weg nach Kairo zu verlegen.

Er ließ daher am 12. Juli seinen in El-Ramanieh anwesen den Truppen den Befehl erteilen, noch am Nachmittag de selben Tages aufzubrechen, um auf Miniet-Salameh zu mar schieren. Die Befehle des Obergenerals wurden am Abend ausgeführt. Bereits um 5 Uhr nachmittags kam dieser selbst in dem Dorfe Miniet-Salameh an, um die notwendigen Ver fügungen für den nächsten Tag zu treffen. Das Heer ver brachte hier die Nacht.

Schon am 5. Juli hatte Bonaparte dem Divisionschef Per rée befohlen, mit den Schiffen, die nicht mehr als vier bis fünf Fuß Tiefgang hatten, nach Rosette zu segeln und sich



Skizze der Umgebung des Nils mit Bemerkungen Napoleons auf Sankt Helena.

dem General Dugua zur Verfügung zu stellen, der Weisu… hatte, den Nil aufwärts zu marschieren. Ein Teil der Flott… war in El-Ramanieh eingetroffen und sollte beim Ang… auf Murad und seine Kanonenboote mitwirken.

Am nächsten Tage, den 13. früh 2 Uhr befahl Bonapar… den Angriff auf die feindliche Stellung bei Kobrakit. E… führte, da er fast über keine Reiterei verfügte, eine ne… Taktik ein und ließ Vierecke bilden. Die Mamelucken, etw… 3—4000 Mann zu Pferde, näherten sich bis auf Kanonen… schußweite, doch ließen sie sich klugerweise nicht auf eine… ernsthaften Zusammenstoß ein.

Bonaparte seinerseits konnte keinen Nutzen aus seine… großen Überlegenheit ziehen, da es ihm an Reiterei fehlt… Er ließ nur einige Kanonenschüsse abgeben, die aber wege… der außerordentlichen Beweglichkeit der Mamelucken gew… keinen zu großen Schaden in ihren Reihen angerichtet ha-ben. Berthier gibt zwar in seinem Bericht den feindliche… Verlust auf 300 Mann an, die Zahl ist aber offenbar über-trieben.

Auf dem Nil hingegen fand ein erbitterter Kampf zwi-schen den Schiffen Murad-Beis und den drei Kanonenbooten… einer Schebeke und einer Halbgaleere Perrées statt. Nach… Berthiers Bericht wurden eine Halbgaleere und ein Ka-nonenboot von den Feinden genommen aber von den Fran-zosen wieder zurückerobert. Bonaparte schrieb jedoch a… das Direktorium, daß alle drei Kanonenboote und die Halb-galeere von den Mamelucken genommen worden, aber wiede… zurückerobert worden seien. Für seine tüchtige Haltung an diesem Tage wurde der Divisionschef Perrée am 27. Juli zum Konteradmiral befördert.

Eine hübsche Schilderung des ersten Treffens mit den Ma-melucken gibt uns der Hauptmann Deponthon. Er schreibt in seinem unveröffentlichten Tagebuch: „Der Feind ließ un-ruhig schlafen. Sobald jedoch der Tag graute, sahen wir ihn

zu Pferd nach allen Richtungen hin sprengen. Er schien Vorbereitungen zu einem großen Kampfe treffen zu wollen. Die Zahl der Feinde vermehrte sich sichtlich. Sie ordneten sich auf einer einzigen Linie vor dem Dorfe Kobrakit, das sich rechts an den Fluß anlegte und sich links in der Ebene gegen uns ausbreitete.

Sie schienen ungefähr 12—15 000 Mann zu zählen, aber nur 3000 Mann waren beritten. Alle anderen waren Sklaven und Bauern. Einige davon hatten Flinten, andere waren nur mit Stöcken bewaffnet. Wir hingegen, wir griffen zu den Waffen, ohne unsere Stellung zu verlassen, denn wir hofften, sie wurden uns zuerst angreifen. Das wäre ein großer Vorteil für uns gewesen. Sie begnügten sich jedoch, einige Reiterabteilungen abzusenden, die um uns herumschwärmten und infolgedessen von einigen Kanonenkugeln bestrichen wurden.

Auf diese Weise verging die Zeit bis 8 Uhr morgens. Da traf unsere Flottille ein und begann den Kampf mit denen, die sich am Ufer des Flusses befanden. Als sie sich auf einem Punkt angegriffen sahen, vereinigten sie dort sofort fast alle ihre Kräfte. Da sie am Flußufer einige Geschütze besaßen, bohrten sie uns zwei Schiffe in den Grund.

Durch diesen kleinen Erfolg stolz gemacht, glaubten sie uns Furcht einfloßen zu können. Sie kamen uns jetzt so nahe wie nie zuvor, und zwar bewerkstelligten sie dies durch eine Bewegung auf ihrer linken Flanke, um uns zu umgehen. Sie waren jedoch sehr erstaunt, dort die Division des Generals Reynier anzutreffen, die sich auf unserer Rechten befand. Reyniers Kanonen lichteten bald ihre Reihen. Das gleiche Geschick ward ihnen auf unserem linken Flügel zuteil, der von der Division Bon gebildet wurde. Die Mitte verteidigten wir (die Division Desaix) selbst. Die Kanonade währte ungefähr eine Stunde lang. Darauf marschierten wir in guter Ordnung gegen die Feinde. Sie erwarteten uns aber nicht,

sondern ergriffen die Flucht, nachdem sie einige Geschütze am Ufer zurückgelassen hatten."

Noch am Abend des Gefechts bei Kobrakit setzten sich die Divisionen Desaix und Reynier und am nächsten Tage die übrigen auf Kabur in Bewegung. Am 14. Juli übernachtete das Heer in Kabur, am 15. in Kum-Scherik, am 16. in Alquam, am 17. in Abu-Nochabeh*) und am 18. in Wardan. Hier angekommen gönnte Bonaparte seinen Truppen nach den beschwerlichen Märschen von einer Woche den ersten Ruhetag! Im allgemeinen waren die Truppen sehr unzufrieden; es war doch ein Unterschied zwischen Ägypten und den Gefilden Italiens und Deutschlands, wo sie alle Annehmlichkeiten des Lebens, vor allem liebenswürdige Frauen gefunden hatten! Aber Bonaparte verstand immer wieder, ihren Mut von neuem zu beleben, indem er sie bei der Ehre angriff, wofür französische Soldaten von jeher empfänglich waren. Einst fragte ihn ein Soldat, ob er sie nach Indien führen wollte. Da antwortete er ihm: „Mit solchen Soldaten würde ich niemals eine derartiges Unternehmen wagen!"

Die Landung der Franzosen in Alexandria, ihre ersten Erfolge bei Kobrakit und vor allem ihr schneller Marsch auf die Hauptstadt hatte die Mamelucken und die ihnen ergebene Bevölkerung in Furcht und Schrecken versetzt. Man fing bereits an, an einem glücklichen Ausgang der eigenen Sache zu zweifeln. Murad und Ibrahim waren jedoch entschlossen, den fremden Eindringlingen vor ihrem Einmarsch in Kairo nochmals die Stirn zu bieten. Zu diesem Zwecke hatten sie alle ihre verfügbaren Truppen auf dem linken Nilufer bei Embabeh aufgestellt. Seid Abu-Bekr, Pascha von Ägypten, Ali, Pascha von Tripolis und Nassuf-Pascha waren ebenfalls im Lager der Mamelucken und deren Anhänger

*) Der damalige Eskadronschef Savary schrieb in seinem unveröffentlichten Tagebuche, daß der Obergeneral an diesem Tage in einen fürchterlichen Zorn gegen die Plünderer geraten sei.

Bonaparte befand sich mit seinem Generalstab auf dem Marsche nach Kairo meist bei den Divisionen Bon und Vial. Am 20. Juli brach er von Wardan auf und setzte sich auf Omm-Dinar in Marsch. Hier traf er am Abend ein und erhielt zum ersten Male sichere Angaben über die Absichten und die Stellung des Feindes, der auf 6000 Mann berittene Mamelucken und Araber geschätzt wurde.



Skizze zur Schlacht bei den Pyramiden

Der Obergeneral beschloß sofort den Vormarsch. Am 21. Juli früh 2 Uhr setzte sich sein Heer in Bewegung, voran die Division Desaix, die auch sonst die Vorhut bildete. Nach einem Marsch von nicht weniger als 12 Stunden kam man in die Nähe des Dorfes Embabeh, das nach europäischen Begriffen notdürftig in Verteidigungszustand gesetzt worden war.

Nachdem Bonaparte seinen Truppen etwas Ruhe gegönnt hatte, befahl er den Angriff. Desaix, und hinter diesem die Division Reynier, bildeten den rechten Flügel, Dugua (Division Kleber) und dahinter Vial (Division Menou) die Mitte. Bon mit seiner Division lehnte sich an den Nil und stellte

den linken Flügel dar. Der Obergeneral befand sich bei der Division Dugua. Wie bei Kobrakit hatten die Franzosen Vierecke gebildet und die Nichtkämpfer und das Gepäck in die Mitte genommen. An den Ecken und in den Bataillonszwischenräumen befanden sich die Geschütze.

Ehe sich aber die Divisionen in Marsch setzen konnten, wurden Desaix und Reynier von einem großen Teile des feindlichen Heeres angegriffen. Trotz der außerordentlichen Kühnheit und Tapferkeit der Mamelucken scheiterte der Angriff an dem undurchdringlichen Wall der französischen Bajonette. Während sich die Mamelucken zurückzogen, griffen Bon und Vial die Verschanzungen bei Embabeh an, die durch etwa 40 minderwertige Geschütze verteidigt wurden. In kurzer Zeit wurden die Verschanzungen genommen und ein großer Teil der Feinde in den Nil geworfen. 1500 Mamelucken sollen dabei den Tod gefunden haben.

Außer 40 Geschützen, zahlreichen Pferden mit kostbaren Geschirren und 400 Kamelen fiel eine große Beute in die Hände der Franzosen. Die Mamelucken hatten die Gewohnheit, alle ihre Schätze mit sich zu führen*).

Abends gegen 9 Uhr traf ein Teil des Heeres in Giseh ein, und das Hauptquartier wurde in dem Landhause Murad-Beis aufgeschlagen. Inzwischen war auch der Divisionschef Perrée mit der Flottille eingetroffen, die unterwegs öfteren Angriffen ausgesetzt gewesen war.

Ibrahim entfloh mit einem Teile der Mamelucken, der sich auf dem rechten Ufer des Nils befand und sich durch Schwimmen retten konnte, sowie mit dem Pascha von Ägypten nach Belbes. Murad aber entkam mit dem Rest der Mamelucken nach Oberägypten. Die Verluste der Franzosen sollen nach dem Bericht Berthiers nur 120 Verwun-

*) General Belliard erzählt, daß manche Soldaten 200—300 Louisdor erbeuteten; Marmont sagt sogar, daß einige Soldaten nach der Schlacht bis zu 30000 Franken in die Kasse ihres Regiments niederlegten. In ähnlicher Weise schrieb Bonaparte in seinem Bericht an das Direktorium.

dete und 20 Tote betragen haben. Der Oberwundarzt Larrey spricht aber von 260 Schwerverwundeten, was der Wahrheit gewiß näher kommt. Der feindliche Gesamtverlust wird auf 2000 Tote und Ertrunkene angegeben. Die Zahl ist aber vermutlich zu hoch gegriffen*).

Noch in der Nacht vom 21. zum 22. Juli überschritt ein Teil der Division Vial (Menou) den Nilarm bei Giseh und besetzte die Insel Buda, von wo aus die Hauptstadt Kairo leicht zu erreichen war, da der andere Nilarm nur sehr schmal ist.

Über die Schlacht bei den Pyramiden sind ebenso viele falsche Meinungen verbreitet wie über andere wichtige Ereignisse aus dem Leben Napoleons. Natürlich hat er vor allem selbst dazu beigetragen, die Angaben in seinem Interesse zu vergrößern oder zu verkleinern, wenn es galt, seinen Ruhm in besonders hellem Glanze leuchten zu lassen. Ich greife nur die wichtigsten Punkte, die Zahl der Mamelucken und die berühmte Ansprache, die er beim Anblick der Pyramiden gehalten haben soll, heraus.

Die Zahl der Feinde wurde in den Napoleon freundlich gesinnten Werken meist über die Maßen vergrößert. Thiers spricht von 24 000 Mann Fußvolk und 10 000 Reitern, Thibaudeau von 60 000 Mann, die „Campagnes d'Égypte et de Syrie" sogar von 20 000 Janitscharen, Arabern und Milizen von Kairo, 12 000 Mamelucken zu Pferd, die zu ihrer Bedienung 50 000 (!) Mann hatten, ferner noch von 8 000 Mann Beduinen zu Pferd, also zusammen 90 000 (!) Mann. Die Zahl der Mamelucken und Araber zu Pferd betrug in Wirklichkeit etwa 6 000 Mann, die der Diener der Mamelucken zu Fuß 10—12 000 Mann, diese aber hatten keinerlei Gefechtswert.

*) General Damas schrieb am 27. Juli an seinen Freund Kleber nach Alexandria, daß die Mamelucken, „ohne jegliche Übertreibung", 7—800 Mann verloren hätten. General Belliard in seinem Tagebuche schätzt die Zahl der feindlichen Verluste ebenfalls auf nur 1000 Mann.

Thiers und andere Geschichtsschreiber Napoleons erzählen, daß Bonaparte beim Anblick der Pyramiden seinen Soldaten begeistert zugerufen habe: „Bedenkt, daß von der Höhe dieser Pyramiden 40 Jahrhunderte auf euch herabschauen!“ Napoleon selbst in seinen Memoiren begnügte sich zu sagen: „Soldaten, 40 Jahrhunderte schauen auf euch herab!“ Blinde Bewunderer Napoleons haben die Ansprache, die der damalige General an seine Soldaten gehalten hatte, ihrer Phantasie entsprechend erweitert und ausgeschmückt.

Da die Divisionen vom frühen Morgen getrennt auf dem Marsche waren und keine eigentliche Schlachtordnung bildeten, da sie, so wie sie ankamen, sich in Vierecke bildeten und auf den Feind losmarschierten, ist nicht zu ersehen, zu welcher Zeit und zu welcher Division Bonaparte die Worte gesprochen haben sollte! Keine zeitgenössische ungedruckte Quelle erwähnt diese Rede.

In der „Voyage dans la Basse et la Haute Égypte“ von Vivant Denon findet sich die Bemerkung: „Sobald man die Feinde entdeckt hatte, stellte sich das Heer in Schlachtordnung. Als Bonaparte seine letzten Befehle gegeben hatte, sagte er, indem er auf die Pyramiden zeigte: ‚Geht, und bedenkt, daß von der Höhe dieser Denkmäler 40 Jahrhunderte uns beobachten‘.“ Aus dieser Quelle scheinen alle späteren Geschichtsschreiber geschöpft zu haben. Denons Werk ist sehr wichtig und wurde viel gelesen. Der Verfasser aber war nicht einmal Augenzeuge der Schlacht bei den Pyramiden, denn er befand sich um jene Zeit beim General Menou in Rosette! Man sieht daraus, wie so oft Geschichte geschrieben wird.

Bonaparte befand sich fast während des ganzen Tages bei der Division Dugua. Vielleicht hat er ermunternde Worte zu seinen Adjutanten oder denen, die in seiner Nähe waren, gesprochen. Nach den wenigen Quellen, die wir besitzen, zu urteilen, hat er aber an diesem Tage gar keine Ansprache an seine Soldaten gehalten!



Schlacht bei den Pyramiden.
Gezeichnet von Swebach, gestochen von Duquevauvilers.
(Sammlung Kircheisen.)

Der militärische Wert der Schlacht bei den Pyramiden war gering, geringer als der der meisten seiner Schlachten, denn Bonaparte verfügte über eine erdrückende Übermacht. Auch sonst waren die Umstände günstig für ihn. Bewunderungswürdig ist aber der schnelle Entschluß, sofort auf den Feind loszumarschieren und ihn zu schlagen, wo er sich ihm stellen würde. Äußerst anzuerkennen ist auch die Leistung der Truppen, die sich 12 Stunden auf dem Marsche befanden und dann ohne Rast gehalten zu haben mit dem Feinde in Berührung kamen.

Um so wichtiger war die politische Bedeutung des Sieges bei den Pyramiden. Kairo fiel in den Besitz der Franzosen, und somit wurden sie Besitzer des Landes. Die Herrschaft über Ägypten war nun für die Franzosen gesichert, wenigstens soweit innere Feinde in Betracht kamen.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

DIE SEESCHLACHT BEI ABUKIR

(1. und 2. August 1798)

Wenn das Direktorium auch aus den Meutereien, die auf den englischen Geschwadern im Jahre 1797 ausgebrochen waren, keinen unmittelbaren Nutzen zog und keine erneute Landung in Irland anordnete, auch kein Zusammentreffen mit der völlig zuchtlosen britischen Kanalflotte befahl, so benutzte es doch den günstigen Umstand, daß England bereits seit Ende 1796 das Mittelmeer geräumt hatte. Mit sechs Schlachtschiffen und einigen Fregatten hatte Brueys auf Befehl Bonapartes im Sommer 1797, von den Engländern ungehindert, die Jonischen Inseln besetzen können, die den Franzosen dann durch den Vertrag von Campoformido zugesprochen wurden. Als darauf der Feldzug nach Ägypten entschieden war, konnten im Frühjahr 1798 die Rüstungen in Toulon, Marseille, Genua, Civita Vecchia, Bastia und Ajaccio ihren Verlauf nehmen. Während Nelson, der krank und halb zum Krüppel geschossen war*), seiner völligen Wiedergenesung entgegensah, brachte Bonaparte mit rastlosem Eifer und eiserner Tatkraft seine Pläne für das orientalische Unternehmen zur Ausführung.

Das Direktorium, der General Bonaparte und die übrigen Eingeweihten bewahrten ihr Geheimnis so gut, daß die mei-

*) Bei der Belagerung von Calvi im Jahre 1794 bereits hatte er ein Auge verloren

sten höheren Offiziere des Landheeres oder der Flotte nichts von den wahren Absichten der Regierung erfuhren. Die britische Admiralität erhielt jedoch im Laufe des Frühjahrs 1798 Meldung, daß sich in den französischen Mittelmeerhäfen große Rüstungen vorbereiteten, die voraussichtlich gegen Irland gerichtet seien. Man hegte dennoch wegen des Zieles gewisse Zweifel. Sicherlich würde man zu einer Landung auf den britischen Inseln einen diesen näher gelegenen Hafen gewählt haben, zumal in den französischen Hafenplätzen eine große Anzahl von Transportfahrzeugen bereitlagen, die wegen allerlei damit verbundenen Gefahren eine lange Seereise um ganz Spanien herum kaum aushalten würden.

Da von Brest oder von einem anderen französischen Hafen der Atlantik aus Großbritannien keine Gefahr mehr drohte, die Meutereien auf der Kanalflotte völlig unterdrückt waren und auch die holländische Flotte für lange Zeit kampfunfähig gemacht worden war, beschloß die britische Admiralitat, die Herrschaft im Mittelländischen Meere wieder an sich zu reißen.

Am 2. Mai kündigte die Admiralität dem Lord Saint Vincent den Entschluß an, ein Geschwader nach dem Mittelmeer senden zu lassen. Gleichzeitig ließ sie ihn wissen, daß er durch acht weitere Schlachtschiffe unter dem Konteradmiral Sir Roger Curtis aus England verstärkt werden solle, damit seine eigenen Streitkräfte vor Cadiz nicht zu sehr geschwächt würden. In einem besonderen Schreiben des ersten Lords der Admiralität, des Earl of Spencer, wurde es Saint Vincent anheimgestellt, entweder seine ganze Flotte zu verwenden, oder nur einen Teil derselben nach dem Mittelmeer zu schicken. Das sollte möglichst unter Nelsons Führung geschehen, obgleich dieser durchaus nicht der rangälteste Offizier nach dem Oberbefehlshaber war. Das mißglückte Unternehmen nach Teneriffa hatte dem jungen Admiral also

nichts geschadet. Vielleicht gerade wegen seiner Unternehmungslust, wegen seiner vor nichts zurückschreckenden Tollkühnheit, ferner, weil der Herzog von Clarence, der Sohn Georges III., ihn begünstigte, war die Wahl Lord Spencers auf Nelson gefallen.

Nelson hatte England am 10. April 1798 verlassen und war am 30. vor Cadiz eingetroffen. Zwei Tage darauf, am 2. Mai, also am selben Tage, als die Admiralität Saint Vincent bestimmte Befehle zur Entsendung einer Flotte nach dem Mittelmeer übersandte, verließ Nelson mit dem „Vanguard", dem „Orion" und dem „Alexander", vier Fregatten und einer Korvette von neuem das Blockadegeschwader vor Cadiz. Er sollte sich vor Toulon begeben, um Einzelheiten über die französischen Rüstungen zu erfahren. Inzwischen langte der erwähnte Befehl der Admiralität vor Cadiz an.

Der alte Lord Saint Vincent war Nelson wohlgeneigt und bestimmte ihn zum Befehlshaber des Mittelmeergeschwaders. Anfangs wollte er ihn wieder zurückrufen, um ihm den Befehl über die ihm noch zugedachten Schiffe zu übertragen. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ihm: „Sie, nur Sie allein können den in Betracht kommenden bedeutenden Dienst ausführen." Als jedoch dringendere Depeschen aus England einliefen und er sah, daß größte Eile notwendig war, bestimmte Saint Vincent den Kapitän Troubridge dazu, Nelson die übrigen Schiffe zuzuführen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Gibraltar hatte sich Nelson in die Gewässer bei Toulon begeben. Es gelang ihm, am 17. Mai die französische Korvette „Le Pierre" zu kapern. Durch sie erfuhr er, daß in Toulon 13 Schlachtschiffe zum Auslaufen bereit seien. Er mußte sich aber bald von der Küste entfernen, denn während eines heftigen Sturmes am 19. und 20. Mai hatte er das Unglück, die Masten seines Flaggschiffes zu verlieren. Mit Hilfe des „Orion" und besonders des „Alexander" konnte er sich nach der kleinen Insel

San Pietro, an der Südküste von Sardinien, begeben, wo er am 23. ankam. Um das Unglück voll zu machen, hatte er während des Sturmes seine Fregatten und die Korvette verloren. Dieser Umstand sollte ihm später zum größten Nachteil gereichen, denn das Fehlen der leichten Fahrzeuge trug viel dazu bei, daß es ihm erst so spät gelang, die französische Flotte im Mittelländischen Meere ausfindig zu machen. Mit fieberhafter Tätigkeit vermochte er es, den „Vanguard“ in vier Tagen mit Notmasten versehen zu lassen. „Wäre der ‚Vanguard‘ in England gewesen,“ schrieb Nelson an seine Frau, „so hätte man nach einem solchen Vorfall einige Monate gebraucht, um ihn wieder seetüchtig zu machen. Hier aber sind meine Bewegungen nur vier Tage aufgehalten worden.“



Am 27. verließen die drei Schlachtschiffe San Pietro, um ihre Stellung in der Nähe von Toulon wieder einzunehmen und sich mit den Fregatten zu vereinigen. Diese standen unter der Führung des Kapitäns Hope. Er hatte geglaubt, daß Nelson mit seinem beschädigten Schiff nach Gibraltar oder einem englischen Arsenal gesegelt sei, um den Schaden auszubessern. Deshalb hatte er sich mit seinen Fahrzeugen nicht an dem Platz eingefunden, den ihm Nelson angegeben hatte, sondern war nach Gibraltar gesegelt.

Am 5. Juni stieß die kleine Brigg „La Mutine“, mit Kapitän Hardy an Bord, zu Nelson, die ihm in Zukunft die fehlenden Fregatten ersetzen sollte. Troubridge war am 24. Mai abends mit der für den Admiral bestimmten Verstärkung aus der Gegend von Cadix abgesegelt*). Am 1. Juni kam

*) Es waren 10 Schlachtschiffe von 74 Geschützen „Culloden“, „Minotaur“, „Theseus“, „Bellerophon“, „Majestic“, „Zealous“, „Swiftsure“, „Goliath“, „Defence“, „Audacious“ und ein Schlachtschiff von 50 Kanonen, der „Leander“

ihm die Insel Minorca in Sicht, und am 7. Juni vereinigte er sich im Golfe du Lion mit seinem Oberbefehlshaber.

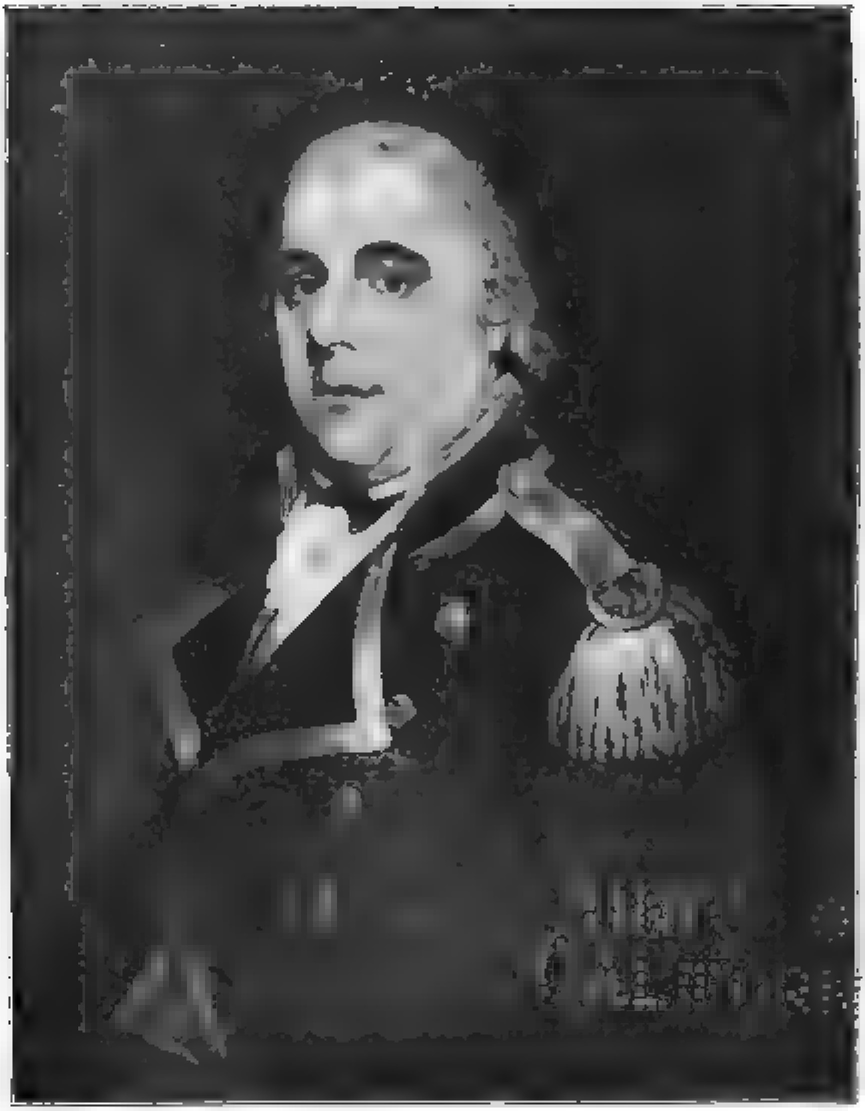
Obgleich die Besatzung des Geschwaders dank der Fürsorge Saint Vincents gut geschult und im Gebrauche der Segel und der Geschütze geübt war, so befanden sich doch viele Schiffe in schlechtem Zustande. Es fehlte auch an dem nötigen Schiffsmaterial, und man hatte nur ungenügende Vorräte an Masten, Mars- und Bramstengen, Rahen, Spieren, Takelwerk usw.

Das vereinigte Geschwader bestand jetzt aus 13 Linienschiffen von 74 Kanonen, einem Schlachtschiff von 50 Kanonen und der „Mutine" von 16 Geschützen.

Die Vorschriften, die Nelson erhalten hatte, waren bestimmt. Er sollte auf alle Fälle die feindliche Flotte vor Toulon suchen, ihr folgen und sie zerstören. Der Admiral war ganz der Mann, der ein so gewagtes Unternehmen ausführen konnte. Er war sich schon im voraus des Gelingens gewiß. An Saint Vincent schrieb er: „Sie können versichert sein, daß ich sie (die französische Flotte) sofort angreife, sobald ich ihrer ansichtig werde, ob sie nun vor Anker liegt oder sich unter Segel befindet." Und so begann die berühmte Jagd auf die französische Flotte. Fast zwei Monate später erst sollte sie im Meerbusen von Abukir ihr ruhmvolles Ende nehmen!

Bonaparte hatte, wie wir aus dem 11. Kapitel gesehen haben, am 19. Mai Toulon verlassen und war am 9. Juni vor Malta angekommen. Am 19. Juni verließ er die Insel wieder, steuerte südlich an Kandia vorbei und kam am 1. Juli vor Alexandria an, ohne daß ihn die Engländer bemerkt hatten.

In den für Nelson bestimmten Vorschriften Saint Vincents waren Neapel und Sizilien oder Gibraltar als mutmaßliche Ziele der französischen Expedition angegeben worden. Deshalb segelte Nelson, als er erfahren, daß die feindliche Flotte Toulon bereits verlassen hatte, an der Nordküste von Kor-



Kapitän Hardy.
(Nach einem Gemälde von L. F. Abbott.)

sika vorbei und die Westküste von Italien hinab. Am 14. Juni erhielt er in der Nähe Korsikas die Mitteilung, daß die französische Flotte am 4. Juni an der Südküste Siziliens vorbeigefahren sei. Jedenfalls glaubte er jetzt annehmen zu können, daß das Unternehmen nicht nach Gibraltar und dann nach Irland gerichtet, daß vielmehr Malta, als Operationsgrundlage für einen Einfall in Sizilien, das Ziel der französischen Flotte sei!

Troubridge war auf der „Mutine" nach Neapel vorausgesandt worden, um sich mit dem englischen Gesandten Sir William Hamilton zu verständigen und Nachrichten einzuziehen. Nelson erfuhr, daß die französische Flotte in Malta gelandet sei. Er eilte weiter nach Süden und passierte am 20. Juni die Meerenge von Messina. Am 22. traf die „Mutine" beim Kap Passaro ein Genueser Schiff, das Malta am vorhergehenden Tage verlassen hatte und mitten durch die französische Flotte gesegelt war. Es meldete, daß die Franzosen am 15. gelandet seien, aber am nächsten Tage die Insel wieder in der Richtung auf Sizilien verlassen hätten. Das Fehlen von Fregatten oder anderen leichten Schiffen machte sich jetzt für Nelson besonders fühlbar, denn er konnte die erhaltenen Auskünfte nicht nachprüfen oder selbst Schiffe zur Erkundung nach allen Seiten aussenden. Die Mitteilung des genuesischen Schiffes war nur zum Teil richtig, da das französische Geschwader erst am 19. Juni früh La Valetta verlassen hatte. Jedenfalls war Nelson in diesen Tagen seinem Ziele ziemlich nahe, denn vom 21. bis zum 25. waren die beiden Flotten nur etwa 60 Seemeilen voneinander entfernt.

In rasender Eile jagte Nelson weiter. Jetzt war es ihm klar, daß vermutlich Korfu oder Ägypten das Ziel der französischen Flotte sei. Sein leicht bewegliches Geschwader legte in diesen Tagen ungefähr die doppelte Strecke zurück als die französische Flotte, die durch die zahlreichen

Transportfahrzeuge in ihren Bewegungen stark gehemmt wurde. Am 28. Juni traf Nelson vor Alexandria ein. Er hatte die „Mutine“ bereits am Tage vorher abgesandt, um beim englischen Konsul Baldwin Erkundigungen einzuziehen. Als er die französische Flotte dort nicht vor Anker liegen sah, segelte er am nächsten Tage weiter, beschrieb einen großen Bogen nach Norden, bog in der Nähe des 35. Längengrades nach Westen und segelte dann südlich an der Insel Kandia vorüber. Zwischen Sizilien und Alexandria war das englische Geschwader nur drei Schiffen begegnet, die keinerlei Nachrichten über die Bewegungen der französischen Flotte geben konnten. Sonderbarerweise legte Nelson weder in Bairut, Zypern noch Rhodos an, obgleich die Expedition doch auch nach der Türkei bestimmt sein konnte. Er schlug



wieder die Richtung auf Sizilien ein. Vermutlich glaubte er, daß Sizilien oder Neapel das Ziel der französischen Flotte gewesen sei. Niedergeschlagen und hoffnungslos langte er am 19. Juli in Syrakus an.

Nelson beging entschieden einen großen Fehler, daß er sich nicht wenigstens einige Tage in Alexandria aufhielt, denn Alexandria war der einzige Hafen in Ägypten, wo eine große Flotte vor Anker gehen und ein bedeutendes Heer landen konnte. Aber er hatte richtig vermutet, daß Ägypten das Ziel der französischen Flotte sei! Er hätte sich überlegen müssen, daß er mit seiner viel beweglicheren Flotte bedeutend schneller segelte als die französischen Kriegsschiffe, die zahlreiche Transportschiffe geleiteten. Es konnte also wohl möglich sein, daß er sie überholt hatte. Aber sein ruheloser, nach Taten dürstender Geist ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe und verhinderte ihn, auch nur einige Tage

an einem Ort zu bleiben, in der Furcht, der Feind könne ihm entschlüpfen! Und wenn er nur zweimal 24 Stunden geblieben wäre, dann würde sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen sein, denn die französische Flotte traf am 1. Juli vor Alexandria ein*).

Nachdem Nelson am 19. Juli in Syrakus angekommen war, setzte er sich wieder mit Sir William Hamilton in Verbindung und schrieb ihm, daß seine Absicht, das feindliche Geschwader ausfindig zu machen, vorläufig ergebnislos verlaufen sei. Es hieß unter anderem in diesem, gleichfalls für Lady Hamilton bestimmten Brief: „Dank Ihrer Bemühungen sind wir (in Syrakus) mit Lebensmitteln und Wasser versorgt, und sicherlich muß uns der Sieg bleiben, da wir Wasser aus der Quelle der Arethusa geschöpft haben. Wir werden mit dem ersten frischen Wind absegeln, und Sie können überzeugt sein, daß ich entweder mit Lorbeeren gekrönt oder mit Zypressen bedeckt zurückkehren werde."

In einem anderen Briefe schrieb Nelson: „Es ist ein altes Sprichwort, daß die Kinder des Teufels auch des Teufels Glück haben. Außer einigen unbestimmten Vermutungen kann ich in diesem Augenblick nicht erfahren, wohin die französische Flotte gesegelt ist. Nachdem ich eine Strecke von 600 Seemeilen in dieser Jahreszeit mit unglaublicher Schnelligkeit gemacht habe, bin ich wieder hier, aber die Stellung des Feindes ist mir ebenso unbekannt als 27 Tage zuvor. Ich bedaure jeden Augenblick, daß mich die Fregatten verlassen haben. Wäre nur die eine Hälfte bei mir gewesen, so hätte es mir an Nachrichten nicht fehlen können." Er ließ seine stark ermüdeten Besatzungen einige Tage verschnaufen und verließ, nachdem er Wasser und Proviant eingenommen hatte, am 25. Juli wieder Syrakus.

Die Lage des jungen Admirals war durchaus nicht beneidenswert. Seit länger als 6 Wochen war er bereits unterwegs,

*) Die „Junon" war sogar schon am 29. vor Alexandria eingetroffen!

und trotzdem war es ihm bisher noch nicht gelungen, das feindliche Geschwader ausfindig zu machen. Er hatte nicht einmal in Erfahrung bringen konnen, wo es sich befand. Was konnte sich in der Zwischenzeit alles ereignet haben! Ein französisches Heer konnte sich bereits auf dem Wege nach Indien befinden, wenn wirklich Alexandria das nächste Ziel der französischen Flotte gewesen war! Was würde England zu Nelsons ergebnisloser Fahrt sagen? Er hatte genug Neider. Aber er verlor die Geduld nicht. Zunächst richtete er seinen Kurs auf das Kap Matapan in Morea und sandte Troubridge am 28. Juli in den Golf von Koroni, um Erkundungen einzuziehen. Troubridge erfuhr durch den Kapitän einer französischen Brigg, die er kaperte, daß man die feindliche Flotte vier Wochen südlich von Kandia habe vorbeisegeln und dann ihren Kurs nach Sudosten habe nehmen sehen. Jetzt war Nelson gewiß, daß nur Ägypten das Ziel der französischen Flotte gewesen sein konnte. Er steuerte daher südlich bei Kandia vorüber wieder auf Alexandria zu, fest entschlossen, keinen Augenblick mit dem Angriff auf die feindliche Flotte zu zaudern, sobald er deren ansichtig geworden sei.

Schon unterwegs waren die Offiziere und Mannschaften beständig im Gebrauch der Geschütze geübt worden, denn es befanden sich zahlreiche neue Matrosen und Seesoldaten auf dem Geschwader. Und wenn es die Gelegenheit gestattete, ließ Nelson seine Kapitäne auf sein Flaggschiff kommen, um mit ihnen alle Möglichkeiten im Falle eines Zusammenstoßes mit der französischen Flotte zu besprechen. Um zu jeder Zeit kampfbereit zu sein, hatte er seine Flotte in drei Divisionen eingeteilt, von denen die eine unter seinem direkten Befehle, die beiden anderen unter Leitung Troubridges und Sir James Saumarez' standen.

Als Brueys die Landtruppen bei Alexandria gelandet hatte, war die Hauptaufgabe der französischen Flotte erfüllt. Wenn Bonaparte auch tatsächlich der Oberbefehlshaber der



Admiral Nelson.

Gestochen von H. R. Cook nach einem Gemälde von Sir W. Beechy.

französischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser wie vordem blieb, so trug doch von jetzt ab der Admiral Brueys, der eigentliche Befehlshaber der Flotte, die moralische Verantwortlichkeit für das Geschwader.

Daß Nelson auf der Suche nach der französischen Flotte sei, erfuhr man sofort nach der Landung bei Alexandria. Da der englische Admiral die ägyptische Küste erst zwei Tage vor der Ankunft der Franzosen verlassen hatte, war anzunehmen, daß er, wenn er sie nicht wo anders fände, bald zurückkehren würde. Brueys mußte deshalb vor allem daran denken, nach Landung der Truppen und der Kriegsbedürfnisse die Flotte in Sicherheit zu bringen, beziehentlich sie so aufzustellen, daß sie mit Erfolg den feindlichen Angriff abweisen konnte!

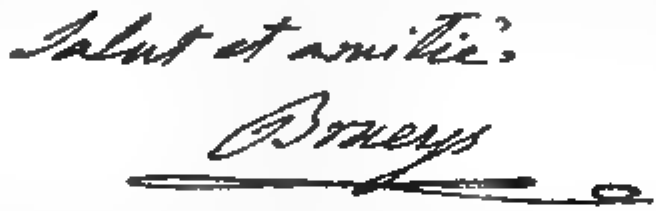
Andere Fragen mußten dabei zunächst in den Hintergrund treten. Die Flotte sollte nicht allein, im Falle des Mißlingens des Feldzugs im Inneren des Landes, das Heer wieder aufnehmen, um es nach Frankreich zurückzuführen, sondern sie sollte auch einem von der Regierung vorhergesehenen Nachschub an Mannschaften, Munition und anderen Kriegserfordernissen bei der Landung behilflich sein und beschützen*).

Sobald die Truppen gelandet waren, mußte zuerst die Frage der Möglichkeit eines Einlaufens der Flotte in den Hafen von Alexandria, der genügend Platz bot, erwogen werden. Der Hafen hatte viele Vorteile, leider aber keine tiefe und bequeme Einfahrt, und es mußten erst Sondierungen gemacht werden, ob dieselbe überhaupt tief genug sei. Diese Arbeit wurde sofort am 5. Juli von Bonaparte befoh-

*) Bonaparte hatte auch noch die Möglichkeit in Betracht gezogen, nach der Eroberung Ägyptens den Oberbefehl des Heeres einem seiner Untergenerale anzuvertrauen, um nach Frankreich zurückzukehren und im Herbst einen neuen Landungsversuch in England zu machen. Deshalb wollte er die Flotte Brueys' immer zu seiner Verfügung haben, die mit den in Brest zu vereinigenden Schiffen eine Streitkraft von über 50 Schlachtschiffen ergeben hatte.

len und schnellstens ausgeführt, führte jedoch zu keinem für Brueys befriedigenden Ergebnis. Wenigstens ließ sich der Admiral durch den Bericht des Fregattenkapitäns Barré, der eine Einfahrt für möglich hielt, nicht überzeugen. Er fürchtete mit Recht, daß seine Flotte leicht durch wenige feindliche Fahrzeuge blockiert werden könnte, die dann eine Tätigkeit des gesamten Geschwaders brachgelegt hätten.

Brueys war ein tapferer Soldat und besaß viele treffliche Eigenschaften, aber er war nicht der Mann des schnellen Entschlusses und entscheidenden Handelns. Er hätte es gern gesehen, wenn ihm die genauesten Befehle selbst bis in die kleinsten Einzelheiten von Bonaparte gegeben worden wären.



Bezeichnend für seine Unentschlossenheit ist, daß er, statt selbst zu entscheiden und zu handeln, einen Kriegsrat auf den „Orient" berief, um die Verantwortlichkeit nicht allein auf sich zu nehmen. Der Konteradmiral Blanquet du Chayla war der Ansicht, daß es besser sei, wenn die französische Flotte dem Gegner auf offenem Meere entgegenginge, während die Konteradmirale Villeneuve und Ganteaume lieber den Angriff Nelsons vor Anker liegend erwarten wollten. Da Brueys wenig Zutrauen zu seinen Mannschaften hatte, die nicht allein unvollzählig, sondern auch wenig im gleichzeitigen Bedienen der Geschütze und der Segel geübt waren, so entschied er sich, den feindlichen Angriff vor Anker zu erwarten. Diese Ansicht ist an sich durchaus nicht zu verwerfen, nur bot der Meerbusen von Abukir, den man dazu ausersehen hatte, keineswegs alle die Vorteile, die man von ihm erwartete.

Länger vor Alexandria liegen zu bleiben, erschien wegen

des ungünstigen, felsigen Bodens nicht angebracht; deshalb ließ Brueys am 6. Juli die Anker lichten und erreichte am Nachmittag des nächsten Tages die Bucht von Akubir. Ehe er unter Segel ging, schrieb er am 7. vom Bord des „Orient“ an Bonaparte: „Es ist 2 Uhr nach Mitternacht, und man bringt mir soeben Ihren Brief von gestern. Es lebe die Republik! Wie es mir scheint, geht alles wunderbar, und Sie erobern Ägypten mit Riesenschritten ... Sollten wir so glücklich sein und am Lande eine Stellung finden, die die beiden Flügel meiner Schlachtlinie genügend schützen könnte, so würde ich mich für unüberwindlich betrachten, wenigstens während des ganzen Sommers, ja sogar während des Herbstes. Dann würde ich um so zufriedener sein, als ich mich segelfertig machen könnte, wann ich wollte, um den Feind zu bekämpfen und mich überall hin zu begeben, wo ich Ihnen nützlich wäre. Wenn man aber statt dessen dennoch Mittel fände, die Flotte in den Hafen von Alexandria einfahren zu lassen, so würde ich schon von einem einzigen feindlichen Schiff eingeschlossen sein und untätiger Augenzeuge Ihres Ruhmes werden, ohne den geringsten Anteil daran nehmen zu können. Dann würde es mir allerdings scheinen, als wäre ich nur nach Alexandria gekommen, um dort unsere Schiffe untergehen zu sehen, während es doch mein größter Wunsch ist, Ihnen auf irgendeine Weise von Nutzen zu sein. Wie ich Ihnen bereits sagte, jeder Posten ist mir recht, vorausgesetzt daß Sie mich tätig verwenden.“

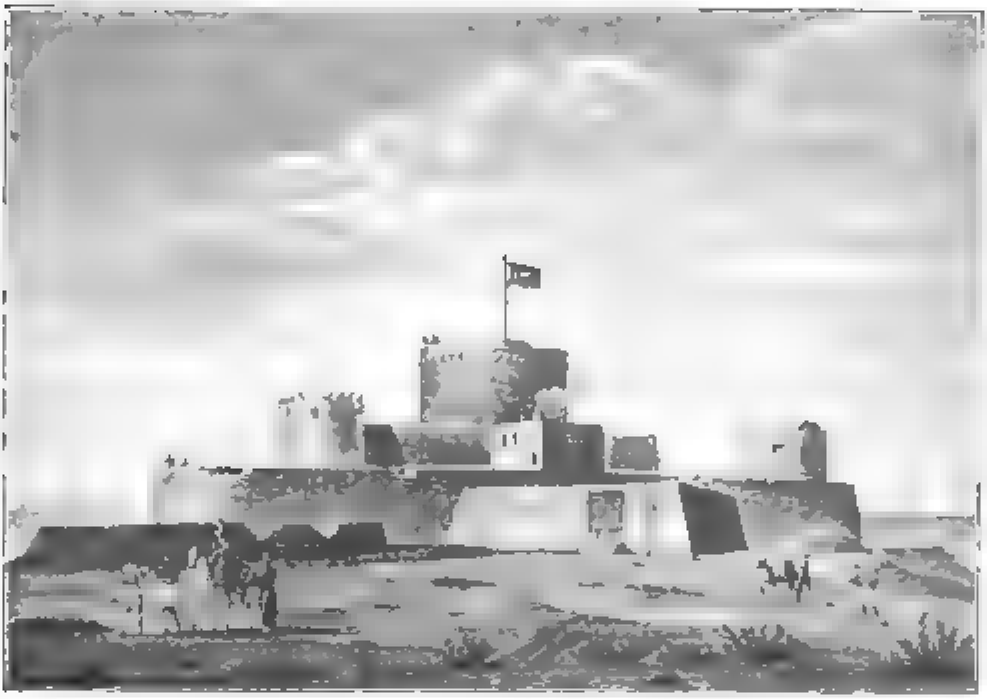
Die Bucht von Abukir bietet für eine Flotte nur einen mittelmäßigen Schutz gegen einen feindlichen Angriff von der Seeseite aus. Im Westen wird sie durch eine kleine, schmale Halbinsel begrenzt, die durch eine Kette von Sandbänken und Felsen im Meere bis zu einer kleinen Insel verlängert wird. Auf der äußersten Spitze der vorspringenden Halbinsel befand sich ein Fort, das durch eine Anzahl Geschütze verteidigt wurde.

Bonaparte hatte Brueys am 3. Juli eingehende Vorschriften über die Aufstellung der Flotte gesandt. Brueys sollte die Schiffe in den Hafen von Alexandria einlaufen lassen, oder, wenn dies nicht möglich sei, in der Bucht von Abukir vor Anker gehen, jedoch auch nur dann, wenn er sich gegen ein überlegenes Geschwader verteidigen könnte. Sollte sich aber weder das eine noch das andere ausführen lassen, so müsse, nachdem man den Rest der Geschütze ausgeladen habe, sich die Flotte nach Korfu zurückziehen. Letzterer Plan lag aber am allerwenigsten in Brueys' Absicht. Befürchtete doch der französische Admiral, unterwegs einem überlegenen englischen Geschwader zu begegnen!

So hatte Brueys den Entschluß gefaßt, wenigstens während des Sommers und des Herbstes in der Bucht von Abukir liegen zu bleiben. Die fortgesetzten Sondierungen im Hafen von Alexandria boten zwar Aussichten, auch Dreidecker hineinzubringen, aber der Admiral befürchtete, durch ein feindliches Geschwader am Auslaufen verhindert zu werden. Diese Besorgnis hatte ihre vollkommene Berechtigung, denn was hätte Bonaparte mit einer Flotte anfangen können, die durch wenige feindliche Kriegsschiffe blockiert werden konnte? Um aber die Schuld an dem Verlust der Schlacht von Abukir nicht Bonaparte zuzuschreiben, hat man den Admiral der Feigheit oder Schwäche beschuldigt.

In der Bai von Abukir angekommen, ließ Brueys die Stellung seiner Schlachtschiffe verbessern und sie möglichst nah an die Küste heranfahren, was aber Nelson doch nicht abhalten sollte, zwischen den verankerten Schiffen und der Küste hindurchzufahren! Am 20. Juli hatte man in der Ferne eine feindliche Fregatte, die „Terpsichore“, gesehen, die sich auf der Suche nach Nelsons Flotte befand. Sie konnte indes ebensogut die feindliche Vorhut sein. Dieser Umstand hätte Brueys bestimmen müssen, alles Mögliche zu tun, um seine Stellung so fest wie möglich zu gestalten und vor allem die

Spitze seiner Linie durch einige Fregatten zu verstärken, die zwischen dem „Guerrier“ und der Küste ankern konnten*). Bis auf die „Sérieuse“ befanden sie sich alle bei der Nachhut**). Der französische Admiral hätte sehr gut getan, eine oder zwei Fregatten auf dem Meere kreuzen zu lassen. Er würde früher von dem Herannahen der feindlichen



Das Fort von Abukir
(Nach einem zeitgenössischen Stich.)

Flotte benachrichtigt worden sein und hätte dann rechtzeitig Vorbereitungen zum Kampfe treffen können!

Dann wurden Maßnahmen getroffen, die Flotte mit Lebensmitteln und vor allem mit Wasser zu versorgen. Trotz der Nähe Rosettes war die Beschaffung der Lebensmittel

*) Der Admiral hatte auch zwei Mörser auf der kleinen Insel aufstellen lassen. Doch die Entfernung bis zur Spitze der französischen Flotte war so groß, daß weder diese beiden Mörser noch die Geschütze des Forts den Franzosen von Nutzen sein konnten.

**) Es waren die Fregatten „Arthémise“, „Diane“ und „Justice“. Ebenfalls am Schweife des Geschwaders befanden sich die drei Galeoten „Hercule“, „Oranger“ und „Portugaise“.

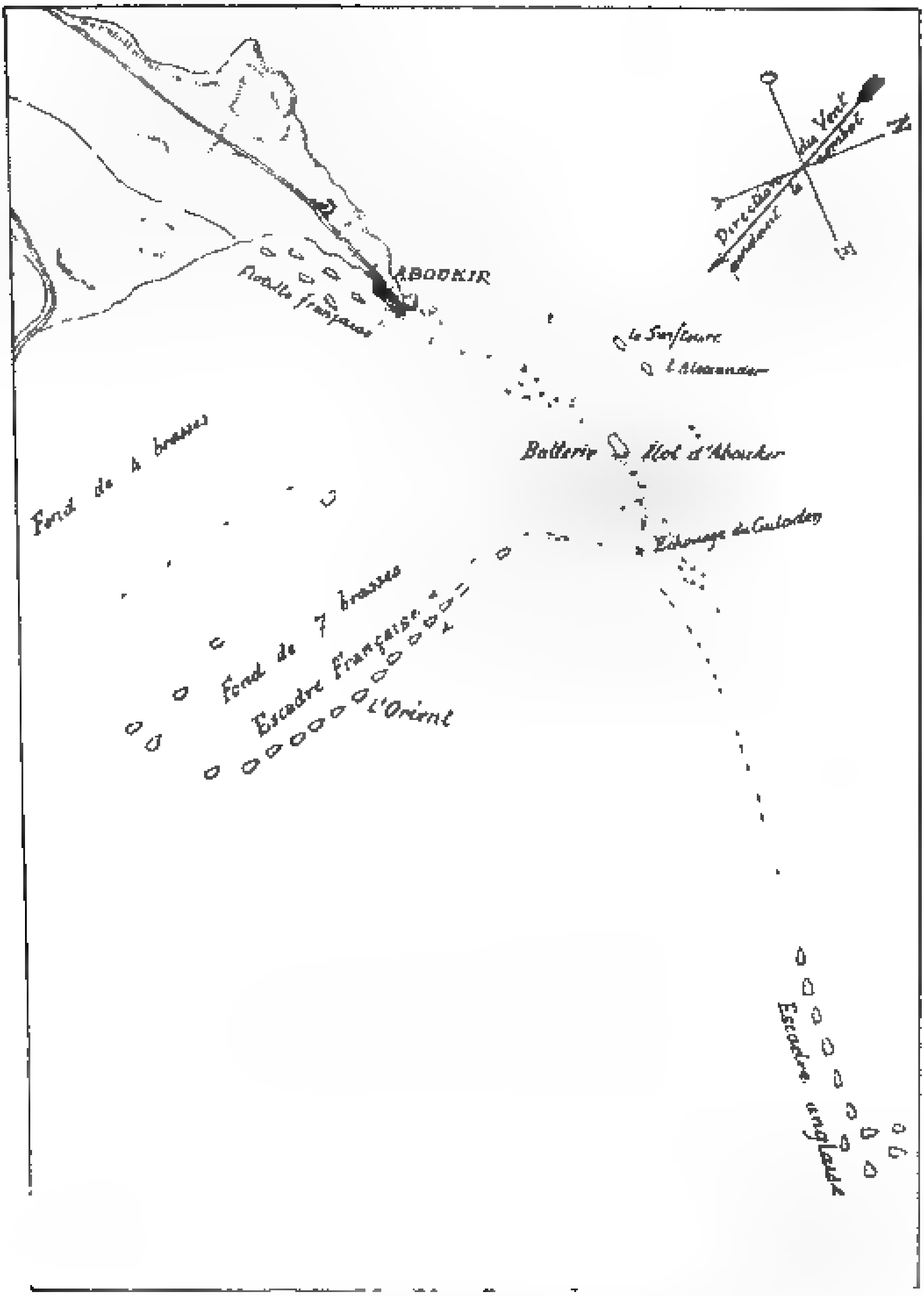
schwierig; auch hatte man die größte Mühe, in unmittelbarer Nähe der Küste gutes Wasser zu finden.

Die 13 französischen Linienschiffe waren etwa 4500 Meter vom Ufer in einer Entfernung von 150 Metern voneinander verankert. An der Spitze, beziehungsweise auf dem linken Flügel, befand sich der „Guerrier", gegen 2400 Meter von der kleinen Insel von Abukir entfernt. Es folgten der „Conquérant", der „Spartiate", der „Aquilon", der „Peuple-Souverain", der „Franklin", der „Orient", der „Tonnant", der „Heureux", der „Mercure", der „Guillaume Tell", der „Généreux" und der „Timoléon".

Die gesamte Flotte verfügte über 1182 Geschütze. Unter den Linienschiffen besaß das Admiralsschiff 120 Kanonen; drei Schiffe führten je 80, der Rest je 74 Geschütze. Drei der Fregatten waren mit je 40, eine mit 36 Kanonen versehen. Der tatsächliche Bestand der Mannschaften kann auf 8000 Mann angesetzt werden. Eigentlich hätte die Flotte 11 170 Offiziere und Mannschaften zählen müssen. Da Nelson über etwa 1000 Geschütze und 8000 Mann verfügte, waren die gegnerischen Streitkräfte fast gleich.*)

Am 1. August gegen zwei Uhr meldete man auf dem „Heureux" das Herannahen einer Flotte von 12 Schiffen. Bald folgten zwei weitere Fahrzeuge. Es war das schon lange gefürchtete Geschwader Nelsons, das von Westen her in der Nähe der Küste herankam! Eine Stunde darauf, gegen 3 Uhr, gab Brueys den Befehl „Klar zum Gefecht", und die Admiräle begaben sich an Bord des „Orient", um die Befehle des Oberbefehlshabers zu empfangen. Brueys, Villeneuve und Ganteaume waren für den Kampf mit verankerten Schiffen, Blanquet du Chayla vertrat, wie schon in einem früheren Kriegsrat, die Ansicht, den Angriff der Engländer mit aufgezogenen Ankern anzunehmen.

*) Vorausgesetzt, daß die am Lande befindlichen französischen Mannschaften ihre Schiffe rechtzeitig erreichen konnten, was aber nicht der Fall war.

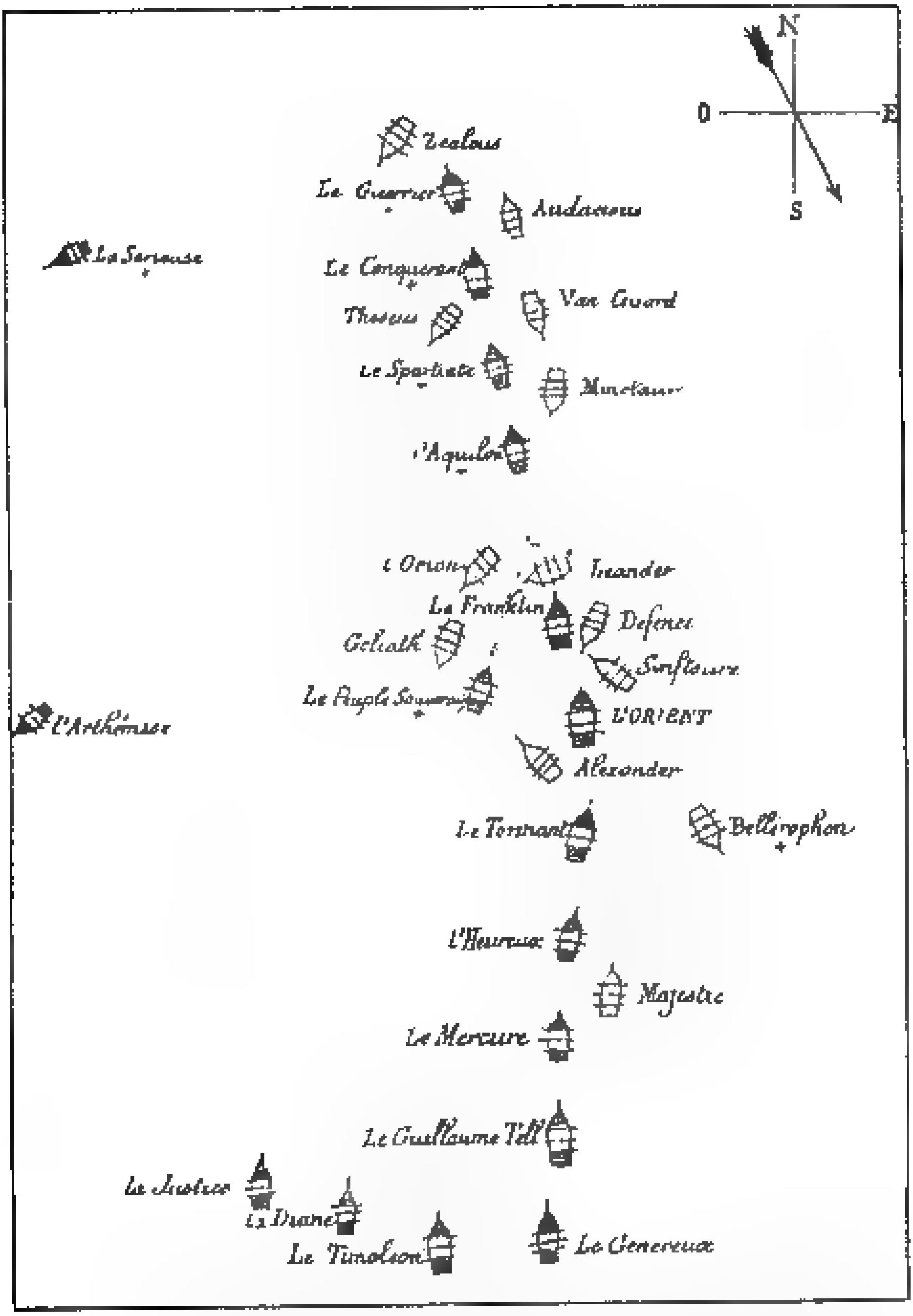


Skizze zur Seeschlacht von Abukir
(Nach dem Entwurf des französischen Seeoffiziers A. de Lachadenède.)

Als die feindliche Flotte in Sicht kam, befanden sich viele der Mannschaften am Lande, um Wasser zu holen, ein doppelt verhängnisvoller Umstand, denn die Besatzung der Schiffe war schon an sich unvollständig! Nur wenige befolgten die Signale, an Bord zu kommen, so daß die Geschütze nur unvollkommen bedient werden konnten.

Gegen 4 Uhr ließ Brueys auf seinem Flaggschiff das Signal aufhissen, daß man vor Anker liegend kämpfen würde, und erteilte darauf den Befehl, die Schiffe durch Ketten und Taue miteinander zu verbinden, damit keines aus der Linie gebracht werde. Dies konnte aus Mangel an Zeit jedoch nicht überall durchgeführt werden. Da er nicht vermutete, daß Nelson die innere Seite seiner Stellung angreifen könne, wurden alle im Wege stehenden Dinge auf diese Seite der Schiffe gebracht, um nicht während des Kampfes auf der anderen Seite zu sehr behindert zu werden. In seinem Innern hoffte der Oberbefehlshaber aber, daß der feindliche Admiral ihm wenigstens bis zum nächsten Tage Zeit lassen werde, damit er alle seine Vorbereitungen zum Kampfe treffen könne.

Aber Nelson, der tolle Feuerkopf, zögerte nicht eine Minute, um den so sehnsüchtig gesuchten Feind anzugreifen. Als er am 1. August vor Alexandria angekommen war, meldete der „Zealous" gegen dreiviertel drei Uhr nachmittags die feindliche Flotte, die in der Bucht von Abukir vor Anker lag. Bereits seit einigen Tagen war Nelson so aufgeregt, daß er fast nichts essen konnte. Jetzt aber ließ er das Mittagessen auftragen, und als er sich vom Tische erhob, sagte er zu seinen Offizieren: „Morgen um diese Zeit habe ich entweder einen Platz im Oberhaus oder in der Westminsterabtei." Inzwischen hatte er Befehl gegeben, sofort klar zum Gefecht zu machen, am Ufer entlang und an der Insel Abukir vorbeizufahren, um auf die linke Flanke der französischen Flotte loszusteuern und die feindliche Vorhut und das



Stellung der französischen und der englischen Flotte. 1. August, gegen 8½ Uhr abends.

(Nach der Skizze des Seeoffiziers A. de Lachadenède.)

Zentrum anzugreifen. Der „Zealous" unter Kapitän Hood hielt die Spitze, dann wurde er vom „Goliath" überholt. Um sich nicht der Gefahr auszusetzen, auf den Grund zu laufen, ließ Nelson erst einige andere Schiffe vorbeisegeln und folgte mit dem „Vanguard" als sechstes Schiff. Alle Bewegungen geschahen mit größter Genauigkeit und Schnelligkeit, doch ohne Eile und Überstürzung. Offiziere und Mannschaften trugen die Überzeugung der Überlegenheit und der Siegesgewißheit in sich.

Kapitän Foley mit dem „Goliath" befürchtete nicht, auf den Grund aufzulaufen, und segelte zwischen der Küste und der französischen Linie durch, um das erste feindliche Schiff, den „Guerrier", von der Innenseite aus anzugreifen. Die Anker hielten aber nicht, so daß er sich den „Conquérant" zum Gegner nahm, während der „Zealous" dem „Guerrier" gegenüber ankerte. Das Feuer des „Zealous" war so heftig, daß in weniger als einer Stunde sämtliche Masten des „Guerrier" abgeschossen wurden. Trotzdem ergab sich der Kapitän Trullet*) erst gegen neuneinhalb Uhr.

Darauf folgte der „Orion" auch auf der inneren französischen Linie und griff den „Peuple Souverain" an, beschoß aber gleichzeitig das daneben liegende sechste französische Schiff, den „Franklin".

Der „Peuple Souverain" erhielt im Laufe der Schlacht das Feuer von drei feindlichen Schiffen. Gegen 11 Uhr stellte er sein Feuer ein und wurde am nächsten Morgen um viereinhalb Uhr vom „Orion" besetzt. Mit größter Hartnäckigkeit widerstand auch der „Franklin", der die Flagge des Admirals Blanquet du Chayla trug, den Angriffen dreier feindlicher Schiffe. Um 8 Uhr wurde der Admiral und um neuneinhalb Uhr der Kapitän Gillet gefährlich verwundet; eine halbe Stunde vor Mitternacht strich der „Franklin" die Flagge.

*) Es ist Kapitän Trullet der Ältere; der „Timoléon" wurde vom Kapitän Trullet dem Jüngeren befehligt.

Dann trat der „Theseus“ in Tätigkeit, der gleichzeitig das zweite, dritte und vierte französische Schiff, den „Conquérant“, den „Spartiate“ und den „Aquilon“, ebenfalls von der Innenseite der französischen Stellung aus beschoß.

Als fünftes englisches Schiff steuerte der „Audacious“ zwischen dem „Guerrier“ und dem „Conquérant“ durch, nahm auch zwischen der Küste und dem französischen Geschwader Stellung und beschoß sogleich den „Conquérant“, der bereits das Feuer zweier englischer Schiffe aushalten mußte. Gegen siebeneinviertel Uhr wurde der Kapitän des „Conquérant“ schwer verwundet. Er übergab den Befehl seinem ersten Leutnant. Bis um 9 Uhr verteidigte sich das Schiff gegen seine drei Gegner und strich endlich vor dem „Audacious“ die Flagge.

Jetzt traten der „Vanguard“, der „Minotaur“ und die „Defence“ in den Kampf ein, doch nahmen diese drei Schiffe von außen Stellung. Der „Vanguard“ ankerte vor dem dritten französischen Schiff, dem „Spartiate“, der „Minotaur“ vor dem vierten französischen Schiff „Aquilon“, das schon mit dem „Theseus“ im Kampfe war, und die „Defence“ nahm sich den „Peuple Souverain“ zum Gegner, der bereits vom „Orion“ mit Kugeln bestrichen wurde.

Der „Spartiate“ hatte nur 500 Mann Besatzung, kämpfte aber trotzdem bis nach 11 Uhr, und ergab sich dann dem „Vanguard“. Der „Aquilon“ stellte sein Feuer bereits um neuneinhalb Uhr ein, nachdem sein Kapitän Thévenard gegen 8 Uhr durch eine Kanonenkugel getötet worden war. Darauf wurde das Schiff vom „Minotaur“ besetzt.

So sehen wir etwa eine halbe Stunde nach Eröffnung des Kampfes durch Nelson acht englische Schiffe mit fünf bis sechs französischen Linienschiffen im Kampfe liegen, die zwar dieselbe Anzahl an Geschützen hatten, aber sonst in jeder Hinsicht den Engländern unterlegen waren!

Das neunte englische Linienschiff, der „Bellerophon“,

nahm sich den „Orient“ zum Gegner, der ihm an Anzahl der Geschütze bei weitem überlegen war, und das zehnte englische Schiff, „Majestic“, ankerte vor dem „Mercure“, da es das achte und neunte französische Schiff verfehlt hatte. Der „Bellerophon“ wurde bald vom „Orient“ entmastet und mußte die Ankertaue durchhauen, um nicht in den Grund gebohrt zu werden. Der „Majestic“ hatte auch zuerst in der Nähe des französischen Admiralsschiffes Anker geworfen, sich dann aber weiter entfernt und den „Mercure“ zum Gegner genommen. Der „Tonnant“ wurde vom „Bellerophon“ mit beschossen, und der „Heureux“ erhielt seit etwa 8 Uhr das Feuer des „Majestic“. Die drei Schiffe der Nachhut, der „Guillaume Tell“, der „Généreux“, sowie der „Timoléon“ hatten keine Gegner.

Inzwischen war die Dunkelheit hereingebrochen. Der „Culloden“, der „Alexander“ und der „Swiftsure“ waren noch nicht auf dem Kampfplatz erschienen. Da es Nelson an Fregatten oder anderen leichten Schiffen fehlte, hatte er vor dem Eintreffen vor Alexandria den „Alexander“ und den „Swiftsure“ zum Erkunden ausgesandt. Diese beiden Schiffe waren aber zu sehr in Lee geraten und kamen jetzt erst heran. Der „Culloden“ unter Kapitan Troubridge war kurz vor 7 Uhr beim Umsegeln der Sandbank aufgelaufen und diente, da er trotz der Anstrengungen des „Leander“ und der „Mutine“ nicht vor 2 Uhr nachts frei gemacht werden konnte, als Leuchtturm für den „Alexander“, den „Swiftsure“ und den „Leander“. Diese drei Schiffe trafen gleichzeitig gegen 8 Uhr auf dem Kampfplatz ein, zu einer Stunde, wo es mit einigen englischen Schiffen nicht sehr günstig stand.

Der „Orient“ war dem „Bellerophon“ an Artillerie weit überlegen und schoß seinen Gegner fast zum Wrack. Deshalb ließ der Kapitän des „Bellerophon“ die Ankertaue kappen und zog sich nach bedeutenden Verlusten aus dem Gefecht zurück.

Inzwischen war der „Swiftsure“ herangekommen, der den „Orient“ von der Steuerbordseite angriff, während der „Alexander“ das französische Admiralsschiff vom Backbord aus beschoß. In geschickter Weise ging der „Leander“, der nur 50 Kanonen führte, quer vor dem „Franklin“ vor Anker, der bereits von der „Defence“ und dem „Orion“, sowie auch jetzt von dem „Swiftsure“ Feuer empfing.



Zeitgenössische Karikatur auf den Sieg Nelsons bei Abukir.

Gegen 7 Uhr wurde Brueys an der Hand und am Kopfe verwundet, doch achtete er dessen nicht viel. Eine halbe Stunde darauf ward ihm durch eine Kanonenkugel die linke Hüfte weggerissen. Aber auch jetzt wollte der tapfere Mann nicht das Kommando an den nächst höheren Offizier abgeben, um sich verbinden zu lassen! „Laßt mich auf der Brücke sterben“, rief er denen zu, die ihm helfen wollten, und einige Minuten später hauchte er als wackerer Soldat, der auf seinem Posten zu sterben wußte, seine Seele aus.

Gegen 9 Uhr brach auf dem „Orient“ Feuer aus, und die Engländer richteten besonders auf diesen Feuerherd ihre Artillerie, um die Verwirrung zu vermehren und ein Löschen unmoglich zu machen. Nach 10 Uhr flog das prachtvolle Admiralsschiff in die Luft. Bis zu dieser Stunde hatten sich bereits drei französische Schlachtschiffe den Engländern ergeben; auch die Fregatte „Sérieuse“ zählte nicht mehr, denn sie war in den Grund gebohrt worden. Bis Mitternacht strichen drei weitere Schiffe die Flagge, darunter, wie bereits erwähnt, der „Franklin“ von 80 Kanonen.

Der „Tonnant“, der zuerst nur vom „Bellerophon“ und dann vom „Alexander“ und „Swiftsure“ beschossen wurde, kämpfte bis früh einhalb 4 Uhr und ließ sich dann auf den Strand treiben. Er behielt den ganzen 2. August noch die Flagge. Die Verluste dieses Schiffes waren, obgleich es keinen direkten Gegner hatte, sehr beträchtlich und betrugen an 360 Tote und Verwundete. Da es an Booten fehlte, konnte die Mannschaft das Schiff nicht verbrennen, da sie sich dann nicht ans Ufer hätte retten können. Aber erst am 3. August übergab sich der „Tonnant“ zwei feindlichen Fahrzeugen.

Der „Heureux“ nahm nur geringen Anteil am Kampfe und hatte daher nur etwa 70 Tote und Verwundete. Gegen 3 Uhr früh stellte er sein Feuer ein, ließ sich ans Ufer treiben und ergab sich am nächsten Tage, als drei englische Schiffe Miene machten, ihn zu beschießen.

Der „Mercure“, der besonders vom „Majestic“ beschossen wurde, scheiterte nicht weit vom „Heureux“ und ergab sich den Engländern am nächsten Morgen.

Das letzte französische Schiff der Schlachtordnung nach, der „Timoléon“, lief am 2. August auf den Strand auf und wurde von den eigenen Leuten verbrannt, damit es nicht in die Hände der Engländer fiele.

Ein Viertel vor 6 Uhr hatte der Admiral Brueys Befehl gegeben, das Feuer zu eröffnen, sobald sich der Feind zeigen würde. Wenige Augenblicke darauf war der erste Kanonenschuß von französischer Seite aus gefallen. Es wurde auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten, doch die bessere Schulung der Engländer sowie ihre Übermacht trugen den Sieg davon. Wie wir gesehen haben, hatten nicht weniger als drei französischeSchiffe keine und zwei nur unmittelbare Gegner. Konnten diese Schiffe, auch wenn sie kein Signal empfangen hatten, nicht die Ankertaue zerhauen, um zu versuchen, an dem Kampfe teilzunehmen? Der „Majestic", der dem „Mercure" gegenüberstand, hätte mit Leichtigkeit von den drei dahinter und zwei davor ankernden französischen Schiffen vernichtet werden können! Obwohl behauptet worden ist, daß Brueys der Nachhut Befehle gegeben habe, die Anker zu heben, so muß doch daran gezweifelt werden, da wir keine sicheren Beweise dafür haben. Aber der Admiral Villeneuve, der die Nachhut befehligte, hätte selbst so viel Entschlossenheit zeigen müssen, um den Umständen gemäß zu handeln. Und diesem Admiral vertraute Napoleon 7 Jahre später den Oberbefehl über eine große Flotte an, die Nelson bekämpfen sollte! Sollte Napoleon so wenig Menschenkenntnis besessen haben, oder fehlte es so an geeigneten höheren Seeoffizieren, daß der Kriegsminister Decrès diesen Mann dem Kaiser empfahl?

Erst der nächste Tag ließ die schrecklichen Verluste übersehen, die die Franzosen erlitten hatten. Zwei Linienschiffe und zwei Fregatten waren verbrannt oder in den Grund gebohrt worden; sieben Schiffe befanden sich in den Händen der Engländer. Der „Tonnant" behielt, wie wir gesehen haben, den ganzen 2. August hindurch die Flagge. Der „Timoléon" hatte fast gar nicht an der Schlacht teilgenommen; dennoch befand sich das Schiff in einem traurigen Zustande. Sein Kapitän ließ es auf den Strand auflaufen, da es unmög-

lich war, es aus der Bai herauszubringen. Auch dieses Fahrzeug behielt seine Flagge während des ganzen Tages nach der Schlacht. Da der „Timoléon“ doch nicht mehr zu retten war, befahl der Kapitän Trullet der jüngere der Mannschaft das Schiff zu verlassen. Darauf steckte er es in Brand.

Der „Guillaume Tell“, mit dem Konteradmiral Villeneuve an Bord, und der „Généreux“ hatten am Kampfe fast nicht teilgenommen; Villeneuve besaß leider zu wenig Entschlossenheit, um aus eigener Kraft zu handeln.

Erst am nächsten Tage, den 2. August gegen 12 Uhr, gab er den übrigbleibenden Schiffen Befehl, die Ankertaue zu durchhauen und unter Segel zu gehen. Nur der „Généreux“ und die Fregatten „Diane“ und „Justice“ mit dem Konteradmiral Decrès an Bord folgten dem „Guillaume Tell“. Diese vier Fahrzeuge wurden kaum verfolgt; man schreibt diesen Umstand der Verwundung Nelsons zu. Dessen Kapitäne aber waren viel zu sehr mit ihren Schiffen beschäftigt, als daß sie auf eigene Verantwortung hin gehandelt hätten.

Nach einer sehr stürmischen Fahrt kam Villeneuve am 28. August in Malta an. Auf seiner Reise hatte er in der Nacht vom 17. zum 18. August den „Généreux“ verloren. Dieses Schiff traf am 18. August auf dem Wege nach Korfu auf der Höhe von Kandia den „Leander“ von 50 Kanonen. Nach einem heftigen Kampfe bemächtigte sich der „Généreux“ des ihm an Geschützen unterlegenen Gegners und führte den „Leander“ als gute Prise mit nach Korfu.

Ein Wort noch über die Fregatten und anderen kleineren Fahrzeuge der französischen Flotte. Die Fregatte „Sérieuse“ hatte am Nachmittag des Schlachttages 150 Mann an den „Tonnant“ abgeben müssen und war dadurch auf die Hälfte ihrer Bemannung herabgesetzt worden. Ehe der „Orion“ den „Peuple Souverain“ angriff, wollte er die Fregatte zerstören, da sie ihm im Wege war. Nach einem heftigen



Admiral Villeneuve.
Gemälde von Vertler.
(Nach einer Photographie aus der Sammlung P. Lalond.)

einstundigen Kampfe auf Pistolenschußweite wurde die Fregatte in den Grund gebohrt, doch ragte der obere Teil des Schiffes wegen der Untiefe noch aus dem Wasser heraus. Erst am nächsten Tage früh 3 Uhr ergab sich der Rest der Besatzung den Engländern.

Auch die „Artémise" hatte beim Beginn des Kampfes einen großen Teil ihrer Besatzungsmannschaft abgeben müssen und nahm kaum am Kampfe teil. Sie geriet auf den Strand und wurde am nächsten Tage von ihrem Kapitän, der sich mit der Besatzung ans Ufer flüchtete, verbrannt.

Die anderen kleineren Fahrzeuge konnten sich unter dem Schutze des Forts von Abukir nach Alexandria retten.

An Mannschaften hatte die französische Flotte ungefähr 1700 Tote und Ertrunkene und 1500 Verwundete, sowie mehr als 3000 Gefangene verloren*). Nach einigen Tagen entließ Nelson die Gefangenen bis auf 200 Mann, da er sie nicht ernähren konnte. Nach dem Bericht des Fregattenkapitäns Barré betrug der englische Verlust nur 900 Mann, darunter 700 Verwundete.

Nelson war in der Schlacht durch einen Schuß am Kopfe verwundet worden. Man hielt die Wunde anfangs für tödlich, aber es handelte sich nur um eine leichte Verletzung. Sie verhinderte jedenfalls den englischen Admiral, alle Maßnahmen anzuordnen, um die Niederlage der französischen Flotte in eine völlige Vernichtung zu verwandeln.

Engländer und Franzosen hatten in dieser Schlacht wie Helden gefochten, und es ist schwierig zu sagen, ob die Angreifer oder die Angegriffenen größere Tapferkeit und Ausdauer bewiesen haben. Viele französische höhere Offiziere starben mit bewunderungswürdiger Ruhe auf ihren Posten, vor allem der Admiral Brueys und die Kapitäne Casabianca, Thévenard der jüngere, Du Petit-Thouars und Peyret.

*) In dieser Zahl sind 1000 Verwundete mit einbegriffen.

Am 5. August segelte der „Leander" mit Briefen von Abukir nach Europa ab. Das Schiff wurde jedoch unterwegs vom „Généreux" genommen. Glücklicherweise hatte Nelson wenige Tage später, am 13. August, auch die „Mutine" nach Neapel gesandt. Von hier aus gelangten die ersten Nachrichten über den glänzenden Sieg nach Europa. Der Kapitän der „Mutine", Martin, reiste dann auf dem Landwege über Wien nach England und kam erst am 2. Oktober, also zwei volle Monate nach der Schlacht, in London an.

Der Sieg von Abukir war der wichtigste und vollständigste, den die Engländer seit 1793, vielleicht seit jeher, erfochten hatten. Die Folgen waren weittragend und verhängnisvoll, im besonderen für das französische Heer in Ägypten und im allgemeinen für die Lage der französischen Republik den anderen Mächten gegenüber. Allerdings vermochte Bonaparte durch sein großes Genie die Folgen fur sein Heer so viel wie möglich zu mildern.

Kommen wir jetzt mit einigen Worten auf die Streitfrage zu sprechen: Wer verschuldete es, daß die französische Flotte in der Bai von Abukir blieb und nicht nach Korfu ging, wo sie Schutz gefunden hätte?

Am 3. Juli befahl Bonaparte von Alexandria aus dem Admiral Brueys, die Flotte in den alten Hafen einlaufen zu lassen. Wegen der Aufstellung der Flotte hatte der General auch mündlich am 3. oder 4. Juli mit Brueys gesprochen. Drei Wochen später schrieb er am 27. Juli aus Kairo, er habe erfahren, daß nun endlich eine Einfahrtsstelle gefunden worden sei, und er vermute, daß sich die Flotte im alten Hafen in Sicherheit befinde. In diesem Briefe findet sich kein Wort mehr von der Zulassigkeit einer Aufstellung in der Bai von Abukir wie im Briefe vom 3. Juli. Am 30. Juli flog ein dritter Brief aus Kairo zu Brueys, in dem der Obergeneral ebenfalls die Überzeugung aussprach, daß er annehme, Brueys

sei entweder in den alten Hafen von Alexandria eingelaufen oder habe den Weg nach Korfu genommen*).

Aus diesen Briefen, besonders aber aus dem letzten, sieht man, daß Bonaparte zwar eine Vorliebe für Alexandria hatte, es aber am liebsten gesehen hätte, wenn Brueys nach Korfu gesegelt wäre, im Fall er keine geeignete Einfahrt in Alexandria gefunden haben würde. Unglücklicherweise kam dieser letzte Brief, der den förmlichen Befehl enthielt, nach Korfu zu gehen, bei Brueys nicht an. Der Adjutant Bonapartes, Jullien, war unterwegs ermordet worden; wäre er aber auch angekommen, so würde es doch zu spät gewesen sein, denn bereits am 1. August erschien die englische Flotte, und vor dem 5. August konnte der Adjutant nicht in Abukir eintreffen!

Bonaparte hatte, soweit er die Sachlage aus der Ferne überschauen konnte, gehandelt, wie ein umsichtiger Feldherr nur handeln konnte. Am 27. hatte er Brueys geschrieben, er würde ihm noch genaue Anordnungen zukommen lassen, sobald er Nachrichten von diesem erhalten habe. Das hat er auch drei Tage später, am 30., getan, sofort als der Brief vom Admiral vom 26. Juli eintraf**).

Dieser Brief kennzeichnet den Admiral Brueys. Er gibt darin zu, daß die Bai nicht geeignet sei, einem überlegenen Feind standzuhalten. Als Seemann, überhaupt als entschlossener Offizier, hätte er, ohne erst von Bonaparte noch besondere Befehle erhalten zu haben, sofort die Bai verlassen müssen, um Korfu zu erreichen! Brueys tat aber

---

*) Ich übergehe den Brief Bonapartes an das Direktorium, vom 19. August, worin der Obergeneral behauptet, Brueys den formellen Befehl gegeben zu haben, nach Korfu zu segeln. Der Brief wurde erst nach dem Unglück von Abukir geschrieben und besitzt keinerlei dokumentarischen Wert.

**) La Jonquière vermutet mit Recht, daß in dem Briefe Bonapartes vom 30. Juli ein Versehen unterlaufen ist. Der Obergeneral bestätigt die Briefe vom 25. Messidor bis zum 8. Thermidor. Der 8. Thermidor ist aber der 26. Juli, und bis zum 30. Juli konnte der Bote von Brueys nicht nach Kairo gelangt sein. Richtiger müßte man 3. statt 8. Thermidor lesen.

nichts dergleichen; mildernd allerdings wirkt der Umstand daß er in jenen Tagen leidend war. Er blieb, und da ereilte ihn das Geschick! Wenn er einen Fehler begangen hatte, so büßte er ihn als tapferer Mann, denn er starb als Held.

Mit der größten Begeisterung nahm man von der siegreichen Seeschlacht bei Abukir in London und den mit England verbündeten oder befreundeten Ländern Kenntnis. Admiral Nelson wurde zum Baron vom Nil ernannt und erhielt eine Pension von 2000 Pfund Sterling auf Lebenszeit. Es wurde ihm aber kein höherer Rang erteilt, obgleich er ihn mehr wie jeder andere verdient hätte. Der Sultan, der Zar, die Könige von Neapel und Sardinien überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen, und die Lords Howe, Hood und Saint Vincent, die bedeutendsten Admirale jener Zeit, schrieben ihm die schmeichelhaftesten Briefe.

Drei der Fregatten, die Nelson auf der Suche nach der französischen Flotte so sehr vermißt hatte, trafen einige Tage nach der Schlacht bei ihm ein. Die vierte brachte ihm am 15. August Briefe von Lord Saint Vincent und den Befehl, mit einigen Schiffen nach Neapel zu segeln, die übrigen aber nach Gibraltar zu senden.

Drei der genommenen französischen Schiffe, die besonders gelitten hatten, ließ der Admiral verbrennen. Kapitän Hood mußte mit den drei Linienschiffen „Zealous", „Swiftsure" und „Goliath" und den drei Fregatten „Alcmene", „Emerald" und „Sea Horse" die Blockade von Alexandria aufnehmen und die Küste von Ägypten überwachen, um den Franzosen die Küstenfahrt zu erschweren und die Annäherung von französischen oder mit ihnen befreundeten Schiffen zu verhindern.

Die Engländer hatten selbst genug gelitten und zu viel mit ihren Prisen zu tun, als daß sie versuchen konnten, sogleich etwas gegen Alexandria oder Abukir zu unternehmen.

Bonaparte hatte auch schnellstens geeignete Maßnahmen zum Schutze der Küste getroffen und die Generale Marmont und Dommartin mit Verstärkungen dahin gesandt. Am 29. erschien der Konteradmiral Marquis von Niza vor Alexandria, der mit einem Geschwader ins Mittelländische Meer gefahren war, um die Bestrebungen der Verbündeten gegen die Franzosen zu unterstutzen. Hood benutzte die Gelegenheit, eine Demonstration vor dem Hafen zu machen. Niza wollte sich aber zu weiteren Schritten nicht entschließen. Im Laufe der nächsten Zeit, besonders vom 24. bis 27. Oktober, versuchten die Engländer auf der Halbinsel von Abukir zu landen, aber ihre Versuche wurden immer wieder vereitelt.



Am 14. August sandte Nelson den Kapitän Sir James Saumarez mit den Linienschiffen „Orion", „Theseus", „Minotaur", „Audacious", „Defence", „Majestic" und „Bellerophon", sowie den erbeuteten französischen Linienschiffen „Le Peuple Souverain", „Le Conquérant", „Le Spartiate", „L'Aquilon", „Le Franklin" und „Le Tonnant" nach Gibraltar. Von dort aus sollte er an einem Unternehmen gegen die Insel Minorca teilnehmen.

Nelson selbst segelte mit dem „Vanguard", dem „Culloden" und dem „Alexander" am 19. August nach Neapel. Da seine Schiffe sehr beschädigt waren und schlecht segelten, kam er erst am 22. September im Hafen von Neapel an.

Auf der Fahrt von Abukir hatte er den portugiesischen Konteradmiral Marquis von Niza getroffen. Der portu-

giesische Admiral hatte sich aber geweigert, Hood in die Blockade Alexandrias zu unterstützen und willigte nur ein die Blockade La Valettas zu übernehmen, bis die Engländer in der Lage seien, ihn abzulösen. Am 19. September erschien er mit vier Schlachtschiffen und zwei Fregatten vor Malta und am 24. September kam auch Sir James Saumarez mit sieben englischen und sechs genommenen französischen Schlachtschiffen vor La Valetta an.

In Malta befehligte der Divisionsgeneral Vaubois etwa 5000 Mann, worunter sich aber einige hundert Kranke befanden. Als Zivilbeamten hatte Bonaparte vor seiner Abreise aus Malta Regnaud de Saint-Jean d'Angely bestimmt. Er verstand es aber weder sich mit Vaubois noch mit der Bevölkerung in gutes Einvernehmen zu setzen. Am 2. September brach eine Empörung auf der Insel aus, die später von den Engländern und Portugiesen natürlich nach Kräften unterstützt wurde. Anstatt seine Kräfte zu zersplittern, gab Vaubois lieber das flache Land preis und zog sich in die Festung und in die Forts zurück.

Am 27. September wurde er von dem portugiesischen Admiral und dem englischen Kommodore zur Übergabe aufgefordert. Am 24. Oktober erschien auch Nelson für kurze Zeit von Neapel aus vor La Valetta. Seine Aufforderung zur Übergabe am nächsten Tage hatte ebensowenig Erfolg. Vaubois hielt sich äußerst tapfer bis zum 4. September 1800. Man sieht aus dieser langen Verteidigung, daß Malta von den Malteserrittern wenigstens ebenso lange hätte gehalten werden können, wenn sie gewollt hätten, denn sie verfügten nicht allein über mehr Soldaten, sondern auch über andere Hilfsmittel als Vaubois, zumal sie die Bevölkerung der Insel hinter sich hatten!

Den Oberbefehl über die sämtlichen englischen Geschwader im Mittelländischen Meere führte nach wie vor Admiral Saint Vincent. Ein Teil seiner Flotte nahm am 15. Novem-

ber 1798 Minorca. Der Befehl über die Flotte, die Cadix blockiert hielt, lag in den Händen Lord Keiths, während Nelson im westlichen Mittelmeere befehligte. Er sollte auch die Bestrebungen der türkisch-russischen Flotte begunstigen, die im Herbst des Jahres 1798 gegen die Jonischen Inseln gerichtet waren*). Sir Sidney Smith löste den Kapitän Hood, oder vielmehr seinen Nachfolger Troubridge, an der



Küste von Ägypten ab und unterstützte im folgenden Jahre die Türken, als Bonaparte nach Syrien marschierte.

Ende des Jahres 1798 war das Mittelmeer vollständig in den Händen der Engländer und deren Verbündeten. Die beiden aus Abukir entronnenen französischen Linienschiffe, der „Généreux“ und der „Guillaume Tell“, die nach Korfu und nach Malta entkommen waren, fielen nach dem Falle der beiden Plätze in die Hände der Verbündeten.

*) Vergl. das erste Kapitel des nächsten Bandes.

SECHZEHNTES KAPITEL

BESITZNAHME VON KAIRO. — GEFECHT BEI ES-SALIHIJEH. — UNTERWERFUNG UNTERÄGYPTENS. — FESTE. — BESUCH DER PYRAMIDEN. — AUFSTAND IN KAIRO. — BETRACHTUNGEN

(Juli bis Dezember 1798)

Am Abend des 22. und im Laufe des 23. Juli nahmen die Franzosen von Kairo Besitz. Da die Bevölkerung sah, daß die Sieger keine Ausschreitungen begingen, Nahrungsmittel und Waren bezahlten, und die Soldaten ohne Waffen in den Straßen herumliefen, zeigten sie den neuen Herren gegenüber Vertrauen und öffneten ihre Läden wieder.

Bonaparte war am 22. und 23. in Giseh geblieben und hielt am Nachmittag des 24. seinen Einzug in die ägyptische Hauptstadt. Die wichtigsten Beamten und angesehensten Einwohner der Stadt kamen herbei, um ihn zu begrüßen. Der Obergeneral schlug sein Hauptquartier in einem Hause auf der Saketstraße beim Esbekïehplatze auf. Dieser Platz war der schönste von Kairo und von Gärten und Maisfeldern umgeben. Der Palast, den Bonaparte zum Aufenthalt wählte, gehörte Mohammed-Bei-el-Elfi und war erst vor einem Jahre beendet worden.

Die Franzosen hatten fast spielend von Unterägypten Besitz ergriffen. Da sie nun Herren der wichtigsten Häfen des Landes, Alexandrias und Rosettes, und der Hauptstadt



Der Esbekîehplatz in Kairo.
Gezeichnet von P Gaetano, gestochen von Fauchery.
(Sammlung Kircheisen.)

ren, mußten ihnen auch bald die anderen Städte und ovinzen des Nildeltas zufallen, zumal es keinen ernsthen Feind mehr zu bekämpfen gab.

Die Straße nach Suez, dem wichtigsten Hafen Ägyptens n Roten Meere, stand dem Heere jetzt nahezu offen. Die otte mußte inzwischen im alten Hafen von Abukir eingelaufen sein oder sich auf dem Wege nach Korfu befinden. e konnte vielleicht noch in diesem Jahre ein zweites Heer ach Ägypten überführen, so daß nichts im Wege gestanen hätte, im nächsten Jahre mit einer Armee von 30 000 Iann und einem stattlichen Hilfskorps von inzwischen eineschulten Eingeborenen nach Indien aufzubrechen, um em britischen Weltreiche dort eine klaffende Wunde beiubringen.

Vorher galt es aber, das eroberte Gebiet zu organisieren, lie Verbindung mit der Küste zu sichern und Damiette und lie verschiedenen Provinzen des Deltas durch Untergenerale besetzen zu lassen. Der Obergeneral selbst wollte sich dann aufmachen, um die Trümmer des Mameluckenheeres unter Murad-Bei aufzusuchen. Dieser war nach Oberägypten geflohen, um neue Truppen zu sammeln.

Mit gewohnter Umsicht, rastlosem Fleiß und klarem Blick machte sich Bonaparte sofort an die zahllosen Aufgaben, die zu erledigen waren.

Er verbot den Soldaten das Plündern aufs strengste, befahl, das Haus des entflohenen türkischen Paschas besonders zu schonen, und ließ eine Wache davor aufstellen. Er bestätigte die gegenwärtigen Inhaber von beweglicher und fester Habe in ihrem Besitze. Nur die Güter der Mamelucken wurden eingezogen; da man sie aber nicht sofort verkaufen konnte, schrieb der Obergeneral am 30. Juli eine Kriegssteuer aus, um sich das so notwendige Bargeld zu verschaffen. Die Erhebung des Miri wurde beibehalten. Zum Generalintendanten ernannte Bonaparte am 30. Juli Girgees-el-

Ghuary. Die Untereinnehmer waren meist Kopten. Der Obergeneral erklärte den Scheiks, Ulemas, Imams und Agas, daß er mit friedlichen Absichten in ihr Land gekommen und ein Freund der Pforte sei. Er nahm sie wohlwollend auf, sprach gern mit ihnen und erkundigte sich nach den Bedürfnissen und Sitten des Landes. Er sprach sogar davon, daß er und sein Heer zum Islam übertreten wollten. Uberhaupt tat er alles, um die Bewohner Kairos zu beruhigen, und begünstigte in jeder Weise die Ausübung ihres Gottesdienstes.

Durch Beschluß vom 25. Juli setzte der Obergeneral einen Diwan von neun Mitgliedern in Kairo ein, dem die Verwaltung der Stadt und der unmittelbaren Umgebung übertragen wurde. An der Spitze des Diwans stand Abdallah El-Kerkaui; Monge und Berthollet hatten die Verhandlungen des Diwans als französische Zivilkommissare zu überwachen.

Zwei Tage später befahl Bonaparte auch die Errichtung anderer Diwane von je sieben Mitgliedern, denen die Verwaltung der verschiedenen Provinzen von Agypten anvertraut wurde.

Um sich in Besitz der dritten Kustenstadt, Damiette, zu setzen, befahl der Obergeneral am 27. Juli dem General Vial, der die Division Menou befehligte, das Kommando über dieselbe an den General Lannes abzugeben und sich mit einem Bataillon Infanterie, einer Abteilung Artillerie und 100 Mann Dragonern auf dem Nil einzuschiffen, um sich nach Damiette zu begeben. Der General Zaionczek wurde nach Menufieh gesandt, um die Bewohner der dortigen Gegend zu unterwerfen*).

Einige Tage später, am 1. August, erhielt der General Rampon Weisung, von der Provinz Atfieh Besitz zu ergreifen; der Oberst Bribes sollte nach El-Ramanieh mar-

*) Am 28. August ordnete Bonaparte an, daß General Lanusse den Befehl uber diese Provinz erhielt, da Zaionczek nach Beni-Suef gesandt wurde.

schieren, um den Befehl über die Provinz Bahireh zu übernehmen*), und der General Fugière wurde am 5. August nach Mahallet-el-Kebir geschickt und ihm die Provinz Garbieh anvertraut**).

Noch ehe Bonaparte in Kairo eingezogen war, hatte er am 24. Juli Giseh zur Hauptniederlage des Heeres bestimmt. Hier sollte sich die Artillerie und das Genie befinden. Es wurden ferner eine Feldbäckerei gebaut und ein Lazarett und



Bonaparte im militärischen Diwan.
(Nach einer Zeichnung von D. V. Denon.)

ein Schlachtviehpark angelegt. Gleichzeitig wurde die Errichtung von Krankenhäusern und Feldbäckereien in Bulak, Alt-Kairo und Kairo befohlen. In der Folge wurden auch in Kairo und anderen Städten Salpeterfabriken, Pulvermühlen, Stückgießereien, Werkstätten aller Art, eine Drukkerei, eine Münze usw. eingerichtet.

Am 2. August betraute Bonaparte Sucy mit der Einrich-

*) Da er aber in Rosette erkrankte, wurde er am 19. Oktober durch den Generaladjutanten Leturcq ersetzt.

**) Am 30. Januar 1799 erhielt er noch den Befehl über die Provinz Mansura an Stelle Verdiers.

tung eines regelmäßigen Postdienstes zwischen Alexandria, Rosette und der Hauptstadt. Schließlich wurde der General Caffarelli am selben Tage angewiesen, in Kuhbauch (Ventre-de-la-Vache) und El-Ramanieh Befestigungen anzulegen.

Trotz seiner schnellen und überraschenden Erfolge war Bonaparte doch nicht glücklich, obgleich er meisterhaft verstand, nach außen hin Ruhe und Zufriedenheit zu zeigen. Am 24. Juli hatte er dem Direktorium den ersten eingehenden Bericht über die Vorgänge seit dem Abmarsch von Alexandria und die Schlacht bei den Pyramiden in glänzenden Farben geschildert. Am nächsten Tag aber flog schon ein trauriger Brief an Joseph nach Paris*). „Aus den öffentlichen Berichten wirst Du das Ergebnis der Schlachten und die Eroberung Ägyptens ersehen," schrieb er seinem Freund und Bruder. „Sie ist uns streitig genug gemacht worden und wird ein Blatt mehr in der Geschichte des militärischen Ruhms dieses Heeres bilden.

Ägypten ist das an Korn, Reis, Gemüse und Fleisch reichste Land der Erde. Die Barbarei erreicht hier die höchste Stufe. Es ist kein Geld vorhanden, nicht einmal für den Sold der Truppen. In zwei Monaten kann ich in Frankreich sein. Ich lege Dir meine Interessen ans Herz, ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist vollkommen aufgehoben . . .**)

Du allein bleibst mir auf der Welt. Deine Freundschaft ist mir sehr teuer. Es fehlte nur noch, daß ich sie verlöre, und daß auch Du zum Verräter an mir würdest, um einen vollkommenen Menschenhasser aus mir zu machen. Es ist traurig, wenn man alle Gefühle für eine einzige Person in einem einzigen Herzen vereinigt . . . Du verstehst!

Sorge dafür, daß ich bei meiner Ankunft ein Landhaus entweder in der Nähe von Paris oder in Burgund habe. Ich

*) Dieser Brief fiel aber den Engländern in die Hände.
**) Anspielung auf die Untreue seiner Frau.

will dort den Winter vollkommen abgeschlossen verbringen. Mich ekelt die Menschheit an. Ich bedarf der Ruhe und Einsamkeit. Alles Große langweilt mich. Mein Gefühl ist abgestumpft. Mit 29 Jahren finde ich den Ruhm nüchtern. Ich habe alles erschöpft. Es bleibt mir nur noch, ein vollkommener Egoist zu werden.

Ich will mein Haus (in Paris) behalten und es niemand überlassen, wem es auch sei. Ich habe nicht mehr, als was ich zum Leben brauche. Lebe wohl, mein einziger Freund. Niemals war ich ungerecht gegen Dich. Du bist mir diese Gerechtigkeit schuldig, obgleich ich manchmal den Wunsch hätte, es zu sein. Du verstehst? Küsse Deine Frau und Jérôme."

Nachdem der Obergeneral Maßnahmen für die Verwaltung und Verteidigung Kairos getroffen hatte, beschäftigte er sich mit der Verfolgung Murads und Ibrahims, die er wegen Mangel an Reiterei vor der Neubildung dieser Waffe nicht hatte aufnehmen wollen.

Murad-Bei hatte sich, wie Meldungen von Kundschaftern ergaben, weit nach Oberägypten zurückgezogen. Es war deshalb nicht zu befürchten, daß er in der nächsten Zeit zurückkehren würde. Bonaparte sandte ihm am 1. August den ehemaligen venetianischen Konsul Rosetti, einen Vertrauten Murads, nach. Er sollte mit ihm unterhandeln. Schon war Murad bereit, den Anerbietungen des französischen Generals näher zu treten, als die Mitteilung von der Zerstörung der französischen Flotte eintraf und ihn neuen Mut schöpfen ließ.

Gegen Ibrahim gedachte Bonaparte selbst zu marschieren, denn er hatte erfahren, daß sich dieser Mameluckenbei in Belbes, nordöstlich von Kairo, festgesetzt hatte. Am 1. August erhielt General Leclerc Befehl, sich am nächsten Tag mit einem Teil seiner Brigade und einer Abteilung Rei-

terei in der Richtung auf Belbes in Marsch zu setzen. Erst am 5. August nachmittags folgte die Division Reynier, am nächsten Morgen gegen 11 Uhr die Division Lannes (früher Menou) und am 7. frühzeitig die Division Dugua.

Nachdem ein Teil der Division Bon nach El-Matarieh vorgeschoben worden war, um die Verbindung mit Kairo aufrechtzuerhalten, und nachdem Desaix während der Abwesenheit des Obergenerals mit dem Oberbefehl von Kairo betraut worden war, begab sich Bonaparte am 8. früh 4 Uhr mit mehreren Offizieren seines Generalstabs auf den Marsch. In El-Matarieh traf er die Division Dugua und in El-Kanka die Divisionen Reynier und Lannes, sowie den General Leclerc, der von einer Araberabteilung gezwungen worden war, zurückzuweichen. Am 9. August befanden sich Bonaparte und die drei Divisionen in Belbes. Auf dem Marsche dahin begegnete man der Karawane von Mekka, die schon von den Arabern geplündert worden war. Die Pilger begrüßten Bonaparte als König von Frankreich. Der General zwang die Araber, deren er habhaft werden konnte, die gestohlenen Waren zurückzugeben, und der Rest der Karawane setzte seinen Weg auf Kairo fort. Am 10. erreichte Bonaparte mit dem Hauptteil seines Heeres Koraïm, und am nächsten Tage kam man endlich mit den Mamelucken in Fühlung, die sich beim Herannahen der Franzosen von Belbes auf Es-Salihijeh zurückgezogen hatten.

Das Treffen bei Es-Salihijeh bestand eigentlich nur in einem Reitergefecht, in dem die Mamelucken mit großer Tapferkeit und großem Geschick fochten. Bonaparte hatte nach den Aussagen bewährter Offiziere ungenügende Vorkehrungen getroffen, um die Infanterie rechtzeitig ins Gefecht zu bringen und geschickt zur Unterstützung der Reiterei zu verwenden. Diese war schlecht beritten, wenig zahlreich und den vorzüglich berittenen, tollkühnen Mamelukken nicht gewachsen. Es gelang Ibrahim mit einem Teil



Lasalle im Gefecht von Es-Salihijeh.
(Nach einer Sepiamalerei von A. J. Gros.)

der aus der Schlacht bei den Pyramiden geretteten Schätze ungehindert in die Wüste zu entfliehen. Die Franzosen zählten nur 60 Tote und Verwundete, unter letzteren aber befand sich der Adjutant und Brigadechef Sulkowski, den Bonaparte sehr schätzte.

Eine lebhafte Schilderung dieses für die Franzosen wenig ruhmvollen Gefechtes, wenn man die große Entfaltung der Kräfte in Betracht zieht, gibt der Leutnant Doguereau in seinem Tagebuch. „Ehe wir bis zum Feind gelangten," schreibt er, „marschierten wir wenigstens anderthalb Meilen in der Wüste. Im Handumdrehen wurde der erste Zug der Jäger von den Mamelucken umringt. Man säbelte sich nieder, oder besser, wir wurden niedergesäbelt. Der zweite Zug hatte gerade Zeit, sich gefechtsbereit zu machen und dem Feind durch seine feste Haltung Achtung einzuflößen. Diejenigen vom ersten Zug, die sich aus dem Handgemenge retten konnten, stellten sich hinter dem zweiten auf. Schon schwenkten einige Mamelucken auf diesen ab und toteten mit erstaunlicher Wut die Schlußreihen. Eben waren sie im Begriff, uns anzugreifen, als eine Salve aus den Karabinern der Dragoner ihnen viele Leute verwundete, sie zurückweichen und die Flucht ergreifen ließ.

Während 10 Minuten waren Freund und Feind in buntem Durcheinander und Handgemenge. Nur die gute Haltung unserer Truppen vermochte uns zu retten. Die Mamelucken zählten mehr als 800 Mann. Sie waren alle gut beritten und bewaffnet und ausgezeichnete Reiter . . . Der Feind ließ nur einige Tote auf dem Schlachtfelde zurück, aber die Reiterei, die ihn verfolgte, fand deren mehrere auf dem Wege. Da die Mamelucken vollkommen in ihre Sättel eingeschlossen sind, konnten ihre Pferde oft die toten Reiter eine Strecke lang mit forttragen."

Die Verfolgung Ibrahims in die Wüste konnte nicht vorgenommen werden. Bonaparte begnügte sich, in Es-Salihi-

jeh eine kleine Festung anlegen zu lassen, um die Rückkehr Ibrahims zu verhindern, und beauftragte den General Caffarelli mit den dazu notwendigen Arbeiten. Ein Vorschlag Bonapartes, den er Ibrahim unterbreiten ließ, blieb unbeantwortet. Als Besatzung in Es-Salihijeh blieb nur die Di-



General Dommartin.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre.)

vision Reynier und die Reiterei Leclercs zurück. Reynier blieb in Es-Salihijeh und wurde Oberbefehlshaber über die Provinz Scharkieh.

General Lannes erhielt am 12. August die Weisung, mit der Division, die er befehligte, nach Kairo zurückzukehren, wo er am 15. ankam. Am nächsten Tage wurde dem General Murat befohlen, sich wieder nach Keliub zu begeben, um den

Befehl über diesen Ort und die Provinz gleichen Namens zu übernehmen*). Schließlich wurde Dugua an demselben Tag nach Mansura gesandt und ihm der Oberbefehl über den Ort und die gleichnamige Provinz übertragen**).

Nachdem Bonaparte diese verschiedenen Befehle gegeben hatte, verließ er am 13. August früh 11 Uhr Es-Salihijeh, um nach der Hauptstadt zurückzukehren. Er kam 12 Stunden später in Belbes und am nächsten Tage in Kairo an. Unterwegs, noch vor Belbes, erhielt er die niederschmetternde Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir!

Während sich Bonaparte Anfang Juli auf den Marsch nach Kairo machte, blieb Kleber verwundet in Alexandria zurück. Seine Verwundung war jedoch nicht bedeutend, und er beschäftigte sich eifrig mit der Verwaltung der Stadt und der Provinz Alexandria, die ihm vom Oberbefehlshaber übertragen worden war.

Die Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir, am 1. und 2. August, und die Anwesenheit Nelsons in den ägyptischen Gewässern ließen eine Landung englischer Truppen befürchten. Bonaparte sandte deshalb am 18. August den General Marmont***) mit einer Halbbrigade und am 21. August den Artilleriegeneral Dommartin nach Rosette und Alexandria, um einer etwaigen Landung der Engländer entgegenzuwirken. Diese beiden Offiziere besaßen das vollste Vertrauen des Obergenerals. Der Konteradmiral Perrée sollte die Truppen Marmonts nach Rosette bringen. Marmont kam

---

*) Er wurde später durch Leclerc abgelöst.

**) Dugua erhielt noch am 21. September den Oberbefehl über die Provinz Damiette.

***) In Alexandria selbst befehligte vorläufig der General Manscourt, mit dem Bonaparte nicht zufrieden war. Manscourt wurde am 28. durch Marmont ersetzt, dessen Befehlshabertätigkeit später noch erweitert wurde. Es scheint, daß Marmont auf den Posten Manscourts Anspruch machte und deshalb dessen Verhalten beim Obergeneral ungünstig schilderte.



Haus des Generals Menou in Rosette.
Gestochen von Frylley nach einer Zeichnung von D. V. Denon

gerade an der Küste an, als die Engländer am 29. August einen Versuch zum Landen machten*).

Im Laufe des Monats September drohte ein Zwist zwischen Bonaparte und Kleber wegen Verwaltungsmaßnahmen des letzteren auszubrechen. Kleber ging sogar so weit, daß er am 7. September nicht allein um Abberufung von seinem Posten als Oberbefehlshaber der Stadt und Provinz Alexandria, sondern überhaupt um seinen Abschied aus dem Heere bat. Die Sache wurde aber zum Teil durch Caffarelli beigelegt, und Bonaparte forderte Kleber auf, ihn in Kairo zu besuchen. Kleber kam dort am 22. Oktober an**).

Der General Menou, dessen leichte Verwundung vorläufig auch keine Verwendung beim Heere gestattete, hatte auf Befehl Bonapartes am 10. Juli Alexandria verlassen und sich nach Rosette begeben, wo er den Oberbefehl übernehmen sollte. Er sollte nicht allein das Hinterland unterwerfen, sondern auch Maßnahmen treffen, um eine Landung der Engländer tatkräftig zurückweisen zu können. Auch er hatte anfänglich, ebenso wie Kleber, mit vielen Schwierigkeiten, besonders mit Geldmangel zu kämpfen.

Auf nicht geringe Hindernisse stießen auch die Generale, die in die Provinzen Scharkieh, Mansura, Garbieh und Damiette gesandt worden waren, um sie zu unterwerfen oder zu organisieren. Es gelang aber den Generalen Dugua Damas, Reynier, Andréossy, Vial, Murat, Verdier, Lanusse, Davout und anderen, in den Monaten August bis November die ihnen unterstehenden Gebiete mit mehr oder weniger Schnelligkeit zu unterwerfen oder wieder zum Gehorsam zurückzuführen, wie zum Beispiel die Provinz Mansura, wo eine große Anzahl Franzosen ermordet worden war.

Bonaparte verbrachte die Zeit vom 15. August bis zum

*) Vgl. Seite 393.

**) Nach seinem Abgang wurde Menou Oberbefehlshaber der Provinzen Alexandria und Bahireh.

23. Dezember fast ausschließlich in Kairo und war beständig mit der Verwaltung des Landes und des Heeres beschäftigt. All diese Zeit wurde nur an besonderen Ereignissen durch die Feste des Nils (am 18. August), des Propheten (am 19. August), der Republik (am 22. September), einen Besuch nach den nahen Pyramiden bei Giseh (am 19. September) und den Aufstand in Kairo (am 21. und 22. Oktober) unterbrochen.

Da man in Ägypten den Vater Nil mit Recht als den Wohltäter des Landes betrachtete, weil seine befruchtenden Gewässer die umliegende Landschaft weithin überfluteten, so beging man alljährlich feierlich den Tag, an welchem die Deiche durchbrochen wurden, um die Fluten über die durstenden Felder ergießen zu lassen. Mit größter Spannung erwartete das Volk den Augenblick, wenn der Nilometer, der sich südlich von der Insel Ruda bei Mekias befand, 16 Ellen anzeigte.

Das Nilfest sollte im Jahre 1798 am 18. August stattfinden. Selten war der Nil so schön wie damals. Der Obergeneral mit seinem glänzenden Generalstab, seinen Generalen und vielen anderen höheren Offizieren und Zivilbeamten, dem Diwan, dem Kiayla (Stellvertreter des Paschas), den Scheiks, Ulemas, Agas und anderen wichtigen Persönlichkeiten des Landes nahmen an dem Feste teil. Alle begaben sich sehr zeitig nach Mekias, wo ein Teil der Truppen aufgestellt war. Eine unabsehbare Menschenmenge breitete sich auf den umliegenden Hugeln aus, und zahlreiche beflaggte Fahrzeuge bedeckten den mächtigen Nil.

Als der Obergeneral mit seiner Umgebung angelangt und alle Vorbereitungen getroffen worden waren, trat der Scheik aus der schaulustigen Menge hervor und erklärte, daß der Nil die für die Bewässerung des Landes erforderliche Höhe erreicht habe. Jetzt gab Bonaparte ein Zeichen, und die Arbeiter und das Volk stürzten sich auf den Damm, um ihn zu

durchstechen. Es geschah; zuerst langsam, dann immer schneller und schneller ergossen sich die brausenden Fluten in den Kanal. Die Barke des Scheiks machte den Anfang, dann folgten zahlreiche andere Boote und fuhren in den Kanal hinein. Auch das Volk, Männer und Frauen, stürzten sich in die segensreichen Fluten und warfen allerlei Gegenstände hinein. Die Männer baten Allah, die Jugend und Schönheit ihrer Frauen und Kinder zu bewahren und ihren Frauen Fruchtbarkeit zu schenken. Dem Gebrauch des Landes gemäß warf der Obergeneral verschiedene Hände voll Medinos*) unter die Volksmenge, und die Armen stürzten danach, um sie zu erhaschen. Oft warfen sie sich in die Fluten, um die Geldstücke durch Untertauchen zu suchen, wenn sich das Wasser schon darüber ergossen hatte.

Nachdem die feierliche Handlung beendet war, zog sich Bonaparte mit seiner Umgebung zurück. Ein Teil des Volkes schritt ihm voran und sang Lieder zum Lobe des Propheten, des Sultans Kebir (Bonaparte) und der Franzosen. „Ja," riefen sie, „du bist gekommen, um uns auf Befehl des barmherzigen Gottes zu befreien, denn du hast den Sieg für dich und den schönsten Nil, den es seit einem Jahrhundert gegeben hat; das sind zwei Wohltaten, die Allah allein uns bewilligen kann!"

Nach der Rückkehr verteilte Bonaparte viele Geschenke unter verschiedene Persönlichkeiten des Landes; und am Abend fand ein Festessen im Hauptquartier statt.

Am nächsten Tage wurde das Fest des Propheten feierlich begangen, das sich drei Tage lang hinzog. Beim Festessen, das beim Scheik-el-Bekry, dem anerkannten Nachfolger des großen Propheten, gegeben wurde, war auch der Obergeneral mit vielen höheren Offizieren zugegen.

Den Schluß der Festlichkeiten bildete die Feier des sechsjährigen Bestehens der Republik am 22. September. Dieses

*) Kupfermünzen, damals etwa 3 Pfennige wert.



Das Nilfest in Kairo am 18. August 1798.
(Gezeichnet von Fertel, gestochen von Fauchery.)

Fest sollte gleichzeitig eine Verbrüderung der Franzosen und der Bewohner Ägyptens bilden. Es gab Bonaparte Gelegenheit, eine beredte Proklamation zu erlassen. An diesem Tage ließ auch Conté zum erstenmal den in Ägypten angefertigten Luftballon (Montgolfière) steigen.

Bonaparte verließ von der zweiten Hälfte des Monats August an bis zu seiner Abreise nach Suez nur dreimal die Hauptstadt. Einmal, am 18. September, machte er einen Ausflug nach Giseh, um dort die Befestigungen und die Truppen zu besichtigen, das andere Mal, am 19. September*) nach den Pyramiden, und das dritte Mal, im Oktober, nach dem Dorfe Matarieh.

Er hatte schon längst die Absicht, die Pyramiden zu besuchen. An dieser Reise sollten alle in Kairo anwesenden Mitglieder der Gelehrtenkommission und alle höheren Offiziere teilnehmen. Sie wurde auf den 19. September festgesetzt. Man mußte sie in Booten unternehmen, die den Krümmungen des Bewässerungskanals folgten, denn die Fluten des Nils waren so gestiegen, daß sie den Fuß der libyschen Gebirgskette bespülten. Wie vorauszusehen, war es eine lange Fahrt. Drei- oder viermal waren die Reisenden ganz nahe am Ziel, aber immer wieder machte der Kanal eine Windung, so daß man sich mehrmals von dem Endpunkte entfernte, um erst auf einem Umwege dahin zu gelangen.

Bonaparte, der alles berechnete, hatte auch diese müßige Zeit vorausgesehen. Er ließ sie jedoch nicht unbenutzt vorübergehen. Beim Verlassen des Palastes Elfi-Beis, den er bewohnte, hatte er seinen Adjutanten und den anderen Offizieren befohlen, in einem Boote Platz zu nehmen, das dem seinigen unmittelbar folgen sollte. Hingegen wünschte er, daß gewisse, von ihm besonders bezeichnete Personen in seiner Barke Platz nahmen. Es waren besonders die Gene-

*) Nicht am 24. September, wie meist angegeben wird, sondern am 19. September

rale Caffarelli, Berthier, Dommartin und die Gelehrten Monge, Berthollet, Costaz, Denon, Fourrier, Geoffroy de Saint-Hilaire, Gloutier und Parseval de Grandmaison.

Vor allem lag es ihm daran, eine volkswirtschaftliche Frage zur Sprache zu bringen, und so begann er die Unterhaltung mit den Worten: „Man hat mir neulich einen Plan vorgelegt, der die Frage behandelte, wie ich über die Grundbesitze des Landes verfügen könne. Er schien mir seltsam, aber tief durchdacht. Diesem Plane gemäß sollen sogar in Frankreich alle Verbesserungen des Bodens demjenigen das Recht des Besitzes verleihen, der sie vorgenommen hat, und zwar je nach dem Mehrwerte eines Teiles des Bodens selbst. Und diese volkswirtschaftliche Idee fordert man mich auf, in diesem Lande hier im Großen zu verwirklichen."

Es lag in Bonapartes Auseinandersetzung ein gewisser Tadel und ein ganz klein wenig Spott. Sofort griff der General Caffarelli, der sich sonst stets außerordentlich ehrerbietig gegen Bonaparte zeigte, den Fehdehandschuh auf und rief: „Gut, daß ich noch rechtzeitig die Beleidigung verhindern kann, die Ihnen auf der Zunge schwebt. Ich erkläre hiermit, daß ich der Urheber dieses 'seltsamen und ein ganz klein wenig tiefdurchdachten Planes' bin."

Während der zweieinhalb Stunden, die die Reise währte, unterhielt man sich aufs lebhafteste über diesen Plan. Dabei zeigte sich Caffarelli hinsichtlich wirtschaftlicher Fragen als tiefer Denker und als edelster Menschenfreund. Bonaparte fachte das Gespräch fortwährend an und leitete es so geschickt, daß es niemals die Grenzen seines eigenen Wissens überschritt oder so fachwissenschaftlich wurde, daß er ihm nicht mehr hätte folgen können.

Endlich war man am Ziele angelangt. Bonaparte und seine Begleiter verließen die Boote und betraten das hohe, sehr sandige Ufer. Eine Viertelstunde lang mußten sie im glühenden Wüstensande waten, während die Sonne

wie Feuer auf ihre Köpfe brannte. Die Pyramiden, das Ziel der Reise, beschäftigte alle Gemüter. In Europa machte man sich im allgemeinen eine ungeheure Vorstellung von ihnen, und die meisten der Begleiter Bonapartes waren beim ersten Anblick dieser Steinkolosse enttäuscht. Ihre



Gaspard Monge.
(Nach einer Zeichnung von A. Dutertre.)

Bewunderung kehrte erst zurück, als sie diese von Menschenhand aufgebauten Steinriesen näher betrachteten.

Nach einem angestrengten Marsche standen der Obergeneral und sein Gefolge schweißgebadet und ermattet am Fuße der großen Pyramide, einem Wunder vergangener Zeiten, das selbst Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung, als der Antike angehörig betrachtet hatte. Nachdem man

gegenseitig seine Ansichten ausgetauscht hatte, schickte man sich an, die Pyramide zu erklettern. Bonaparte munterte alle seine Begleiter auf, den Aufstieg zu wagen. Er selbst ruhte sich am Fuße des Steinkolosses aus und verzichtete darauf, die Pyramide im Innern zu besichtigen, weil man es nur auf dem Bauche kriechend tun konnte. Er schien wie ein Lehrer, der seine Schüler spazieren führt und sich von weitem ihrer Spiele freut. „Wer wird zuerst oben sein?“ rief er lustig. Der Älteste der Gesellschaft schien am meisten bestrebt zu sein, dem „kleinen Korporal“ zu gefallen. Schon war er auf der Plattform der Pyramide angelangt. An seiner Seite hing eine Feldflasche mit Branntwein. Dieser gewandte Kletterer war der Gelehrte Monge. Er beeilte sich, jedem der erschöpften Reisenden ein wenig Stärkung aus seiner Flasche zu reichen.

Auch der General Berthier kletterte die Pyramide hinauf. Als er sich aber auf der Hälfte des Weges befand, schien es ihm doch zu beschwerlich, bis zum Gipfel zu kommen, und er sagte zu seinem Nachbar Geoffroy de Saint-Hilaire: „Muß man denn wirklich bis zur Spitze hinaufklettern? Ich bin bereits ganz erschöpft.“ Er hatte große Lust, die Partie aufzugeben und meinte: „In Paris können wir ja sagen, daß wir bis zum höchsten Gipfel der großen Pyramide emporgeklommen sind. Wie meinen Sie, Nachbar, sollen wir wieder hinabsteigen?“

Geoffroy nahm den Vorschlag an. Sie kletterten die Hälfte des Wegs, den sie gekommen waren, hinab, aber eine spöttische Bemerkung Bonapartes, der sie beobachtet hatte, ließ sie wieder umkehren.

„Kommen Sie schon wieder zurück?“ rief der Obergeneral; „mein armer Berthier, Sie ist gewiß nicht da oben, aber hier unten ist Sie auch nicht!“

Sie war der Gegenstand, der Berthiers Denken und Trachten vollkommen erfüllte, Frau Visconti. Bonaparte, der die

Liebe seines Generalstabschefs zu der schönen Italienerin kannte, verfehlte nie, ihn mit ihr zu necken.

Als Berthier diese Worte vernahm, sagte er zu Geoffroy: „Da unten ist es nicht auszuhalten. Er erwartet mich mit seinen Scherzen und Sticheleien. Kommen Sie, Nachbar; keine Feigheit mehr!“ Und so kletterten beide wieder hinauf.

Währenddessen war Monge mit jugendlichem Eifer ebenfalls auf der Spitze angekommen. Er hatte die Spötterei Bonapartes und das Zögern Berthiers beobachtet und sprach ihm Mut zu, indem er ihm von weitem mit der Feldflasche winkte. Endlich waren beide, Geoffroy und Berthier, oben. Der Labetrank des Gelehrten bereitete ihnen ein unbeschreibliches Wohlbehagen, und mit frischem Mute stieg man wieder hinab, was fast noch schwieriger war als der Aufstieg.

Aber Berthier hatte nichts gewonnen, daß er bis zur Spitze geklettert war. Als er Bonaparte am Fuße der Pyramide wiedersah, mußte er sich dessen Neckerei von neuem gefallen lassen. Die Spötterei des Obergenerals bestand hauptsächlich darin, daß er seinen Generalstabschef ob seines „ungeheuren Erfolges“ über die Maßen lobte und herausstrich. „Wie seltsam ist doch Ihre Lage, Berthier“, sagte der hinterlistige General Bonaparte. „Da verläßt dieser gute Berthier das reizende Boudoir der Frau Visconti, um ganz oben, auf dieser alten Pyramide, die schon zur Zeit des ältesten der Geschichtsschreiber alt war, eine Kabarettszene aufzuführen!“ Kurz, er fesselte alle Anwesenden mit seiner guten Laune.

Aber nicht allein auf die hohen Personlichkeiten seines Heeres übte Bonaparte diese Anziehungskraft aus. Die Soldaten waren nicht weniger stolz, von ihm angeredet und bewundert zu werden. Neben der großen Pyramide, deren Gipfel durch vieles Besteigen abgeplattet ist, befindet sich

eine andere, nicht weniger hohe Pyramide. Diese aber hat ihren steilen, glatten Abhang bewahrt und wird selten oder nie bestiegen. Ein Soldat jedoch hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich auf der Spitze dieses Steinriesen niederzulassen. Er unternahm dieses Wagestück vor den Augen seines Obergenerals. Bald tastete er hier, bald da mit dem Fuße oder der Spitze seines Bajonetts, um sich des Bodens zu versichern. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Jeden Augenblick meinte man, der Boden könne ihm unter den Füßen nachgeben. Jedermann war überzeugt, daß er abstürzen würde. Aber Bonaparte beobachtete ihn. Von Zeit zu Zeit wendete der Soldat den Blick auf seinen General, und man sah, das Bestreben, dem „kleinen Korporal“ zu gefallen, leuchtete ihm aus den Augen. Das Ziel war erreicht! Der Soldat hatte das Glück, unversehrt wieder unten anzulangen. Bonaparte ließ ihn zu sich kommen, sagte ihm ein paar freundliche Worte und versprach ihm eine Belohnung. Und der Soldat strahlte vor Stolz, Genugtuung und Glück.

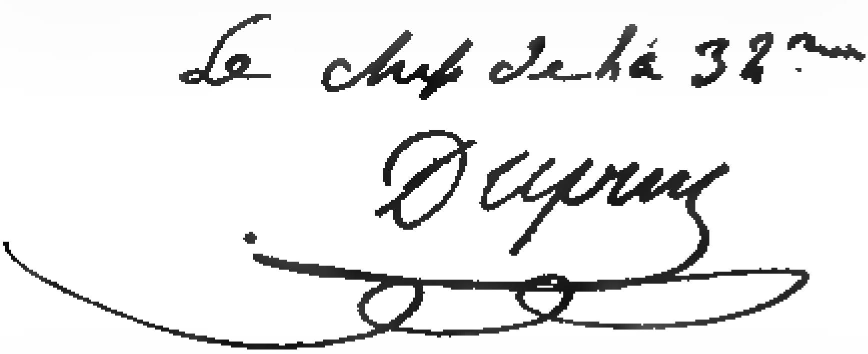
Anfang Oktober kamen die erwählten Persönlichkeiten der verschiedenen Provinzen in Kairo zusammen und vereinigten sich am 5. Oktober zum ersten Male zum Diwan. Monge und Berthollet wohnten als französische Kommissare den Sitzungen bei, die bis zum Ausbruch des Aufstandes in Kairo andauerten*).

Verschiedene Ursachen hatten dazu beigetragen, eine Empörung in Kairo ausbrechen zu lassen.

Obgleich die Franzosen verhältnismäßig mild bei der Eintreibung der Steuern verfuhren, so sehnten sich doch viele Einwohner Kairos zur alten Herrschaft zurück. Die in der Stadt zurückgebliebenen Anhänger der Mamelucken, die

*) Der Diwan in Kairo wurde am 21. Dezember wieder eingesetzt, doch sollte er aus 60 Mitgliedern bestehen. Zum französischen Kommissar wurde Gloutier ernannt.

wenig durch die Franzosen verlieren aber alles gewinnen konnten, besonders die Abgesandten Ibrahims und Murads taten alles, um die Unzufriedenheit in gewissen Klassen der Bevölkerung zu schüren. Viel boses Blut machte es auch im Lande, daß die Franzosen beim Eintreiben der Pferde für ihre Reiterei und Artillerie ohne Schonung verfuhren, obgleich eigentlich jede Provinz nur sehr wenige Pferde zu liefern hatte! Den letzten Anstoß zum Aufstand mögen die Nachrichten gegeben haben, daß ein Bruch zwischen Frankreich und der Türkei bevorstände, und daß der Sultan mit der Besetzung Agyptens durch die Franzosen keineswegs einverstanden sei.



Die Vorbereitungen der Einwohner Kairos wurden in größter Stille betrieben, und es scheint, daß die Franzosen von dem Ausbruch der Verschwörung ganz überrascht waren. Am 21. Oktober gegen 6 Uhr morgens bildeten sich überall in der Hauptstadt Ansammlungen. Trotz dieser verdächtigen Erscheinung begab sich der Obergeneral am Morgen desselben Tages mit dem Generalstabschef Berthier, den Generalen Caffarelli, Dommartin, dem Brigadechef Detroye und einigen anderen Offizieren nach Altkairo und der Insel Roda zum General Lannes, um dort die vorgenommenen Arbeiten zu besichtigen. Gegen 10 Uhr morgens überbrachte man ihm die Mitteilung, daß Feindseligkeiten in der Stadt zwischen Einwohnern und Soldaten begonnen hätten,

und daß bei einem Zusammenstoß der Brigadegeneral Dupuy, der Befehlshaber von Kairo*), getötet worden sei.

Fünf vom Hauptquartier abgefeuerte Schüsse hatten, wie verabredet, den Ausbruch einer Verschwörung angekündigt. Sogleich wurde der Generalmarsch geschlagen. Die entferntesten Posten begaben sich in ihre Quartiere, und man begann, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Eine Abteilung Guiden begab sich nach der Insel Roda, um dem Obergeneral nach der Stadt das Geleite zu geben.

Das Hauptquartier der Aufständischen befand sich in der Moschee El Azar. Die dahin führenden Straßen waren verrammelt und mit zahlreichen Verteidigern angefüllt. Alle Unterhandlungen der Franzosen führten zu nichts, so daß Bonaparte sich gezwungen sah, ernste Maßnahmen zu ergreifen, da sonst die engen Straßen der Stadt eine wirksame Niederwerfung des Aufstandes ohne große Verluste für die Franzosen unmöglich gemacht hätten. Der Obergeneral befahl daher dem General Dommartin in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober, eine Anzahl Geschütze und Mörser links vom Schlosse auf dem Ausläufer des Djebel Mokattam aufzustellen, um die Türen der Moschee einzuschießen, denn von dort oben beherrschte man die ganze Stadt.

Die Nacht verging verhältnismäßig ruhig, aber am nächsten Tage begannen die Angriffe von neuem, und eine ganze Anzahl Franzosen, darunter der von Bonaparte sehr geliebte Brigadechef Sulkowski, wurde getötet. Der Obergeneral hoffte noch immer, daß sich die Gemüter angesichts der drohenden Maßnahmen der Franzosen beruhigen würden, denn er ließ erst am 22. Oktober mittags das Feuer beginnen. Es wurde bis in die Nacht fortgesetzt und richtete großen Schaden an. Endlich schickte man sich an, zu

*) Der Oberbefehl der Truppen in Kairo lag in den Händen des Divisionsgenerals Bon. Stadtkommandant von Kairo wurde nach dem Tode Dupuys der General Destaing.



Der Aufstand in Kairo am 21. Oktober 1798.
(Musée national de Versailles.)

unterhandeln, und die Franzosen gelangten schließlich in den Besitz der Dschama El Azar und der umliegenden Häuser.

Der Verlust der Einwohner wird auf 700—800, der der Franzosen auf 250 geschätzt, worunter sich einige Gelehrte und Ärzte befanden. Das Haus des Generals Caffarelli, wo die Vorräte des Geniekorps und zahlreiche Werkzeuge der Gelehrten aufgespeichert lagen, wurde vollkommen ausgeplündert.

Bonaparte bestrafte die Stadt so milde wie möglich, das heißt, er ließ die unglücklichen Aufständischen nicht öffentlich, sondern im geheimen hinrichten, da er das Volk zu beruhigen hoffte! Aber an Reynier schrieb er am 27. Oktober: „Jede Nacht lassen wir einige 30 Köpfe abschneiden, darunter viele von Anführern." An Desaix wiederholte er dies in etwas milderer Form.

Die meisten Teilnehmer am ägyptischen Feldzug beschreiben den Aufenthalt in Ägypten, der sie von der Heimat völlig abschnitt und ihnen keine Möglichkeit verschaffte, von ihren Angehörigen Mitteilungen zu erhalten oder sie ihnen zukommen zu lassen, als äußerst traurig und einsam*). Verschlimmert wurde die allgemeine trübe Stimmung, als der Verlust der Flotte bekannt wurde, denn nun waren sogar die Mittel, in die Heimat zurückzukehren, nahezu vernichtet! Bei der Anwesenheit der englischen Geschwa-

*) Nur die wenigsten Briefe gelangten nach Ägypten oder von dort nach Frankreich; meist wurden sie von englischen Kreuzern aufgefangen. Die englische Regierung ließ die interessantesten Briefe vom französischen Heere veröffentlichen, sowohl in der Ursprache als in englischer Übersetzung. Diese Briefsammlung ließ allerdings die Lage der Franzosen in keinem glänzenden Lichte erscheinen. Die erste Sammlung erschien im Dezember 1798, die zweite im März 1799, eine dritte folgte im Januar 1800. Genauere Angaben über die verschiedenen Ausgaben, Auflagen und Übersetzungen findet man in dem noch ungedruckten dritten Bande meiner „Bibliographie des napoleonischen Zeitalters".

der im Mittelländischen Meere war es auch ausgeschlossen, neue Truppen, Heeresbedürfnisse und Geld nach Ägypten gelangen zu lassen.

Bonaparte hatte bald die Lage des Heeres erkannt, und er tat, was in seinen Kräften stand, um dieselbe auch außerdienstlich zu verbessern und das Leben seiner Offiziere und Soldaten angenehmer zu gestalten. Er ordnete das Spielen von Musikkapellen an und begünstigte die Einrichtung von Konzertsälen, Schaubühnen und Kaffeehäusern.

Am bemerkenswertesten war die Gründung des Tivoli, eines Vergnügungsorts in der Nähe des Esbekiehplatzes, durch den ehemaligen Soldaten Dargevel. Dieses Tivoli war dem berühmten „Tivoli“ in Paris nachgebildet worden. Man fand hier nicht allein alle Arten von Vergnügungen, sondern auch eine Lesehalle für Offiziere. Leider fehlte es in Ägypten sehr an europäischen Frauen, die durch ihre Anwesenheit viel dazu beigetragen hätten, den Aufenthalt in der Fremde angenehmer zu gestalten.

Im Tivoli machte Bonaparte die Bekanntschaft der Gattin des Leutnants Fourès, einer der wenigen Frauen, die dem Heere, dazu in männlicher Verkleidung, gefolgt waren*).

Als Bonaparte von Es-Salihijeh nach Kairo zurückkehrte, erhielt er unterwegs, am 13. August 1798, zwischen Es-Salihijeh und Belbes, durch Boyer, den Adjutanten Klebers, die erschütternde Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir. Obgleich die Möglichkeit eines Zusammenstoßes beider Flotten täglich erwartet werden mußte, so hätte Bonaparte doch niemals an einen so vollständigen Sieg der Engländer geglaubt! Nach Aussagen der

*) Von diesem Roman des Obergenerals handelt das 7. Kapitel des Werkes von Gertrude Kircheisen „Die Frauen um Napoleon“ 4. Auflage München 1914, Georg Müller.

Zeitgenossen ließ der Obergeneral keine äußerlichen Zeichen des Zorns oder des Schmerzes merken, sondern rief aus: „Wir haben keine Flotte mehr; nun, wir werden in diesem Lande bleiben oder es groß wie die Alten verlassen!“ Nach anderen soll er gesagt haben: „Nun, der Verlust dieses Kampfes wird uns noch Großes vollbringen lassen!“

In Wirklichkeit wird es bei der Nachricht von der Seeschlacht bei Abukir, die die französische Flotte fast spurlos vernichtete, anders im Innern Bonapartes ausgesehen haben, als er durch seine Haltung verriet, denn er war ein Mensch wie wir alle, nur faßte er sich schnell. Je größer die Gefahr, je schwieriger die Lage, desto größer wurde der Mann, desto mehr entwickelten sich in seinem Hirn Möglichkeiten, sich neue, ungeahnte Hilfsquellen zu schaffen, um den vermehrten Schwierigkeiten trotzig die Stirn zu bieten!

Die Vernichtung der Flotte bedeutete für das Heer einen großen Verlust, sowohl in der gegenwärtigen Lage als auch für die Zukunft. Die Franzosen waren zwar Herren Unterägyptens, doch zeigte der im Oktober 1798 in Kairo ausgebrochene Aufstand, wie unsicher noch der Besitz des Landes war. In Oberägypten befand sich noch Murad-Bei mit einer ansehnlichen Truppenmacht, zu deren Niederwerfung Desaix mit einer schwachen Division nachgesandt worden war. Ibrahim-Bei war durch die Wüste nach Syrien entkommen, aber er konnte verstärkt zurückkehren oder sich mit der Vorhut eines von dieser Seite aus anmarschierenden türkischen Heeres verbinden. Im Norden war die ägyptische Küste einer englischen Landung ausgesetzt; man konnte auch nicht wissen, ob der Sultan nicht versuchen würde, zu Wasser die verloren gegangene Provinz zurückzuerobern!

Die schlimmste Rückwirkung hatte der Sieg der Engländer aber auf Europa. Er trug großenteils zur Bildung der zweiten Koalition bei und bestimmte schließlich den Sultan, der Französischen Republik den Krieg zu erklären.

Die Lage Bonapartes war entschieden nicht beneidenswert, doch gerade das kennzeichnet sein Genie, daß er selbst unter den verzweifeltesten Umständen nicht verzagte. Es bedurfte eines Riesengeistes, um alle Hindernisse zu überwältigen. Und wenn es den Franzosen gelang, sich jahrelang nach der Abreise des Obergenerals in Ägypten zu behaupten, so trugen seine Anordnungen, die Kleber geschickt weiter ausbaute, nicht zum wenigsten dazu bei.

Als kluger Politiker suchte Bonaparte im Volke selbst einen Stützpunkt zu finden. Nach der Empörung in Kairo strafte er hart, aber er vergaß auch schnell. Er wollte versuchen, die Sieger mit den Besiegten zu gemeinsamer, nützlicher Arbeit zu vereinigen. Den Anfang hatte er mit der Einrichtung der Diwans und der Erlaubnis der freien Ausübung des mohammedanischen Gottesdienstes gemacht. Er war noch weiter gegangen! Er hatte den Plan gefaßt, eine große Moschee bauen zu lassen. Er wollte die Muselmanen Ägyptens der religiösen Herrschaft Konstantinopels entziehen und sie unter die Oberhoheit des Scherifs von Mekka bringen*). Das wäre der wichtigste Schritt gewesen, um den Einfluß der Franzosen nach Asien, Arabien und Indien hinüberzutragen. Leider ließ sich Bonaparte jedoch zu sehr von seinem Feuergeist verleiten, alles mit den Waffen anstatt mit Zeit und Ausdauer erreichen zu wollen. Sein Zug nach Syrien unterbrach nicht allein alle seine Arbeiten in dieser Richtung hin, sondern verminderte auch seinen Einfluß auf das Volk, denn sein Mißerfolg vor Akka wurde bald in Kairo bekannt.

Alle Briefe Bonapartes an das Direktorium, an seine Unterführer oder sonstige wichtige Persönlichkeiten in Frank-

*) Als Bonaparte aus Syrien zurückgekehrt war, sagte er in einem Tagesbefehl vom 30. Juni 1799 die bemerkenswerten Worte: „Käme der Prophet nochmals auf die Erde, so würde er seinen Wohnsitz nicht in Konstantinopel, sondern in der heiligen Stadt Kairo, an den Ufern des Nils aufschlagen“.



Bonaparte begnadigt die Aufständigen in Kairo am 25. Oktober 1798.
Nach einem Gemälde von P. Guérin.
(Musée national de Versailles.)

reich und im Auslande atmen Vertrauen und Zuversicht. Wenige Tage, nachdem er die Nachricht vom Unglück bei Abukir erhalten hatte, schrieb er am 21. August an Kleber*) nach Alexandria: „Alle Monate, alle Tage bessert sich unsere Lage sowohl durch die Einrichtungen, um das Heer zu ernähren als auch durch die Befestigungen, die wir an verschiedenen Punkten errichten. Sobald alle unsere Feldzugsbedürfnisse, die sich in Alexandria befinden, nach Kairo geschafft werden können, versichere ich Sie, daß ich nicht 100 000 Türken fürchte. Und wenn die Englander diese Flotte (die Nelsons) durch eine andere ablösen und fortfahren, das Mittelländische Meer mit ihren Schiffen zu überschwemmen, werden sie uns vielleicht veranlassen, noch größere Dinge zu vollbringen, als wir zu tun vorhatten."

An den Zahlungsanweiser Najac, der in Toulon zurückgeblieben war, um sich mit der inneren Zusammenstellung der zweiten Truppensendung zu beschäftigen, schrieb Bonaparte am 21. August: „Das Landheer ist in der ausgezeichnetsten Lage. Wir sind Herren von ganz Agypten, und sobald wir die zweite Sendung, die Sie uns schicken sollen, empfangen haben, wird uns nichts zu wünschen übrigbleiben."

Obgleich Bonaparte seit seiner Ankunft in Ägypten weder amtliche noch private Nachrichten aus Frankreich erhalten hatte, ist sein Brief an das Direktorium vom 8. September 1798 voller Hoffnung und Zuversicht. „Alles geht hier ausgezeichnet. Das Land ist unterworfen und man fängt an, sich an uns zu gewöhnen ... Getreide, Reis, Flachs, Zucker, Indigo, Baumwolle und Kaffee sind hier im Überfluß vorhanden. Das Klima ist sehr gesund, viel ge-

*) An den General Marmont, der mit einer Sendung nach Rosette und Abukir beauftragt worden war, um eine englische Landung zu verhindern, schrieb er am 28. August ähnliche beruhigende Worte.

sünder als in Italien . . . Niemals hat eine Kolonie mehr Vorteile geboten . . ." – Zwei Tage darauf fliegt ein Schreiben an Regnaud de Saint-Jean-d'Angely, den französischen Zivilkommissar in Malta*), das das an das Direktorium Geschriebene bestätigt. „Die Angelegenheiten stehen hier ausgezeichnet gut," heißt es darin, „alle Tage befestigt sich unsere Niederlassung mehr. Der Reichtum dieses Landes an Getreide, Reis, Gemüse, Baumwolle, Zucker und Indigo steht im gleichen Verhältnis zur Roheit des Volkes, das es bewohnt. Aber schon jetzt macht sich eine Änderung in den Sitten bemerkbar, und es werden keine zwei oder drei Jahre vorübergegangen sein, ohne daß alles ein anderes Angesicht bekommen hat."

Auch der Brief Bonapartes vom 7. Oktober an das Direktorium, in dem er sich über die Lage des Heeres und des Landes ausspricht, ist, ebenso wie die folgenden an die französische Regierung, voll von Zuversicht in die Zukunft der neuen Kolonie, nur beklagt sich der Obergeneral wiederholt über das Fehlen an Bargeld.

Bonaparte war wohl der einzige Mann im Heere, der, obgleich er am besten die Gefahren überschauen konnte, nie verzagte und festen Auges in die Zukunft blickte. Es schien, als ob nichts diesen außerordentlichen Mann beugen konnte; aber das zu große Selbstvertrauen, der große Glaube an sein eigenes Ich ließen ihn oft die Größe der Gefahr verkennen und sollten eine der vielen Ursachen sein, weshalb er später zugrunde ging.

Sogar die Witterungsverhältnisse in Ägypten schienen nicht den geringsten Einfluß auf ihn zu haben. Er fühlte nicht wie andere das Bedürfnis, während der heißen Mittagszeit zu schlafen. Trotz der manchmal sehr großen Hitze

*) An den Befehlshaber in der Levante, den General Chabot auf Korfu, hatte er bereits am 17. August in ähnlicher Weise geschrieben.

ging er wie in Europa gekleidet*), ohne zu schwitzen oder zu erschlaffen. Es ist durch zahlreiche Beispiele bekannt, daß er im Ertragen von Hunger, Durst und allerlei anderen Entbehrungen seinen Soldaten immer mit bestem Beispiel voranging und manchmal — wie bei der Rückkehr aus Syrien — zu Fuß marschierte, um seine Soldaten aufzumuntern, oder weil er seine Pferde zur Fortschaffung der Verwundeten zur Verfügung stellte.

Als eine besondere Leistung möchte der Ritt von Alexandria bis nach Damanhur bei Beginn des Feldzuges erwähnt werden. Bonaparte ritt am 7. Juli gegen 5 Uhr nachmittags aus der Hafenstadt weg und kam am nächsten Morgen gegen 8 Uhr in Damanhur an. Er legte diese Strecke von über 70 Kilometern bei sehr schlechten Wegen und ohne Wasser in 15 Stunden zurück! Bemerkenswert sind auch seine Märsche zu Pferde, als er Suez besuchte, und als er im Februar 1799 von Kairo aufbrach, um sich nach Syrien zu begeben.

Am Schluß dieser Betrachtungen möchte noch eine Schilderung des „Sultan Kebir"**), wie man den General Bonaparte unter der einheimischen Bevölkerung oft nannte, ihren Platz finden, zumal man fast keine Charakteristiken des Generals aus der Zeit des ägyptischen Feldzugs, ebensowenig Porträte kennt. Sie entstammt der Feder Nakula-el-Türks, der den Aufenthalt der Franzosen in Ägypten in arabischer Sprache beschrieben hat.

„Die Königreiche von Italien," heißt es in dieser eigenartigen Darstellung, „die von 11 Königen regiert wurden, fielen in ihre Gewalt (die Gewalt der Franzosen), ebenso wie

---

*) Bonaparte legte einmal ein orientalisches Gewand an, doch stand es ihm, da er klein war, sehr schlecht, und man machte sich lustig über ihn. Talleyrand gab dem Obergeneral den freundschaftlichen Rat, es nicht wieder zu tragen und es blieb beim ersten Versuch. Eugen Beauharnais jedoch nahm sich sehr gut in der orientalischen Kleidung aus und zeigte sich öfters darin.

**) Das heißt der große Sultan.

mehrere deutsche Festungen. Die glänzenden Siege waren das Werk des furchtbaren und ungestümen Löwen, des einzigen und unüberwindlichen Siegers, des Obergenerals Bonaparte. Dieser berühmte Krieger, einer der Großen der französischen Republik, war klein von Gestalt, zart gebaut und hatte eine gelbe Hautfarbe. Sein rechter Arm war länger als der linke! Bonaparte war 28 Jahre alt, sehr klug und befand sich in einer glücklichen, wohlhabenden Lebenslage. Er war Italiener von Geburt. Korsika ist seine Heimat. Er ist in Paris, der Hauptstadt Frankreichs, erzogen worden."

SIEBZEHNTES KAPITEL

DIE EROBERUNG OBERÄGYPTENS. – GEFECHTE VON SEDIMAN UND SAMHUD

(August 1798 bis Sommer 1799)

REISE BONAPARTES NACH SUEZ

(Dezember 1798 und Januar 1799)

Nach der Schlacht bei den Pyramiden hatte sich Murad-Bei mit einem Teil der Mamelucken nach Oberägypten geflüchtet. Die Unterhandlungen, die Bonaparte durch den ehemaligen venetianischen Konsul Rosetti mit ihm anknüpfen ließ, führten zu keinem Ergebnis. Der Obergeneral beschloß deshalb, den Mameluckenbei aufsuchen und möglichst vernichten zu lassen. Mit dieser Aufgabe wurde Desaix betraut.

An der Spitze von kaum 3000 Mann brach dieser am 25. und 26. August 1798 auf und marschierte den Nil aufwärts. Erst am 3. Oktober bekam man die Vorposten der Mamelucken in Sicht, und wenige Tage später, am 7. Oktober, kam es zum Gefecht bei Sediman (eigentlich Sedment-el-Gebel). Das Zusammentreffen mit dem dreimal so starken Feind endete mit einer Niederlage der Mamelucken. Der Verlust Murads betrug aber nur 400 Mann, der der Franzosen nach dem Bericht des Generals Desaix sogar nur 30 Tote und 80 Verwundete*).

*) In dem Schreiben an das Direktorium vom 17. Oktober gibt Bonaparte 36 Tote und 90 Verwundete zu, man kann aber den Gesamtverlust der Franzosen ganz gut auf 200 Mann schätzen.

Da die Gefahr einer Rückkehr Murads vorläufig ausgeschlossen war, erhielt Desaix von Bonaparte am 18. Oktober die Weisung, die Provinzen Fajum und Minjeh zu organisieren. An demselben Tage bekam der General Zaionezek den Auftrag, die Provinz Beni-Suef zu unterwerfen. Später erhielt Belliard und am 14. Dezember General Veaux den Befehl über diese Provinz.

Ende Oktober begab sich Desaix von Ellahun nach Medinet, der Hauptstadt der Provinz Fajum. Er begann sogleich die notwendigen Maßnahmen zur Unterwerfung des Landes. Sie vollzog sich ohne besondere Schwierigkeiten, und Desaix konnte von neuem gegen Murad ziehen.

Bonaparte schrieb am 4. September von Kairo aus: „. . . Sie wissen, daß ich im allgemeinen keine voraus berechneten Angriffe liebe Suchen Sie vor Murad-Bei anzukommen, wie und wo Sie können, und mit allen Ihren Streitkräften. Auf dem Schlachtfelde erst werden Sie, wenn er standhält, Ihre Verfügungen treffen, um ihm so viel wie möglich Schaden zuzufugen . . .“ Gleichzeitig ließ er Desaix durch den Generalstabschef Berthier wiederholen, daß er seine Truppen immer beisammenhalten und sie nicht verteilen solle, um den Feind von allen Seiten zu fassen, da derartige Bewegungen viel zu ungewiß seien.

An der Spitze von 4000 Mann, worunter 1000 Mann Reiterei nebst neun Geschützen, brach Desaix am 16. Dezember von Beni-Suef auf. Unter ihm befehligten die Brigadegenerale Friant, Belliard und Davout Diesem war die Reiterei unterstellt, die erst kurz vorher beritten gemacht worden war.

Ohne den Truppen unterwegs viel Ruhe zu gönnen, marschierte Desaix uber Feschn, Minjeh und Siut nach Djirdjeh wo man am 29. Dezember ankam. Da die Flotille, die einige Verstarkungen, Lebensmittel und Munition an Bord trug.



Episode aus dem Gefecht von Sediman, 7. Oktober 1798.
Gezeichnet von D. V. Denon, gestochen von Malbeste. (Sammlung Kircheisen.)

noch nicht eingetroffen war, mußte der General einige Wochen in Djirdjeh liegen bleiben.

Endlich kamen die sehnsüchtig erwarteten Schiffe an, und so brach Desaix am 21. Januar 1799 gegen Murad und die mit ihm verbundeten Beis auf, deren Vorposten sich bereits bis zu dem Dorfe Samhud genähert hatten. Desaix wollte dem Gegner jedoch zuvorkommen, und obgleich er dem 14 000 Mann starken Murad kaum 4000 Mann entgegenzustellen hatte, nahm er den Kampf am nächsten Tage an. Trotzdem auf beiden Seiten sich nahezu 20 000 Mann im Treffen befanden, waren die Verluste ganz belanglos! Desaix verfolgte den Feind bis Esneh, ließ hier den General Friant zurück und marschierte dann weiter über Edfu nach Assuan (Syene), wo sich die ersten Nilwasserfälle befinden. Hier traf er am 2. Februar 1799 ein.

Desaix beauftragte jetzt seine Unterführer Belliard, Friant und Davout, die wiederholten Angriffe der Mamelucken, die sich immer von neuem sammelten, zu zerstreuen. Davout schlug Osman-Bei und Hassan-Bei am 11. Februar bei Redesjieh, Belliard die Landbewohner, Araber und Mamelucken vom 8. bis 11. März bei Benut, Desaix selbst am 2. April Hassan-Bei und die Araber bei Bir-el-Bar und Davout am 20. April eine Ansammlung von Arabern und Mamelucken bei Beni-Adin. Dagegen erlitten die Franzosen durch Zerstörung einiger Schiffe am 3. März oberhalb von Benut den größten Verlust an Menschenleben in Ägypten. Manche geben denselben sogar auf 500 Mann an!

Verschiedene Mitglieder des Instituts von Ägypten, vor allem Denon, waren dem General Desaix nach Oberägypten gefolgt, um die Altertümer zu erforschen und zu zeichnen. Eine zweite Kommission unter Führung Girards, bei der sich auch Jollois, Du-Bois-Aimé, Casteix, Villiers und andere befanden, brach erst im März 1799 nach Oberägypten auf.



Das Gefecht von Samhud, 21. Januar 1799
(Nach einer Zeichnung von D. V. Denon)

Denon hatte sich wegen seines sanften und verträglichen Charakters bald viele Freunde unter den Offizieren und Soldaten erworben. Besonders war er mit dem General Desaix sehr befreundet. Durch seine unermüdliche Tätigkeit, die auch die größte Hitze nicht zu vermindern vermochte, war er ein steter Gegenstand der Bewunderung seiner Begleiter.

Unermüdlich war er vor allem, wenn er einen alten Tempel oder ein anderes berühmtes Bauwerk entdeckte, das er sofort abzeichnete. Beständig trug er auf dem Rücken eine Mappe mit Zeichenpapier und an einem Bande um den Hals einen kleinen Sack mit einigen Nahrungsmitteln, vor allem aber mit den nötigen Bleistiften und anderen Zeichenwerkzeugen. Die Offiziere und Soldaten waren immer gern bereit, ihn im Messen zu unterstützen oder, wenn die Sonne zu sehr brannte, mit ihren Körpern Schatten zu bilden. Mit Medaillen, Kunstgegenständen aller Art und Zeichnungen reich beladen kehrte Denon nach Beendigung seiner Reise nach Kairo zurück.

Um die Eroberung Oberägyptens zu vervollständigen, ließ Desaix noch Köser am Roten Meere besetzen, den Hafenplatz, der den Handel des Landes mit Arabien vermittelte. Am 26. Mai 1799 marschierte Belliard von Keneh ab und kam, ohne Widerstand zu finden, am 29. Mai in Köser an. Er ließ hier den Generaladjutanten Donzelot mit 250 Mann zurück und traf bereits am 4. Juni wieder in Keneh ein. Belliard hatte mehr Glück gehabt als der Schiffsleutnant Collot, der Anfang Januar von Suez aus zu Wasser versucht hatte, sich des Hafens zu bemächtigen.

Niederägypten war unterworfen, Desaix war im Begriff auch in Oberägypten die französische Gewalt zur Anerkennung bringen zu lassen, es blieb nur ein Vorstoß nach Suez übrig, um die Eroberung des Landes zu vervollständigen und den Verkehr zwischen dem Mittelländischen und dem



Kampf bei Benut am 8. März 1799.
(Nach einem Gemälde von C. Langlois.)

Roten Meer zu sichern. Bonaparte hatte bereits im Oktober die Absicht, diesen Hafen am Roten Meer zu besuchen, aber verschiedene Umstände hielten ihn davon ab.

Endlich erhielt General Bon am 1. Dezember 1798 Befehl, mit einer Abteilung von 700 Mann, 50 Pferden und zwei Geschützen Suez zu besetzen. Am 3. Dezember brach der General von Kairo auf und über Birket-el-Hadschi und Adscherud kam er am 7. Dezember am Ort seiner Bestimmung an*).

Am 24. Dezember machte sich Bonaparte selbst auf, um den Hafen von Suez zu besichtigen. Ehe er von Kairo abreiste, übergab er dem General Kleber den Oberbefehl über die Hauptstadt und die Provinzen Keljub, Atfieh und Giseh.

In seiner Begleitung befanden sich die Generale Berthier, Dommartin, Caffarelli, der Konteradmiral Ganteaume, der Oberzahlungsanweiser Daure, der Mathematiker Monge, der Chemiker Berthollet, der Zeichner Dutertre, der Physiker Descotils, der Oberingenieur J. M. Lepère, der Geometer Costaz, der Sekretär Bourrienne und verschiedene Türken von Einfluß Zur Bedeckung dienten 100 Guiden zu Pferd und 200 zu Fuß nebst einem Geschütz unter Leitung des Brigadechefs Bessières. Die Truppe wurde noch durch eine beträchtliche Anzahl von Geschäftsleuten vergrößert, die die Gelegenheit wahrnahmen, sicher nach Suez zu kommen, wohin sie Geschäfte riefen**).

Die erste Nacht verbrachte man am Birket-el-Hadschi, auch Pilgersee genannt, die nächste bei dem Baum von Hamra, den man schon aus weiter Ferne sehen konnte.

---

*) Da Bon erkrankte, trat der am 9. Januar 1799 zum Brigadegeneral ernannte Junot an seine Stelle Junot sollte aber am Feldzug nach Syrien teilnehmen und an seiner Stelle wurde der Bataillonschef Sicre zum Befehlshaber von Suez ernannt

**) Bonaparte ließ auch [illegible] wohl eine seltene Erscheinung in der Wüste einen von sechs Pferden bespannten Wagen mitnehmen, doch bediente er sich dessen nicht, da er immer zu Pferd war.

In der Nacht litten alle sehr unter der Kälte, und keiner konnte schlafen. Es fanden sich zwar in der Umgebung zahllose Gebeine von verendeten Kamelen und anderen Tieren, die man zu verbrennen suchte, doch war der Geruch so unangenehm, daß man das Feuer lieber wieder ausgehen ließ.

Einer der Kaufleute wunderte sich sehr, daß der große General der Franken nur drei Leute zu seinem persönlichen Dienst mitgenommen habe. „Ich selbst habe 11 Diener, um mich bedienen zu lassen," sagte er zu Bonapartes Dolmetsch Elias, „und bin doch weiter nichts als ein einfacher Kaufmann. Der aber ist ein Mann, der über das ganze Land verfügen kann. Die Mamelucken waren nicht an so viel Einfachheit und an dieses harte Leben gewöhnt. Es ist nicht erstaunlich, daß sie besiegt worden sind."

Am nächsten Tage, dem 26. Dezember, brach man schon um 3 Uhr morgens auf. Bonaparte war bisher mit der ganzen Abteilung marschiert, doch wollte er noch am selben Tage in Suez ankommen. Er eilte deshalb mit seiner nächsten Begleitung und einigen Guiden voraus, während die Hauptabteilung langsamer marschierte. Bonaparte kam noch am Abend in Suez an, die Hauptabteilung verbrachte aber die Nacht bei dem 5 Stunden von dem Hafenplatz entfernten Brunnen Adscherud, wo sich eine sogenannte Karawanserei zur Aufnahme der Reisenden befand.

Am nächsten Tage, dem 27. Dezember, empfing der Obergeneral die Kapitäne der im Hafen von Suez liegenden Schiffe und andere wichtige Persönlichkeiten des Orts, um sich nach den dortigen Zuständen und der Lage des Handels zu erkundigen, sowie um den Einwohnern die Versicherung zu geben, daß er sie so sehr wie möglich in seinen Schutz nehmen würde.

Der Araber Abdurrahman wunderte sich auch über die Einfachheit Bonapartes und seiner Soldaten. „Er hatte", vermerkte Abdurrahman in seinem Tagebuch, „als ganze



Eine ägyptische Karawanserei
(Gezeichnet von D. V. Denon, gestochen von A. André.)

Nahrung nur drei gebackene Hühner, in Papier eingeschlagen, mit sich, besaß auch weder einen Koch, noch ein Bett, noch ein Zelt. Jeder Soldat trug an der Spitze seines Bajonetts ein Brot, von dem er jeden Tag ein Stück aß; er hatte auch einen kleinen Sack aus Leder, der mit Wasser gefüllt war, und den er um den Hals trug."

Der 28. Dezember ward dazu verwendet, die Mosesquellen, die etwa drei Meilen von Suez auf dem Wege nach der Sinaihalbinsel gelegen sind, zu besuchen. Der Obergeneral, seine Generale und Adjutanten, die Gelehrten und Ingenieure, sowie der größte Teil der berittenen Truppen nahmen an diesem Ausflug teil. Man durchritt den Nordzipfel des Roten Meeres durch eine Furt und kam gegen 2 Uhr nachmittags bei den Mosesquellen an. Auch den Quellen von Nabah wurde ein Besuch abgestattet. Erst spät abends traf man wieder in Suez ein. Auf der Rückreise wäre der Trupp beinahe durch die zurückkehrende Flut überrascht worden, denn man hatte den geeigneten Weg nicht gefunden. General Caffarelli geriet dabei in einen Sumpf, und nur der Aufopferung eines Guiden verdankte er seine Rettung, denn wegen seines hölzernen Beins besaß er nicht die Geschicklichkeit, sich selbst heraushelfen zu können.

Den nächsten Tag beschäftigte Bonaparte sich mit der Anlage von Befestigungen des Hafens von Suez und erkundigte sich auch nach den Handelsinteressen des Hafenplatzes. Am 30. Dezember verließ man wieder die Stadt und traf am Abend in Adscherud ein. Bonaparte sonderte sich aber unterwegs mit einigen Generalen, Gelehrten und Guiden von der Abteilung ab und suchte die Spuren des alten Kanals, der ehemals Suez mit einem Nilarm verbunden hatte, wiederaufzufinden. Er entdeckte sie, und fast vier Meilen lang ritt man auf dem Boden des ausgetrockneten Kanals. Je weiter man vorwärts drang, um so besser war er erhalten. Nach fünf Meilen aber verlor man die Spuren voll-



Soldaten vom Regiment der Dromedare
Gezeichnet und gestochen von Laderer

ständig. In seinem Eifer vergaß Bonaparte Zeit und Ort; er entfernte sich mit wenigen Begleitern immer mehr von der übrigen Abteilung, die ihm gefolgt war. Sein guter Stern ließ ihn jedoch den richtigen Weg einschlagen, und schließlich kamen alle wohlbehalten am Abend des 30. wieder in Adscherud an.

Von hier aus begab sich ein Teil der Kolonne auf geradem Wege nach Kairo zurück; der Obergeneral aber wandte sich mit dem anderen Teil in der Richtung auf Belbes. Die Nacht vom 31. Dezember 1798 zum 1. Januar 1799 verbrachte er auf halbem Wege zwischen Adscherud und Belbes. Am Abend des 1. Januar kam man beim General Reynier in Belbes an. Den nächsten Tag verbrachte Bonaparte mit der Besichtigung der begonnenen Befestigungen, der Truppen und der Umgebung. Am 3. Januar versuchte der Obergeneral mit Berthier und Caffarelli sowie einigen anderen Begleitern die Spuren des Kanals aufzufinden, der von Suez aus hier vorbeiging; die Versuche scheinen jedoch nicht sehr erfolgreich gewesen zu sein.

Die nächsten Tage verwandte er darauf, die weitere Umgebung von Belbes kennen zu lernen. Die Nacht vom 3. zum 4. verbrachte er zwischen Koraïm und Saba-Biar, die vom 4. zum 5. in Saba-Biar und die vom 5. zum 6. wieder in Belbes. Von dort ging es am 6. wieder zurück nach Kairo. Unterwegs jagte man den feindlich gesinnten Arabern eine große Anzahl Kamele ab. Noch am Abend des 6. Januar kam Bonaparte in der Hauptstadt an.

Während der Reise nach Suez hatte Bonaparte den Wert der Dromedare kennen gelernt. Als er wieder nach Kairo zurückgekehrt war, gab er am 9. Januar den Befehl zur Bildung eines Regiments von acht Kompagnien. Die Versuche, die er durch seine Adjutanten Eugène Beauharnais und Edouard Colbert anstellen ließ, fielen zu seiner ganzen Zufriedenheit aus.

Bewaffnet waren die Reiter mit Gewehr, Bajonett, kurzem Säbel, Dolch, einem Paar Pistolen und einer langen Lanze. Als Kopfbedeckung trugen sie einen weißen Turban, eine himmelblaue Uniform mit weißen Metallknöpfen und einen Mantel mit einem Kragen aus weißer Wolle.

Manchmal nahm noch auf dem Rücken des Dromedars ein Infanteriesoldat Platz, der dem Reiter den Rücken zukehrte. Bei der Mäßigkeit und der Schnelligkeit der Tiere leisteten sie gegen die Beduinen in der Wüste und während des Feldzugs in Syrien dem Heere große Dienste.

Es galt bald als große Ehre, in dieses Regiment aufgenommen zu werden.

ACHTZEHNTES KAPITEL

DAS INSTITUT VON ÄGYPTEN

Als der Plan der Eroberung Ägyptens vom Direktorium, von Bonaparte und von Talleyrand beraten wurde, vernachlässigte man nicht die kulturelle Bedeutung des Unternehmens. Man hoffte nicht allein Englands außereuropäische Besitzungen zu bedrohen, sondern auch eine Kolonie zu gründen und das alte und neue Ägypten wissenschaftlich zu erforschen. Dieser dritte Zweck sollte sogar derjenige sein, der die wichtigsten und dauerndsten Früchte trug, denn seit jener Zeit erst wurde die Erforschung des wunderbaren Landes und seiner Geschichte wissenschaftlich betrieben. So gehen die Pläne Lesseps' zur Durchstechung der Suezlandenge unmittelbar auf die Untersuchungen und Schlüsse Lepères des älteren vom Jahre 1799 zurück.

Am 26. März 1798 bat Bonaparte den Minister des Innern François de Neufchâteau, daß sich eine Anzahl Gelehrter bereithalten möchte, um sich auf den ersten Befehl hin nach Bordeaux*) zu begeben. Es waren die Astronomen Dangos und Duc-Lachapelle; die Geometer Costaz, Fourier, Monge und Molard; der Brigadechef der Luftschifferabteilung Conté; die Naturforscher Thouin, Etienne Geoffroy Saint-Hilaire und Delisle; der Mineralog Dolomieu, der Chemiker

*) Um nicht Vermutungen über das wahre Ziel des Feldzuges aufkommen zu lassen, erhielten sie die Weisung, sich nach verschiedenen Hafenplätzen zu begeben. Erst Ende April bekam zum Beispiel Villiers du Terrage Befehl, nach Lyon und dann nach Toulon zu reisen.

Berthollet und der Antiquar Dupuis. Desgleichen sollten sich folgende Personen zum Aufbruch nach Vlissingen bereitmachen: Die Ingenieure der Brücken und Landstraßen Isnard, J. M. Lepère der ältere, Gratien Lépère, Lancret, Lefebvre, Chézy und der Dolmetsch Panuzen.

Am selben Tage erhielt Talleyrand, der Minister des Außern, von Bonaparte die Weisung, die Bürger Raige und Bellestre, sowie die ehemaligen Zöglinge der orientalischen Schule in Paris Jaubert, Chézy und Laporte zurückzuhalten. Sie waren nämlich im Begriff, nach Konstantinopel abzureisen.

In der Sitzung des Direktoriums vom 2. April legte der Minister des Innern eine erweiterte Liste der Gelehrten vor, die der General Bonaparte zu einer besonderen Sendung bestimmt hatte. Sie erhielten den Befehl, nach Bordeaux zu fahren.

Mit der Leitung des Gelehrtenausschusses wurde der General Caffarelli betraut. Er hatte auch für den Ankauf der zahlreichen wissenschaftlichen Werkzeuge, Bücher und dergleichen zu sorgen, die nach Ägypten mitgenommen werden sollten.

Bourrienne gibt in seinen Memoiren ein oberflächliches Verzeichnis der Bücher der Feldbibliothek. Er oder die Herausgeber seiner Memoiren behaupten, daß Bonaparte die Liste eigenhändig niedergeschrieben habe. Das Schriftstück ist zwar nicht aufgefunden worden, aber an seiner Echtheit ist nicht zu zweifeln. Bourrienne wurde jedoch nicht, wie er angibt, beauftragt, die Bücher anzuschaffen. Vielmehr übernahm diese Aufgabe der Schriftsteller und Volkswirtschaftler J. B. Say. Arnault will seinen Erinnerungen zufolge den schöngeistigen Teil der Büchersammlung angekauft haben. Jedenfalls war die Bibliothek viel zahlreicher – die meisten Bücher waren in mehreren Exemplaren vorhanden – als sie Bourrienne angibt. Es fehlen in der Liste auch

technische, medizinische und architektonische Werke, ferner verschiedene Kartensammlungen. Auch vermißt man in dem Verzeichnis Bourriennes die Reisebeschreibungen von Tott, Volney, Savary und anderen. Auf Grund dieser Darstellungen sowie der handschriftlichen Denkschriften von Magallon, Réal, Dubois-Thainville, Poussielgue und anderen, sowie der Sammlung von Denkschriften, die Vizeadmiral Rosily im September 1797 an Monge nach Italien sandte, konnte sich Bonaparte seine erste Ansicht von Land, Leuten und Zuständen in Malta und Ägypten bilden.

Bald nachdem die ersten Gelehrten und Ingenieure bezeichnet worden waren, verbreitete sich in Paris und in der Provinz das Gerücht, daß sich außer dem Landungsversuch in England noch ein Feldzug nach der Levante vorbereite. Zahlreiche Gelehrte, Künstler und Schriftsteller wandten sich daher aus freien Stücken an den General Caffarelli oder an bereits ernannte Gelehrte, um ebenfalls bei dem neuen Unternehmen nach dem Orient verwendet zu werden.

Die Zahl der Mitglieder des Gelehrtenausschusses wuchs daher immer mehr an. Die letzte amtliche Liste ist vom 15. April datiert. Es befanden sich aber manche dabei, die entweder zurücktraten oder in Malta blieben. Schließlich gesellten sich noch verschiedene Leute hinzu, die zwar als Offiziere oder Verwaltungsbeamte nach Ägypten gegangen waren, die jedoch an der Karte von Ägypten oder an sonstigen Arbeiten der Gelehrten beteiligt waren. Die Kommission umfaßte im ganzen nicht weniger als 197 Personen, von denen aber 22 abzuziehen sind, die entweder in Frankreich oder in Malta zurückblieben, so daß sich die endgültige Zahl auf 175 verringert.

Die Bedeutung des Gelehrtenausschusses wurde von manchen im Heere zu gering angesehen, von anderen zu hoch eingeschätzt. Es befanden sich darunter zwar zahlreiche Gelehrte von Ruf, aber auch viele Anfänger oder Künstler

ohne Fähigkeiten, die sich, wie es meist geschieht, den Namen von Gelehrten anmaßten und demnach auftraten. So wurde diese Gelehrtengesellschaft wegen einiger schlechten Bestandteile nicht allein von den Soldaten, sondern auch von vielen Offizieren mit Verachtung behandelt*). Bona-



Abbildung einer in der Umhüllung einer Mumie gefundenen Handschrift.

parte hatte oft große Mühe, das gute Einvernehmen zwischen seinen Soldaten und den Gelehrten aufrechtzuerhalten. Arnault erzählt in seinen Erinnerungen eine hübsche Anekdote, wie Bonaparte einen Offizier während der Überfahrt nach Malta bestrafte, weil er dem Chemiker Berthollet gegenüber die Achtung schuldig geblieben war.

*) Es ist bekannt, daß die Soldaten die Gelehrten „ânes" (Esel) nannten.

Schon in Toulon wurden die Männer der Wissenschaft vielfach verhöhnt. Im Heere glaubte man nämlich, sie seien die Anstifter des Feldzuges gewesen und wollten sich auf Kosten der armen Soldaten bereichern, die ihr Leben nutzlos aufs Spiel setzten. Besonders auf dem Marsche von Alexandria nach Damanhur entlud sich ihr Zorn auf die armen Gelehrten, die man für die auszustehenden Leiden und Entbehrungen verantwortlich machte. Später besserte sich allerdings diese schlechte Meinung, als man sah, daß man den wissenschaftlichen Forschungen viele Annehmlichkeiten verdankte.

Als die Flotte in Agypten angekommen war, und man an die Eroberung des Landes ging, wären die Gelehrten auf dem Marsche nur hinderlich gewesen. Bonaparte nahm daher nur einige Gelehrte in seinem Hauptquartier mit sich und ließ die Mehrzahl teils in Alexandria bei Kleber, teils in Rosette bei Menou zurück. Erst am 21. August gab er Kleber Befehl, die Gelehrten und Ingenieure von Alexandria nach Kairo kommen zu lassen. Am selben Tage erging auch die Aufforderung an Menou in Rosette, die Männer der Wissenschaft nach der Hauptstadt zu senden.

Jetzt, nachdem die Eroberung Unterägyptens vollbracht war, konnte sich Bonaparte mit der Gründung eines Instituts beschäftigen, dem die wichtigsten Gelehrten angehören und die die zahlreichen Arbeiten ausführen oder überwachen sollten.

Die Gründung des Instituts von Agypten erfolgte durch Beschluß vom 22. August 1798*). Das Institut sollte den Fortschritt des Landes fördern, neue Ideen verbreiten, naturwissenschaftliche, industrielle und historische Studien

*) Am 20. August wurden Monge, Berthollet, Caffarelli, Geoffroy de Saint-Hilaire, Costaz, Desgenettes und Andreossy beauftragt, sich am nächsten Tage zu versammeln, um die Satzungen festzusetzen und die Mitglieder für die gelehrte Gesellschaft zu bezeichnen.

über Ägypten betreiben; endlich sollte es seine Ansichten über gewisse Fragen abgeben, die ihm von der Regierung vorgelegt würden.

Die gelehrte Versammlung sollte aus folgenden vier Abteilungen bestehen:

I. Abteilung für Mathematik.

Bonaparte, Fourier, Costaz, Nouet, Quesnot, J. M. Lepère, Girard, Leroy, Andréossy, Say*), Malus und Monge.

II. Abteilung für Physik.

Berthollet, Dolomieu, Conté, Geoffroy Saint-Hilaire, Descotils, Savigny, Dubuis**), Desgenettes, Champy und Delile.

III. Abteilung für Volkswirtschaft

Caffarelli***), Gloutier, Sucy†), Sulkowski, Tallien und Poussielgue.

IV. Abteilung für Literatur und Kunst.

Parseval, Venture††), Norry†††), Dutertre, Denon, Rigel, Redouté und ein griechischer Priester*†).

Da sich der Sitz des Instituts in Kairo befand, wurden nach dem Pariser Vorbild nur solche Mitglieder aufgenommen, die ihren Aufenthaltsort in der Hauptstadt hatten. Später aber wurden noch Desaix und Reynier in die volkswirtschaftliche Abteilung und Kleber in die Abteilung für Literatur und Kunst aufgenommen. Nach der Abreise Bonapartes aus Ägypten fanden noch weitere Änderungen unter den Mitgliedern statt.

Die erste Sitzung des Instituts fand am 23. August statt.

---

*) An seine Stelle trat später Lancret

**) An seine Stelle trat später Larrey, in diese Abteilung wurde noch Beauchamp aufgenommen.

***) An seine Stelle trat später Corancez.

†) An seine Stelle trat später Bourrienne

††) An seine Stelle trat später Ripault

†††) An seine Stelle trat später Architekt Lepère

*†) Ist Raphael de Monarchis zugefügt zu dieser Abteilung wurde Rigo.

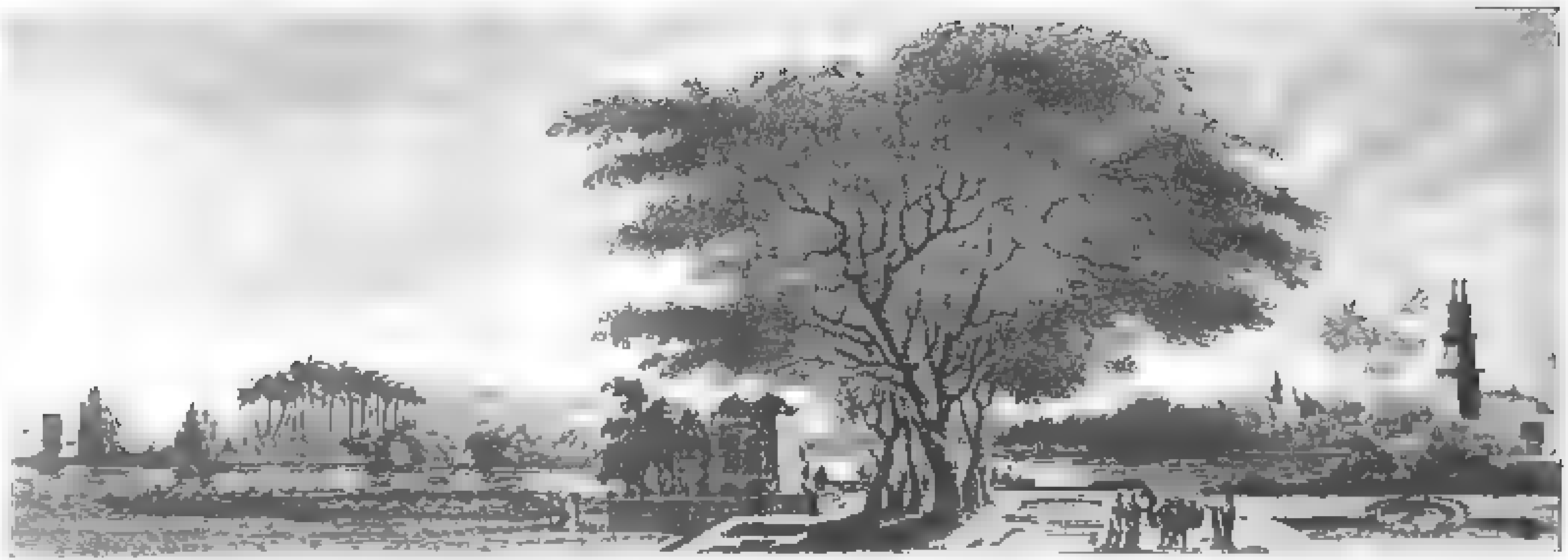
Zum Präsidenten wurde Monge, zum Vizepräsidenten Bonaparte und zum beständigen Sekretär Fourier, alle aus der mathematischen Abteilung, gewählt. Bereits in der Eröffnungssitzung brachte Bonaparte verschiedene allgemeine Fragen zur Sprache, deren Studium und Beantwortung je einem Ausschuß überwiesen wurden.

Die ersten Arbeiten der gelehrten Versammlung bezogen sich selbstverständlich zunächst auf die Wohlfahrt des Heeres und der Bevölkerung. Es sollten Mittel gefunden oder geschaffen werden, die Öfen zum Brotbacken zu verbessern, den Hopfen bei der Bierbereitung durch etwas anderes zu ersetzen, das Nilwasser zu reinigen und schmackhafter zu gestalten, Wind- und Wassermühlen anzulegen, Rohmaterialien zur Pulveranfertigung zu finden und die Rechtspflege und den öffentlichen Unterricht zu heben*).

Zum Aufenthalt bekam das Institut das Haus Hassan-Kascheffs im Nasriehviertel mit einem großen Garten angewiesen. Alle fünf Tage sollten Sitzungen stattfinden.

Unglücklicherweise war der „Patriote", der außer dem Material für den Luftballon zahlreiche Werkzeuge und wissenschaftliche Instrumente an Bord hatte, bei der Landung bei Alexandria gescheitert. Als dann die Empörung Kairos stattfand, ging ein weiterer Teil der physikalischen Instrumente verloren, die im Hause Caffarellis aufbewahrt wurden. Man sah sich daher oft gezwungen, mit ganz unzulänglichen Mitteln neue Instrumente anzufertigen. Große Genialität entwickelte dabei Conté, der eine außerordentliche Geschicklichkeit besaß und nie versagte, wenn es sich darum handelte, die Theorie in der Praxis anzuwenden. Er hatte,

*) Das „Institut de France" ernannte in seiner Sitzung vom 16. Dezember 1798 einen Ausschuß der Gelehrten Laplace, Fourcroy, Lacépède, Fleurieu, Volney, Grégoire, Dupuis, Mongez und Langlès, um dem Zweiginstitut in Kairo verschiedene Fragen zur Beantwortung vorzulegen. Wegen der Unmöglichkeit, regelmäßig zwischen Paris und Kairo und umgekehrt miteinander zu verkehren, mußte man bald auf dieses Zusammenarbeiten verzichten.



Der Garten des Instituts von Kairo.
(Gezeichnet von D. V. Denon, gestochen von Fryhe)

wie sich Monge ausdrückte, alle Wissenschaften in seinem Kopfe und alle Künste in seinen Händen.

Bonaparte war bei den meisten Sitzungen des Instituts zugegen; und auch hier belebte er alle durch seine Gegenwart. Jeder suchte das Beste zu leisten, was in seinen Kräften stand, wenn auch die Hilfsmittel noch so unzulänglich waren. Keiner wollte sich von den anderen übertreffen lassen.

In den Sitzungen herrschte vollkommene Gleichheit. Hier war der General Bonaparte nichts weiter als der Bürger Bonaparte, ein Mitglied wie jeder andere. Niemand scheute sich, dem Obergeneral zu widersprechen, wenn er glaubte, es besser zu wissen. Oft nahm der General an den mündlichen Erörterungen teil, besonders wenn es sich um wirtschaftliche Fragen handelte, die Heer und Land angingen. Äußerst interessant gestaltete sich die Sitzung vom 12. Oktober, in der er zahlreiche Fragen stellte und wichtige Maßnahmen anordnete.

Während der Anwesenheit Bonapartes in Ägypten und auch nach seiner Abreise wurden zahlreiche Arbeiten vorgenommen. Es wurde die geographische Lage von Alexandria, Rosette, Damiette, Kairo, Belbes, Suez, von verschiedenen anderen Teilen des Landes, den Seen und Kanälen, selbst eines Teils von Syrien aufgenommen.

Ende 1798 und Anfang 1799 bereisten Berthollet, Fourier, Redouté der Jüngere, Duchanoy und Regnault in Begleitung des Generals Andréossy und seiner Truppen die Gegend der Natronseen, um dort Beobachtungen aller Art anzustellen. Denon, Schouani, ferner Girard, Costaz, Fourier und viele andere jüngere Gelehrte besuchten Oberägypten. Dabei entdeckten Denon und Desaix den berühmten Himmelskreis im Tempel von Dendera. Die beste Zeichnung dieses Kreises wurde von Villiers du Terrage und Jollois angefertigt.

Lathuille erforschte Menufieh und Garbieh, Jomard, Martin und Bertre das Fajum, Burel die Provinz Giseh.

Geoffroy de Saint-Hilaire untersuchte die Fische des Nils und des Sees Mensaleh, Arnollet und Champy der jüngere die Mineralien des Roten Meeres, Delile die Pflanzen des Deltas, Costaz die Bestandteile des Wüstensandes, Regnault den fruchtbaren Nilschlamm, Berthollet und Descotils die Farbstoffe der Pflanzen, Monge die Mosesquellen bei Suez.

Conté entfaltete eine ungemein fruchtbare Tätigkeit in der Erfindung der mannigfachsten Maschinen. Obgleich die wichtigsten Bestandteile für den mitgebrachten Luftballon verloren gegangen waren, so brachte er es doch so weit, dreimal Mongolfieren mit mehr oder weniger Erfolg steigen zu lassen.

Desgenettes, Larrey, Bruant und andere Ärzte beschäftigten sich mit ihrer Wissenschaft, besonders mit der Erforschung der Ursachen der Pest und einer Augenentzündung, die sowohl unter der Bevölkerung des Landes als auch unter dem Heere viele Opfer forderte. Sie war in Oberägypten am verbreitetsten; deshalb zählte Desaix die meisten Kranken in seiner Division.

Es wurde auch eine Bibliothek zur Benutzung für die Offiziere und Zivilbeamten angelegt, ein chemisches Laboratorium und Physikalienkabinett gegründet und eine Druckerei eingerichtet*). Diese stand unter der Leitung Marcels des älteren. Sein Sohn hatte schon in Paris alle aufzutreibenden arabischen und griechischen Buchstaben zusammensuchen müssen.

In dieser Nationaldruckerei wurden die Tagesbefehle an das Heer und allerlei Verordnungen für die Bevölkerung in zwei Sprachen gedruckt. Selbst ein Wörterbuch und eine Grammatik gingen aus dieser Druckerei hervor.

*) Bonaparte beabsichtigte sogar die Anlage einer Sternwarte.

Bald nach der Einrichtung des Instituts von Kairo wurden zwei Zeitungen ins Leben gerufen, „Le Courrier d'Egypte" und „La décade égyptienne". Die erste Nummer des „Courrier d'Egypte" erschien am 11. September 1798. In dieser Zeitung wurden die Verhandlungen der Sitzungen des Instituts und die Denkschriften der Gelehrten veröffentlicht; sie diente also nur wissenschaftlichen Zwecken. Der „Courrier d'Egypte" wurde zuerst von Fourier, dann von Costaz, später von dem unermüdlichen und vielseitigen Desgenettes geleitet.

Das andere Blatt, „La décade égyptienne" diente politischen Zwecken und enthielt nur politische und allgemein interessierende Nachrichten, die Heer und Bevölkerung angingen. Es wurde von Marcel gedruckt, von Parseval de Grandmaison und Tallien herausgegeben und erschien zum ersten Male am 1. Oktober 1798.

Eine der wichtigsten Arbeiten der Gelehrten und Ingenieure war die Erforschung des ehemaligen Kanals, der von Suez nach einem der Nilkanäle ging, und die Möglichkeit eines Durchstichs der Suezhalbinsel. Im Altertum und im Mittelalter war öfters eine Verbindung zwischen dem Roten und dem Mittelländischen Meere hergestellt worden, aber die Kanäle waren teils infolge Versandung oder Vernachlässigung, vielleicht auch absichtlich unbrauchbar gemacht und ihre Spuren verwischt worden.

In den letzten Tagen des Jahres 1798 hatte Bonaparte schon versucht, den ehemaligen Kanal von Suez aus zu verfolgen, doch hatte er bald dessen Spuren verloren. Ein Ausschuß von Gelehrten sollte nach seiner Rückkehr nach Kairo nochmals nach Suez aufbrechen, um die Untersuchungen fortzusetzen und zu vertiefen und die Höhe der Wasserspiegel der beiden Meere zu ermitteln.

Am 15. Januar 1799 brachen die beiden Ingenieure Lepère und Saint-Génis nebst einer militärischen Bedeckung



Die große Sphinx.
Gestochen von Fryßey nach einer Zeichnung von D. V. Denon.
(Sammlung Kircheisen.)

unter Junot nach Suez auf und begannen am 31. Januar von dort aus ihre Forschungen. Man folgte dem Kanal eine Strecke lang und schätzte seine Tiefe auf 4 bis 7 Meter und seine Breite auf 25 bis 30 Meter. In der Nähe der Bitterseen verloren jedoch auch sie bald die Fortsetzung. Noch schwieriger war es für sie, den Ausgang des Kanals auf der anderen Seite der Bitterseen zu finden. Schließlich ging der Kolonne das Trinkwasser aus. Nachdem sie einem Überfall der Araber glücklich entgangen waren, kamen die Ingenieure mit ihrer militärischen Bedeckung am 9. Februar 1799 nach Kairo zurück. Sie gedachten ihre Forschungen unter günstigeren Bedingungen wieder aufzunehmen, doch die Vorbereitungen für den Feldzug nach Syrien, der alle Kräfte in Anspruch nahm, vereitelte zunächst ihre Absicht.

Im September 1799 ordnete Kleber eine zweite Nachforschung und im November eine dritte an. J. M. Lepère und seine Begleiter verließen am 16. November 1799 Kairo und fanden, daß die Oberfläche des Roten Meeres 9,908 m höher als die des Mittelländischen Meeres gelegen sei. Dies beruhte allerdings auf einem Irrtum, doch bestand derselbe in einem Rechenfehler um 8,67 m auf der Seite nach Suez zu. Als Talabot im Jahre 1847 und Ferdinand von Lesseps in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts die Pläne zum Durchstich des Kanals wieder aufnahmen, mußten sie die meisten Ergebnisse der Forschungen Lepères und seiner Ingenieure anerkennen.

Schließlich möchte aus der Unzahl von Arbeiten und Entdeckungen in Ägypten noch die Auffindung eines Steins erwähnt werden. Auf Grund der darauf eingegrabenen Inschriften ward die Entzifferung der Hieroglyphen möglich. Im August 1799 fand der Genieoffizier Bouchard bei Rosette eine Granitplatte, die eine Inschrift in griechischer, demotischer Schrift und in Hieroglyphen enthielt! Der Stein ward nach Kairo gebracht und von den Sprachforschern

untersucht. Jomard veröffentlichte darüber in dem großen Werke „Description de l'Egypte“ eine Abhandlung. Später fiel der Stein in die Hände der Engländer und gelangte ins Britische Museum, wo Champollion der Jüngere in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift fand.

Um die Erforschung des alten und des neuen Ägyptens planvoller zu gestalten, bildete Kleber am 19. November 1799 nach der Abreise Bonapartes nach Europa einen neuen Ausschuß und ließ folgenden Arbeitsplan ansetzen: I. Gesetzgebung, Gebräuche und Religion. — II. Verwaltung. III. Polizei. IV. Regierung und Geschichte. — V. Militärisches. — VI. Handel und Industrie. — VII. Ackerbau. VIII Naturgeschichte und Bevölkerung. — IX. Denkmäler und Kleidung. — X. Geographie und Wasserkunde.

Die Arbeiten des Instituts in Ägypten wurden nach der Rückkehr der Gelehrten nach Europa geordnet, erweitert und in dem umfangreichen Werke „Description de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française, publié par les ordres de Sa Majesté l'empereur Napoléon le Grand“ niedergelegt. Der erste Band erschien im Jahre 1809, der letzte 1828. Das Werk umfaßt 9 Bände Text und 14 Bände Karten und Abbildungen, wovon manche sogar im sogenannten Elefantfolio.

Ende des dritten Bandes.

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIVEN BEIGABEN

A. VOLLBILDER

Seite

B. ABBILDUNGEN UND FAKSIMILES VON SCHRIFTZÜGEN IM TEXT

INHALTSVERZEICHNIS

DER FELDZUG NACH ÄGYPTEN 1798—1799

Seite